

Lob der Städte, Ursula von der Leyen, Italiener können's besser

Nummer 33 – 19. August 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Unternehmerin des Jahres

Popstar Rihanna, 33, steigt in den Klub der Milliardäre auf.

Thomas Würdehoff

Die Afghanen kommen

Worauf sich die Welt und die Schweiz gefasst machen müssen.

Urs Gehriger und David Petraeus

Wer hat die mittelalterliche Wärmeperiode ausradiert?

Die Spuren führen nach Bern. *Sebastian Lüning*

4 194707 006904 33

GROSSE BÜCHER GROSSE AUTOREN

Eine Gesprächs- und Lesereihe der Literaturkritikerin und Autorin Dr. Pia Reinacher
in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Zürich



DR. JÜRGEN ACKLIN
LUKAS BÄRFUSS
CATALIN DORIAN FLORESCU
PROF. DR. ALLAN GUGGENBÜHL
PROF. DR. DANIEL HELL
DR. WOLFGANG HERLES
THOMAS HÜRLIMANN
PROF. DR. LUTZ JÄNCKE
DANIEL KEHLMANN
DR. BODO KIRCHHOFF
MICHAEL KRÜGER
GERTRUD LEUTENEGGER
SIBYLLE LEWITSCHAROFF
JONAS LÜSCHER
EVA MENASSE
DR. ROBERT MENASSE
MARTIN MOSEBACH
PROF. DR. ADOLF MUSCHG
MONA PETRI
RALF ROTHMANN
PROF. DR. RÜDIGER SAFRANSKI
LEA SINGER
DR. ARNOLD STADLER
PETER STAMM
JENS STEINER
ALAIN CLAUDE SULZER
DR. PIA REINACHER Moderation

5 Jahre, 9 Ausgaben, 30 internationale Autoren
Gespräch mit Rüdiger Safranski, 30. August, 19.30 Uhr

Universität Zürich und online

Sponsoring: MUELLER Consulting & Partner GmbH

www.vhszh.ch | www.grossebuechergrosseautoren.ch

Joe Bidens Saigon

Noch am 2. Juni 2021 meldete die amerikanische Botschaft in Kabul begeistert, der Monat Juni stehe im Zeichen der LGBTQ-Gemeinschaft. Die Vereinigten Staaten, hiess es, respektierten «Würde und Gleichheit» aller Geschlechter und sexuellen Orientierungen in Afghanistan. Die örtliche Universität hatte bereits ein Masterprogramm für «Gender-Studien» eingeführt. Das wilde Land am Hindukusch, so lautete hier die Botschaft, sei auf allerbestem Weg, nach den Werten und Vorstellungen seiner westlichen Besatzer in die Zukunft abzuheben.

Illusionen verbreitete an einer Medienkonferenz am 8. Juli dieses Jahres auch US-Präsident Joe Biden. Auf die Frage, ob die weitverbreitete Korruption der Grund für das Scheitern des amerikanischen Engagements in Afghanistan sei, gab der Chef im Weissen Haus trotz zurück: Das Engagement sei keineswegs gescheitert. Und die Möglichkeit, dass die Taliban das Land «überrennen und übernehmen», sei «hochgradig unwahrscheinlich». Auf keinen Fall werde es Szenen wie 1975 in Vietnam geben, als die US-Botschaft in Saigon mit Helikoptern evakuiert werden musste.

Nun ist Joe Biden gewiss nicht der erste und einzige amerikanische Präsident, der mit seinen aussenpolitischen Diagnosen kolossal danebenlag. Die Amerikaner haben ein bewundernswertes Talent dafür, sich von ihrem Idealismus anfeuern, zu Höchstleistungen anspornen zu lassen. Das ist grossartig, inspirierend und eine Grundlage für ihren beeindruckenden Erfolg. Auf der anderen Seite haben sie die weniger erbauliche Neigung, sich von ihren Idealen, von ihrem Optimismus regelmässig blenden, berauschen zu lassen. Das kann dann fürchterlich schiefgehen.

Natürlich ist das, was jetzt in Afghanistan abläuft, für die Amerikaner und ihren Präsidenten ein unfassbares Debakel. Weniger die Tatsache, dass man sich nach einem zwanzigjährigen militärisch-diplomatischen Einsatz aus einem uneinnehmbaren Gebirgsstaat zurückzieht, ist das Problem. Erschütternd ist die Inkompetenz, mit der die Operation durchgeführt wurde. Hals

über Kopf haben die US-Truppen die Flucht ergriffen, ihre Verbündeten im Stich gelassen und modernstes Armeematerial zurückgelassen. Und, ja, auch über der US-Botschaft in Kabul kreisten schliesslich die Hubschrauber.

Präsident Biden hatte den Abzug aus Afghanistan als symbolpolitischen Festakt pünktlich zum Zwanzig-Jahr-Jubiläum der Terroranschläge vom 9. September 2001 geplant, als die Amerikaner ihre Mission gestartet hatten. Es kam ganz anders. Schreckliche Parallelen fallen auf: Wie damals in New York, als nach dem Flugzeugeinschlag in die Twin Towers Menschen vom Himmel fielen, stürzten auch diesmal Menschen vom Himmel in den Tod. Sie hatten sich in ihrer Verzweiflung auf dem Rollfeld des Flughafens Kabul an eine startende US-Rettungsmaschine geklammert.

In einer ersten, späten Ansprache verteidigte Biden seinen Rückzug, ohne allerdings die Verantwortung dafür zu übernehmen. Er identifizierte die Schuld bei seinen Vorgängern von Bush, Obama bis Trump. Schwere Vorwürfe

machte er den afghanischen Streitkräften und den Politikern, die sich wie Feiglinge aus dem Staub gemacht hätten. Kein Wort der Kritik fiel gegen die Taliban. Die Gotteskrieger, bärtige Urmenschen aus den Bergen, geben sich nach ihrem Handstreich erstaunlich gemässigt. Tausende von Afghanen fliehen trotzdem, weil sie einen Rückfall ins Mittelalter befürchten.

Biden, Ritter der traurigen Gestalt, verkauft seine Kapitulation als Erfolg und das Flucht-Fiasko als Ausfluss staatspolitischer Weisheit. Ob sich diese mutige Deutung durchsetzen wird? Für die Amerikaner bedeutet der Abzug den Verlust wichtiger Truppen- und Operationsbasen. Afghanistan könnte unter den Taliban wieder zu einem Nistplatz für Terroristen werden. Die Russen und die Chinesen strecken ihre Greifarme aus, um das machtpolitische Vakuum zu füllen. Europa darf die Flüchtlingsströme bewältigen, die das amerikanische Scheitern vielleicht auslöst.

Und die Schweiz? Sie scheint schon mit der Rückführung ihrer Entwicklungshelfer überfordert. Bundesrat Cassis sprach vor den Medien leichenbleich von «Krisenmodus». Auch das Schweizer Aussendepartement setzte Millionen in den Sand, um in Afghanistan mit heroischer Vergeblichkeit «eine friedliche Gesellschaft mit rechtsstaatlichen und bürgernahen Institutionen» aufzubauen. Nicht einmal die Amerikaner waren so naiv, die streng islamgläubigen Stämme in ihren unbezähmbaren Berglandschaften mit «nation building» zu beglücken.

Inzwischen verlangen linke Politiker vom Bund die Aufnahme von Tausenden von Flüchtlingen. Ein neuerliches Asylchaos mit Schwerintegrierbaren bahnt sich an. Warum lässt man nicht zuerst die Nato-Staaten die Konsequenzen ihrer verpfuschten Einmischungs- und Kolonialpolitik tragen? Die Schweiz kann sich daran beteiligen, afghanischen Kriegsvertriebenen in der Nähe ihrer Heimat Schutz zu bieten. Leider werden sich viele Politiker die Chance nicht entgehen lassen, ihr gutes Herz zu inszenieren mit Wohltaten, die andere bezahlen müssen. R. K.

Amsel,
Drossel,
grauer Star.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



David Petraeus über Afghanistan, das frechste Hilfswerk der Schweiz, Marcel Bayard, Polizisten im Corona-Widerstand

«Was sich hier abspielt, ist wirklich katastrophal», sagt der ehemalige CIA-Direktor und General David Petraeus über das Fiasko in Afghanistan. Im Gespräch mit Urs Gehriger geht er scharf ins Gericht mit der Regierung Biden. Der überstürzte und zu radikale Truppenabzug habe zum Kollaps der afghanischen Luftwaffe und schliesslich zur Kapitulation der Bodentruppen geführt. Als Folge des Taliban-Triumphs sei zu befürchten, dass «Millionen von Afghanen» die Flucht ergreifen. «Unsere wichtigsten Stützpunkte in Zentralasien für die Durchführung der regionalen Antiterrorismus-Kampagne gehen verloren», sagt der ehemalige Kommandant der US-Streitkräfte am Hindukusch. Und er warnt davor, dass al-Qaida erneut versuchen könnte, Basen in Afghanistan zu errichten. **Seite 16**

Noch kein Jahr ist es her, dass der Bund der Nichtregierungsorganisation Solidar Suisse auf die Finger klopfte. Er verlangte Steuergelder zurück, die Solidar Suisse unerlaubt im Abstimmungskampf um die Konzernverantwortungsinitiative eingesetzt hatte. Allerdings war die therapeutische Wirkung der Massnahme nur von kurzer Dauer. Mittlerweile politisiert der Genfer SP-Ständerat Carlo Sommaruga auch in seiner Funktion als Solidar-Suisse-Präsident wieder munter drauflos. Ein Anlass für die *Weltwoche*, den Jahresbericht von Solidar Suisse genauer anzusehen. Die Zahlen fördern Erstaunliches zutage. **Seite 22**



Kollateralschäden: Polizisten im Corona-Widerstand.

Manche trauen ihm den Sprung in die Kantonsregierung zu. Doch Marcel Bayard, Koordinator der C-Parteien im Walliser Parlament, holt jetzt eine Alimente-Affäre ein. Der verheiratete Familienvater von zwei Kindern zahlt seit Jahresbeginn für eine aussereheliche Tochter 1800 Franken pro Monat zu wenig. Und es kommt noch dicker: Der Mittelschullehrer, Gewerkschafter und christlich-soziale Grossrat, der seine gesundheitlich angeschlagene Tochter seit drei Jahren nie mehr gesehen hat, will in Zukunft monatlich nur noch mickrige 400 Franken Alimente zahlen. **Seite 34**

Das Corona-Regime hat die Gesellschaft in zwei unversöhnliche Lager gespalten: Während die einen jede Lockerung als Angriff auf

die Volksgesundheit empfinden, lehnen andere die Massnahmen der Regierungen als schädlich und willkürlich ab. Mit dem Impfzertifikat steigt das Konfliktpotenzial. Der Corona-Graben geht gemäss den Recherchen von Redaktor Alex Baur auch quer durch die Polizeikorps, die Fronten erscheinen hier sogar noch verhärteter als anderswo. Die Polizisten sind tagtäglich mit den Zwangsmassnahmen, welche viele von ihnen gegen ihre innerste Überzeugung durchsetzen müssen, und deren Kollateralschäden konfrontiert. Polizisten, die in ihrer Freizeit heimlich mit den «Freunden der Verfassung» gegen das Corona-Regime ankämpfen, haben Reporter Alex Baur einen Einblick in ihre Gefühls- und Gedankenwelt gewährt. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Kannst du's noch?

#lookingat
wildanimals



Inkl. Gratis-
Eintritt
Zoo Basel

#eatinglike
afoodie



Inkl. Gratis-
FoodTour

#shoppingbag
holding



Inkl.
CHF 50.-
Einkaufs-
gutschein

#doing
nothingat
thebeach



Inkl. Gratis-
Wickelfisch

Basel macht dich wieder ferienfit!

Schnapp dir dein Basel-Package:
Souvenir geschenkt!
Jetzt buchen auf [basel.com](https://www.basel.com)



THIS IS
BASEL



Schwarze Diva: Rihanna. Seite 20



Katastrophe am Hindukusch: Seite 16



Verschwundene Hitze: Seite 32

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Bundesamt für Klimapanik
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Roger Federer
- 10 Tagebuch Wolfgang Kubicki
- 12 Bern Bundeshaus
Seine Gegner spucken Gift und Galle
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Die Afghanen kommen
Was kommt auf Europa zu?
- 16 General Petraeus Der ehemalige
CIA-Chef zum Afghanistan-Desaster
- 18 Mörgeli
Schwachsinniges zu den Schulreisen
- 18 Personenkontrolle
- 19 Peter Bodenmann
Der wilde Wolf und die Wasserkraft
- 20 Unternehmerin des Jahres
Musik-Milliardärin Rihanna
- 22 Solidar Suisse
Das frechste Hilfswerk der Schweiz
- 23 Corona: Was jetzt zu tun ist
Analyse von Beda Stadler
- 24 Lob der Städte
Grossartiges aus den Ballungsräumen
- 25 Inside Washington
Bidens Scherbenhaufen
- 26 China plagt die Unterhaltungsindustrie
Videospieldersteller im Visier
- 27 Kurt W. Zimmermann
Pfister, Wermuth, Chiesa und Burkart
- 28 Olaf Scholz Würden Sie diesem Mann
ein Auto abkaufen?
- 30 Grüner als jede Fünfzigernote
Klima-Apokalyptiker Jörg Gasser

- 31 Thilo Sarrazin
Die Torheit der Regierenden
- 32 Klima Wer hat die mittelalterliche
Wärmepériode ausgeradiert?
- 34 Knausriger Zahlvater
Der Walliser CVP-Politiker Marcel Bayard
- 36 Ursula von der Leyen
Kulturkampf gegen Polen und Ungarn
- 38 Finanzplatz
Schanghai und Peking vor Zürich
- 39 Hollywood liebt Happy Ends
Ben Affleck und Jennifer Lopez
- 40 Polizisten im Corona-Widerstand
Betroffene reden über ihr Dilemma
- 41 ETH Suche nach Weltklasse
- 43 Brief aus... Tel Aviv
- 44 Konrad Zuse
Der Mann, der den Computer erfunden hat
- 46 Friedhof der Sprüche
- 46 Doppelmoral der Aktivisten
Klimabewegung und Kernenergie
- 48 Jagd auf das Geld der Reichen
Ansprüche der Linken
- 51 Anabel Schunke
Keine Empathie, keine Reue
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachrufe
Marco Borradori, Gerd Müller
- 54 Beat Gygi
Früher waren es Mastsauen – und heute?

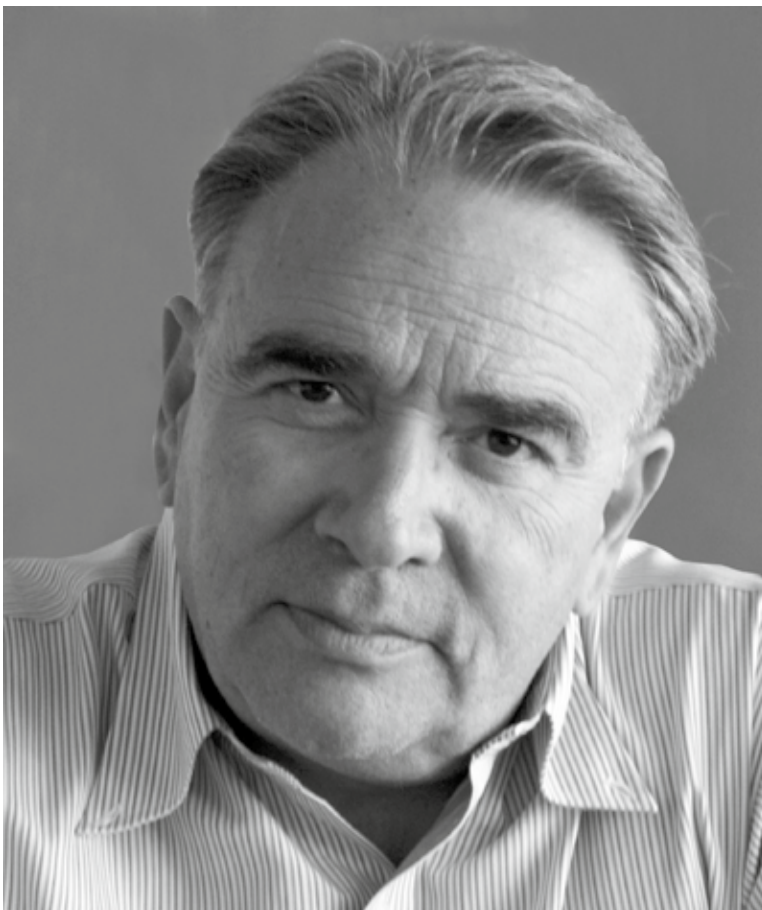
LITERATUR UND KUNST

- 55 Ikone der Woche
- 56 Philip Roth
Blowjobs und Heuchelei
- 58 Bücher der Woche

- 62 Patricia Kopatchinskaja
Lustvolle Grenzüberschreitungen
- 64 Theater Schauspielhaus Zürich
- 64 Film «Quo vadis, Aida?»
- 65 Alben für die Ewigkeit
AC/DC: «Powerage»
- 66 Ausstellung
Audrey Hepburn in Switzerland
- 67 Games Killerspiele-Debatte
- 67 Jazz Andrew Cyrille Quartet
- 68 Kunstmuseum Basel
Meisterwerke der klassischen Moderne
- 69 Camille Pissarro
Unerschrocken für die Gerechtigkeit
- 70 Fondation Beyeler
Basler Champions League
- 71 Museum Tinguely
Anti-Kunst als Kunst

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Video-Call mit ... Ana Paula Bartolucci
- 80 Italiener können's besser
Heissgeliebte Sportstars
- 82 Tamara Wernli
Es reicht mit dem Snobismus!



Exklusive Buchpremiere

50 Jahre dressierter Mann

Mit ihrer Streitschrift «Der dressierte Mann» löste Esther Vilar 1971 weltweit Kontroversen aus. Was war das für eine Frau, die damals so provozierte? Wie erscheinen ihre Forderungen heute? Es diskutieren *Weltwoche*-Autor Alex Baur und *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger.

1971: Die Schweiz führt gerade das Frauenstimmrecht ein, die noch junge Frauenbewegung verspürt Rückenwind. Da funkelt die damals 36-jährige Esther Vilar mit scharfzüngiger Polemik dazwischen: Nicht die Frau sei das Opfer des Mannes, vielmehr unterdrücke die Frau den Mann und verklave diesen mit raffinierten Dressurkunststücken zur Arbeit.

«Der dressierte Mann» wird zum Weltbestseller. Legendäre TV-Duelle mit den Feministinnen Iris von Roten und Alice Schwarzer erhitzen die Gemüter. Die Frau, die mit ihrem Freiheits- und Gleichheitsideal Frauen wie Männer herausfordert, sieht sich heftigen Anfeindungen bis hin zu Morddrohungen ausgesetzt. Nachdem sie

auf einer Toilette in München von vier jungen Frauen zusammengeschlagen worden ist, emigriert sie fluchtartig in die Schweiz.

2021: In seiner Biografie «Unerhört – Esther Vilar und der dressierte Mann» beleuchtet Alex Baur das Leben einer unabhängigen Frau. Temporeich lässt er die turbulenten 1970er und 1980er Jahre aufleben. An der Buchpremiere diskutiert er mit der renommierten Journalistin Michèle Binswanger über aktuelle Tendenzen in der Geschlechterdebatte.

Als *Weltwoche*-Leser sind Sie herzlich zur Premiere eingeladen und erhalten vor Ort ein kostenloses Buchexemplar!

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusiv für *Weltwoche*-Abonnenten:

VIP-Buchvorstellung

13. September 2021, 20 Uhr, Volkshaus Zürich
«Unerhört – Esther Vilar und der dressierte Mann» von Alex Baur

Angebot:

- 1 freier Eintritt für 1 Person zur Premiere am Montag, dem 13. September 2021, um 20 Uhr im Blauen Saal, Volkshaus Zürich
- 1 Exemplar der Biografie «Unerhört – Esther Vilar und der dressierte Mann»

Preis weitere Eintritte:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 15.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 25.–

Preis weitere Bücher:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 15.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 22.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihre Plätze per E-Mail an info@elstersalis.com

Veranstalter:

Elster & Salis AG, Zürich
www.elstersalis.com

www.weltwoche.ch/platin-club

Bundesamt für Klimapanik

Trotz regnerischem Sommer warnt Meteo Schweiz vor der «Hitze». Wie das? Die findigen Beamten änderten einfach ihre Bewertungskriterien.

Marcel Odermatt

Für ältere Zeitgenossen war es wieder einmal ein typischer mitteleuropäischer Sommer, wie es sie in früheren Jahren öfters gab. West-Wetterlagen sorgten immer wieder für Niederschläge und Gewitter. Beständiges warmes oder gar heisses Sommerwetter war die Ausnahme – was typisch für diese Breitengrade ist. Kein Wunder, sprechen Meteorologen hierzulande schon von einem Sommertag, wenn das Thermometer die 25-Grad-Marke knackt. Lange Hitzeperioden, viele Hitzetage und ein früher Sommerbeginn, wie es die Forscher der Schweiz wegen des Klimawandels prognostizieren – zumindest 2021 fielen diese Voraussetzungen buchstäblich ins Wasser.

Im August war es dann aber doch noch so weit. Die Wärmegrade schnellten letzte Woche in die Höhe und sorgten beidseits der Alpen für ein kurzes Sommerfeeling. In Bern registrierte man den ersten Hitzetag (über 30 Grad) überhaupt in diesem Jahr. Nördlich der Alpen wurde im Juli nicht ein einziger Hitzetag festgestellt. Das gab es im nur 260 Meter über Meer gelegenen Basel letztmals 1997.

Die Erderwärmung schien die letzten Wochen um die Schweiz einen Bogen zu machen. Die Eidgenossenschaft erlebte einen normalen Sommer – die Temperaturen bewegten sich im Mittelmass. Einzig die Regenmengen waren überdurchschnittlich. Aber aller Aufregung und dem ganzen Medienrummel zum Trotz: Anders als in anderen europäischen Ländern blieb die Schweiz glücklicherweise von zerstörerischem Hochwasser verschont.

«Neue epidemiologische Erkenntnisse»

Doch das Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie (Meteo Schweiz) sorgte dafür, dass bei der Bevölkerung ein anderer Eindruck entstand. Kaum strahlte die Sonne einmal vom Himmel, warnte die Behörde zum Erstaunen vieler Menschen schon vor einer Hitzewelle. Dass Meteo Schweiz auch in diesem verregneten Sommer und dem kältesten Frühling seit drei Dekaden weiter alarmieren konnte, dafür sorgten die Beamten gleich selber. Die findigen Beamten stellten nämlich

per Ende Mai ihr Warnkonzept um. «Neue epidemiologische Erkenntnisse zeigen, dass neben hohen Tagestemperaturen auch hohe nächtliche Temperaturen zu einer grossen Belastung des menschlichen Körpers führen und dass sich kurze intensive Hitzeperioden genauso wie mehrtägige Hitzewellen negativ

Damit die Bevölkerung diese Erzählung immer zuoberst im Kopf hat, muss sie gefüttert werden.

auf die Gesundheit auswirken», schreibt das Amt. Hitze könne eine ernstzunehmende Gefahr für Bevölkerung, Natur und Infrastruktur darstellen.

Meteo Schweiz führte deshalb ein zweistufiges Warnsystem ein. Warnungen bei Gefahrenstufen 3 und 4 werden wie bisher ausgegeben, wenn es mindestens drei Tage lang heisser als 30 Grad wird. Aber schon eine ein- bis zweitägige «Hitzeperiode» reicht der staatlichen Instanz aus, dass sie neu mit einer Warn-

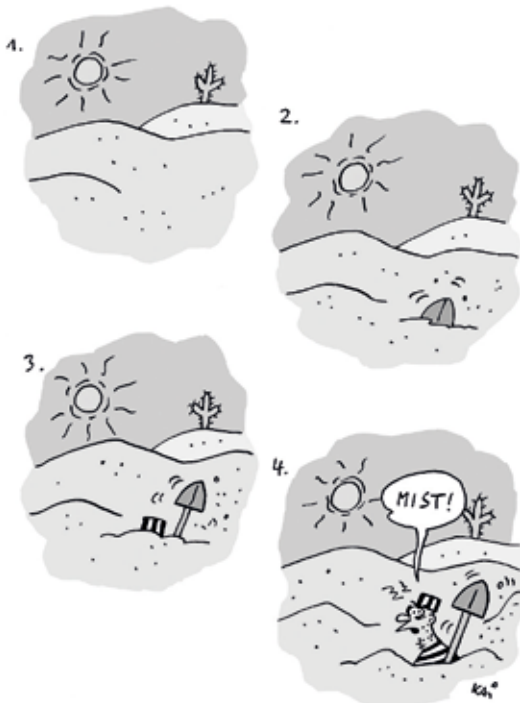
stufe 2 an die Bevölkerung gelangt. «Mit dem neuen Hitzewarnkonzept möchte der Bund unter der Federführung von Meteo Schweiz die Bevölkerung präventiv vor Hitzeperioden warnen und während Hitzeereignissen die gefährdeten Bevölkerungsgruppen mit Verhaltensempfehlungen und weiteren Informationen versorgen», so die Behörde.

Der neue Notruf kam der Verwaltung in diesem Sommer gerade recht. Obwohl längere Hitzewellen wie in anderen Jahren ausblieben, konnte Meteo Schweiz in der vergangenen Woche via App und Website munter weiter warnen. Die Behörde lebt nun in der besten aller Welten. Die Wahrscheinlichkeit, dass es in einem Sommer in der Schweiz einmal für einen oder zwei Tage mehr als 30 Grad heiss wird, ist sehr gross, insbesondere in der Südschweiz. Und das war schon immer so, unabhängig vom Klimawandel und den unzweifelhaft steigenden Temperaturen in den letzten Jahren. Trotzdem können die Wetterexperten vor Hitze warnen, auch wenn die Sommermonate schlecht ausfallen.

Heilig und unbestritten

Sie können so das Narrativ bedienen, das in der Bundesverwaltung heute so heilig und unbestritten ist wie sonst nichts: die apokalyptische Bedrohung der Welt und der Schweiz durch den Klimawandel. Damit die Bevölkerung diese Erzählung immer zuoberst im Kopf hat, muss sie gefüttert werden. Mit dem neuen Tool von Meteo Schweiz kann den Menschen weiter der Eindruck vermittelt werden, es sei ungewöhnlich warm, auch wenn es das überhaupt nicht ist oder wenn – wie in diesem Sommer – sogar das Gegenteil eintrifft.

Unvorstellbar, dass Meteo Schweiz einräumen würde, dass in diesem Sommer der Klimawandel in der Schweiz Pause machte. Ob der dauernde Panikmodus und das Trommeln der Behörden bei der Bevölkerung langfristig wirken, bleibt offen. Es kratzt nämlich an der Glaubwürdigkeit der Experten und Wissenschaftler. Damit zu spielen, könnte sich als Bumerang erweisen.



Lieber Roger Federer

Was ich Ihnen hier schreibe, wird bei Ihren Fans nicht so gut ankommen. Man wird mir Neid und Missgunst vorwerfen. Es ist trotzdem nötig, weil auch ich Sie bewundere. Für Ihre sportlichen Leistungen, Ihren Familiensinn. Und dafür, dass Sie im Gegensatz zu uns Normalsterblichen rundum perfekt sind. Jetzt, da wir erfahren, dass Sie wegen einer Knie-Operation für einige Monate ausfallen werden, empfinde ich sogar Empathie. Und ich weiss, dass die Frage, ob jetzt nicht der Zeitpunkt gekommen sei, zurückzutreten, als ungehörliches Rütteln am Sockel unseres grössten Sportidols gesehen werden kann.

Was ich sagen will: Ich lese, dass Sie gerade vierzig geworden sind und aus diesem Anlass alle Medien mit Interviews beglückt haben. Und dazu stets dieses himmlische Lächeln aufgesetzt haben, bei dem selbst der Dauerlächler Dalai Lama vor Neid erbleichen könnte. Wobei



Kann sogar kochen:
Sportidol Federer.

er den Vorteil hat, dass er es sich leisten kann, in farbigen Gewändern ohne Firmenlogos aufzutreten. Ich lese auch, dass Sie mit einem exklusiven Mercedes-Maybach S650 Cabriolet à 324 000 Franken zu einem exklusiven Treff gefahren sind. Und sogar kochen können. Ich erlaube mir deshalb die Frage, ob es ein

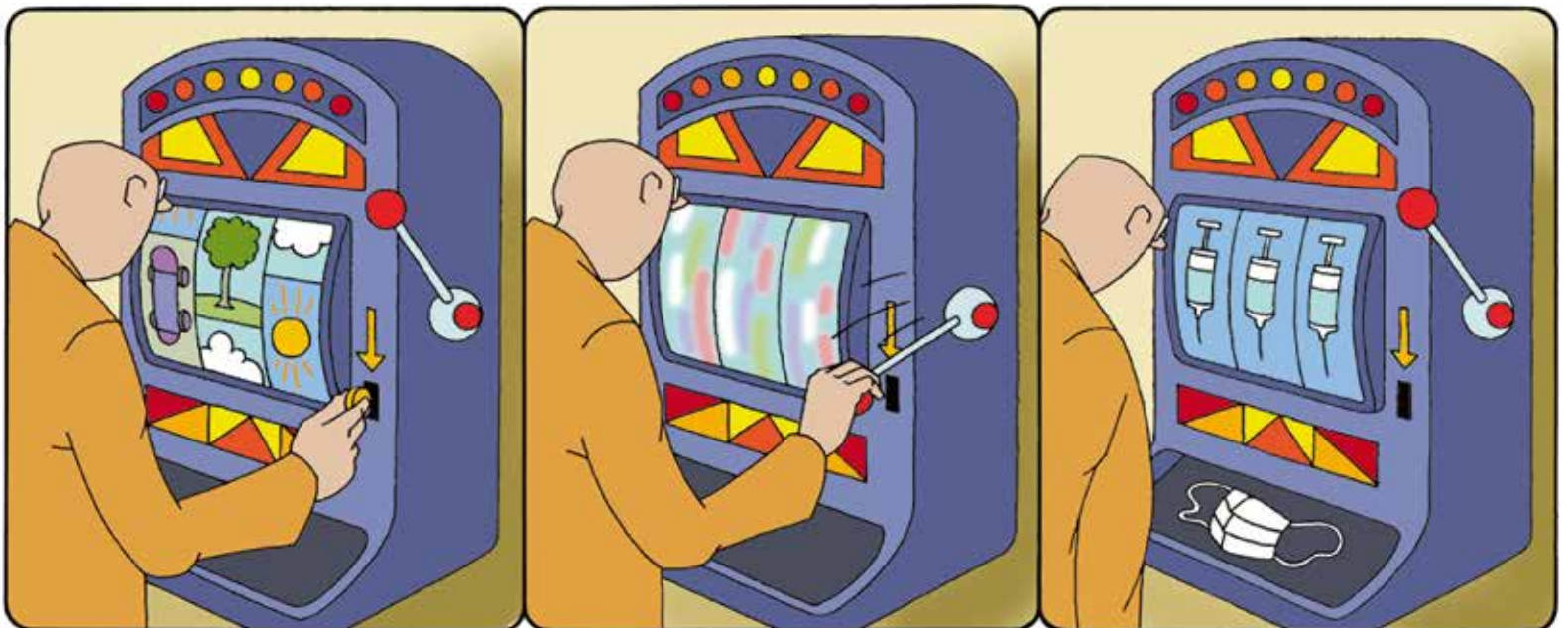
vierzigjähriges Sportidol noch nötig hat, so protzig aufzutreten. Ob das beim Publikum, das sich gerade überlegt, ein günstiges E-Fahrzeug zu kaufen, längerfristig gut ankommen kann. Ich denke dabei an Bernhard Russi, der vielleicht in irgendeiner Andermatt Tiefgarage auch einen teuren *Chlapf* versteckt hat, den er nur mit Sonnenbrille und Hut ausfährt, aber fürs Publikum konstant den einheimischen Subaru-Fahrer gibt. Nehmen Sie sich ein Vorbild.

Übrigens würde es mich nicht wundern, wenn es demnächst hiesse, Sie seien in der Zürcher Seebucht übers Wasser marschiert. Wir würden es glauben und applaudieren. Wir lassen Ihnen einfach alles durch.

So ist es, wenn einer den Heiligenstatus erreicht hat.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Wolfgang Kubicki



Manchmal fühlen sich Dinge an, als würde man sie das erste Mal tun – auch wenn das überhaupt nicht stimmt. So wie am vergangenen Wochenende, als ich für einen Wahlkampf-Frühschoppen in die schleswig-holsteinische Provinz eingeladen wurde. In diesem Landstrich hat man einen eher herben Charme, und Emotionen sind recht unterdurchschnittlich ausgeprägt. Dennoch war die Stimmung verhältnismässig ausgelassen, nicht nur, weil schon zeitig geistige Getränke verabreicht wurden, sondern wohl auch deshalb, weil das Bedürfnis nach alter Normalität so gross war.

Die Tatsache, dass seit anderthalb Jahren derlei Veranstaltungen weitgehend untersagt waren, gab mir daher plötzlich wieder das Gefühl, einer besonderen Sache nachzugehen. Zwar bin ich seit fünfzig Jahren bei den Freien Demokraten und habe – weiss Gott! – viele solcher Events besucht, aber seit Corona betrachtet man die früheren Selbstverständlichkeiten anders. Ein «neues Normal», wie es aus einigen Politikermündern halb besänftigend, halb drohend zu vernehmen war, wollte hier auf dieser Veranstaltung niemand, so viel war klar. Das war für mich eine beruhigende Erkenntnis.

Nach so viel ländlicher Erdung ging es am selben Tag nach Berlin. Mir ist wichtig, diese Lebensweltkontraste möglichst häufig zu erleben – also «kalt» von der Land- in die Grosstadtperspektive zu wechseln. Dann relativiert sich vieles von dem, was man in Berlin für wichtig hält.

Das politische Berlin ist eine Art Raumschiff, das sich immer weiter von den Bedürfnissen, von der Denkweise und den Lebens-

gewohnheiten der meisten Menschen im Land entkoppelt hat. Manche Abgeordnetenkollegen glauben demnach auch, dass alles, was in Berlin gedacht, gesprochen und geschrieben wird, eine tiefgehende Relevanz für das ganze Land habe. Deshalb müsse man viel Wert darauf legen, mit denen, die das am meisten behaupten, weil diese Behauptung ihre eigene Bedeutung vergrössert – den Journalisten – nicht über Kreuz zu liegen. Das ist Unfug. Wahlen werden nicht in Berliner Elitezirkeln entschieden.

Was mich mittlerweile sehr irritiert, ist, dass die Berliner Perspektive die Politik immer stärker dominiert. Hier werden Dinge ersonnen, die die Komplexität der Lebenswelt des gesamten Landes nicht mehr im Auge haben. So gerät das, was man im kleinen Hauptstadtkokon als völlig notwendig und erstrebenswert erachtet, immer stärker in Kollision mit einem Grossteil der Bevölkerung, der vollkommen andere Sorgen hat.

Angefangen mit Umerziehungsfantasien wie dem Gendern, das zwei Drittel der Menschen ablehnen, das uns aber von Vertretern des öffentlich-rechtlichen Rundfunks eingebläut wird, bis hin zu der wahnwitzigen Idee, das krachend gescheiterte Berliner Modell des Mietendeckels auf Deutschland zu übertragen. Auf einem Höhepunkt der Corona-Krise wurde übrigens die bundesweite nächtliche Ausgangssperre damit gerechtfertigt, dass das nächtliche Kontaktverbot besser kontrolliert werden könne. In der Stadt mag das vielleicht Sinn ergeben, auf dem Land hingegen, wo nachts ein Polizeifahrzeug für einen Landkreis zur Verfügung steht, eher nicht. Trotzdem hielt man diesen Unsinn im politischen Berlin für eine kluge Idee.

Sicher, mit dem Lebensalter wird man ge-
lassener. Man ordnet aus der Kraft der Lebenserfahrung viele Dinge anders ein, hat alle möglichen Trends erlebt, ideologische und ideelle Veränderungen im Zeitverlauf – und nichts hat es bisher vermocht, unsere Grundfesten aus den Angeln zu heben.

Mittlerweile bin ich mir nicht mehr so sicher, dass es so bleibt. Unser Grundkonsens, die Gewährleistung der grösstmöglichen Freiheit aller, wird von immer mehr Menschen aufgekündigt. Das geht so weit, dass selbst staatliche Akteure die Freiheit nur noch unter Bedingungen gewähren wollen. Wenn aber nur noch derjenige die Freiheitsrechte wahrnehmen kann, der sich genehm verhält, stirbt die Freiheit. Sie ist ein Inklusionsprojekt für alle; freiheitlich verbrämte Desintegration von Gruppen macht sie zu einem Exklusivobjekt für einige.

Fangen wir zum Beispiel an, Ungeimpften dauerhaft staatliche Hindernisse in den Weg zu legen, um ihnen das Leben schwerer zu machen, verabschieden wir uns von dem demokratischen und rechtsstaatlichen Grundkonsens, der auf Einbindung abzielte. Mir bereitet dies deshalb Sorgen, weil die Verfechter der Ansicht, die Verfassung gelte auch in Zeiten der Pandemie, leider in der Unterzahl sind. Ich habe deshalb ein Buch über die erdrückte Freiheit in Zeiten der Corona-Krise geschrieben. Meine Altersmilde ist nicht so stark ausgeprägt, dass ich tatenlos zusehen kann, wie sich unfreiheitliche Motive bei uns breitmachen.

Wolfgang Kubicki (FDP) ist Vizepräsident des Deutschen Bundestags. Soeben von ihm erschienen: «Die erdrückte Freiheit. Wie ein Virus unseren Rechtsstaat aushebelt.» Westend. 128 S., Fr. 23.90.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8119 **Rufschan**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'073'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Märthlen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Juli 2021

Seine Gegner spucken Gift und Galle

Seit einem Jahr führt Marco Chiesa die SVP, und das mit Erfolg. Politiker und Journalisten reagieren zunehmend gereizt auf den Tessiner Ständerat.

Es war der Medienaufreger des Sommers, die 1.-August-Rede von SVP-Präsident Marco Chiesa. In einer kurzen, aber scharfen Videobotschaft hatte der Tessiner mit Wohnsitz im bürgerlichen Lugano die links-grünen Regierungen der grossen Städte als «wohlstandsverwahrlost» bezeichnet. Sie würden illegale Ausländer und Kriminelle hätscheln und der Landbevölkerung vorschreiben, wie sie zu leben habe. Gleichzeitig würden sie sich ihre teure Politik von ebendieser Landbevölkerung bezahlen lassen.

Die Journalisten der grossen Medienkonzerne in den Städten waren empört. Tagelang schrieben sich die Kommentatoren von NZZ bis *Blick* die Finger wund und kritisierten Chiesa. Auch Politikerinnen stimmten in den Klagechor ein. «Marco Chiesa, der neue Blocher junior, hat eine rote Linie überschritten», twitterte SP-Nationalrätin Laurence Fehlmann Rielle aus Genf. Er müsse zurücktreten. GLP-Nationalrätin Judith Bellaïche sprach von «Menschenverachtung». Der Angegriffene reagiert gelassen: «Ich habe nur ausgesprochen, was viele denken», sagt Chiesa.

Grosse Resonanz

Es muss etwas dran sein, denn noch selten hat eine Rede zum Nationalfeiertag so hohe Wellen geworfen. Trotzdem schrieb der *Blick* dieser Tage, vom SVP-Präsidenten sei wenig zu spüren. Seiner Partei gelinge es kaum, Themen zu setzen. Zuvor schon, ausgerechnet am Tag der Abstimmung über das CO₂-Gesetz, kommentierte Tamedia-Chefredaktor Arthur Rutishauser, Chiesa sei ein «politischer Nonvaleur». Die Abstimmung war für Chiesa ein Triumph.

Er ist sich die Angriffe inzwischen gewohnt. Seit seiner Wahl zum SVP-Präsidenten im August 2020 machen sich einzelne Zeitungen einen Sport daraus, Chiesa kleinzureden. Was musste er nicht alles über sich lesen. Er sei der Emissär der Familie Blocher, schrieb eine Zeitung. Eine andere warnte, Chiesa müsse aufpassen, dass die Krönung nicht der beste Tag seiner Karriere als SVP-Chef sein würde.



«Blocher junior»: SVP-Chef Chiesa.

Auch seine Partei kommt schlecht weg. Man kreierte der SVP an, dass sie mit Chiesa nur einen Kandidaten zur Auswahl stellte. Hat man es anderen Parteien gleich hartnäckig zum Vorwurf gemacht, wenn sie – wie nun im Fall von FDP-Präsident Thierry Burkart – nur einen Anwärter auf den Chefsessel präsentieren?

Chiesa ist nicht einer, der viele Worte macht oder mit letzter Konsequenz ins Rampenlicht drängt. Aber wenn er etwas sagt, dann findet das grosse Resonanz. Als er im Frühjahr – verärgert darüber, dass die FDP-Bundesräte gegen rasche Lockerungen der Corona-Massnahmen Front machten – die Frage aufwarf, ob die zwei Bundesratsitze für die FDP noch gerechtfertigt seien oder ob diese nicht gescheitert einen Sitz den Grünliberalen abgeben würde, war die Aufregung im Bundeshaus gross.

FDP-Parteichefin Petra Gössi spuckte Gift und Galle: «Wenn die SVP reine Oppositions-

politik betreiben will, sollte sie konsequent sein und aus dem Bundesrat austreten.» Mehr Musikgehör hatten die freisinnigen Bundesräte Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis. Wenig später boten die beiden Hand zu einer Lockerung des Corona-Regimes. Chiesa durfte seine Intervention als Erfolg abbuchen.

Auslauf für Spitzenleute

Ohnehin hat die SVP unter ihrem neuen Präsidenten wieder Wind in die Segel bekommen. Chiesa sagt dazu: «Wir haben die Parteispitze und das Generalsekretariat reorganisiert, hier hat vor allem Generalsekretär Peter Keller grosse Arbeit geleistet.» Der Tessiner und der Nidwaldner harmonieren und bilden ein starkes Gespann. Chiesa lässt seinen Spitzenleuten in der Partei allerdings viel Auslauf. «Es ist meine Aufgabe, Leute nach vorne zu bringen, die in den einzelnen Dossiers über gute Kompetenzen verfügen.» Er müsse eine Mannschaft mit einigen Alphanatern führen, er gehe hier pragmatisch vor.

Die bisherigen Resultate sind gut und geben Chiesa recht. Zuerst gewann die SVP die Burka-Initiative, dann beerdigte der Bundesrat ganz im Sinne der Partei den umstrittenen Rahmenvertrag mit der EU. Später versenkte die SVP die beiden Agrarinitiativen aus der links-grünen Ecke und gewann allein gegen alle das Referendum gegen die Revision des CO₂-Gesetzes.

Der Grosse Erfolg hatte weitreichende Folgen: So gäbe es wohl keinen designierten neuen FDP-Präsidenten Thierry Burkart, der am rechten Flügel seiner Partei politisiert, wenn Chiesa und seine SVP die CO₂-Gesetz-Revision nicht gebodigt hätten.

Chiesa und Burkart kennen sich gut, im Ständerat sitzen sie nebeneinander. «Das ist bei der künftigen Zusammenarbeit von Vorteil», findet der Tessiner. Ob das Teamwork der beiden bürgerlichen Parteien besser wird, muss sich erst noch weisen. SVP und FDP haben sich in der Ära Gössi etwas entfremdet. Mit der Wahl Burkarts an die Spitze der FDP könnte sich das ändern, sofern der Aargauer nicht plötzlich nach links schwenkt.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Thierry Burkart wird neuer FDP-Präsident. Nun will er das «liberale Feuer» im Land entfachen. Was das genau bedeutet, lässt er offen. Von der NZZ danach befragt, sagte er: «Die Lust, den liberalen Staat und die liberale Gesellschaft zu verteidigen und in die Zukunft zu führen. Es braucht einen freisinnigen Aufbruch.»

Man ist an Schriftstellerin Sibylle Berg erinnert: Es setze «fast eine innere Bewusstlosigkeit» voraus, schrieb sie einst, um von Therapeuten-Sätzen wie «Die Erleuchtung und der Frieden ist in dir» beeindruckt zu sein. Was Burkart vom «liberalen Feuer» erzählte, wirkte ähnlich inspirierend.

Wer SVP-Präsident Marco Chiesa um drei Uhr morgens wecken und nach der Bestimmung der Schweiz fragen würde, bekäme ungefähr zur Antwort: «Unabhängigkeit, Neutralität, direkte Demokratie». Auch für SP-Präsidentin Mattea Meyer dürfte der Fall klar sein: «Umverteilung, Armeeabschaffung, EU-Beitritt». Mitte-Präsident Gerhard Pfister liesse sich vielleicht ein «Gott, Familie, Vaterland» entlocken. (In pechschwarzer Nacht kann man seinen konservativen Regungen ja für einmal nachgeben.) Was aber würde Thierry Burkart sagen?

Wahrscheinlich etwa Folgendes: Die Schweiz brauche «attraktive regulatorische und steuerliche Rahmenbedingungen und leistungsfähige Infrastrukturen für eine liberale Wirtschaftsordnung». So steht es in der «Vision» seiner Partei. Längst haben dort die Technokraten das Sagen. Mit seinem ersten Auftritt als designerter Chef reiht sich Burkart brav in diesen farblosen Umzug ein.

Noch vor einigen Jahrzehnten klang es ganz anders. NZZ-Chefredaktor und FDP-

Nationalrat Willy Bretscher sprach von der «ewigen Schweiz» – neutral, unabhängig, föderalistisch, demokratisch – und sah seine Partei als «Hüterin des eidgenössischen Staates». Sein Zürcher Kollege Richard Reich wollte auch die «politische Kleinarbeit» darauf prüfen, «ob sie dem ursprünglichen Geist des Staates entspreche», schliesslich sei die FDP zum «Wächteramt verpflichtet». Parteipräsident Eugen Dietschi verstand den Freisinn als «Treuhand» der Schweiz.

Als ihr Einfluss schwand, antwortete die stolze FDP mit dem Erfolgslogan: «Mehr Freiheit,

Was würde Thierry Burkart sagen, wenn man ihn nachts um drei nach der Bestimmung der Schweiz fragte?

weniger Staat». Erst nach dem Kalten Krieg räumte die Partei ihre bewährten Positionen.

Die Zeiten hätten sich eben geändert, hört man. Nun verhält es sich mit den Zeiten wie mit dem Klima: Sie ändern sich ständig. Oder will jemand behaupten, von 1900 bis 1950 sei weniger passiert als von 1950 bis 2000? Trotz Weltkriegen hielt der Freisinn an seinem «geschichtlichen Auftrag» fest (nochmals Bretscher). Man wusste, was man wollte.

Heute ist die FDP geistig ausgezehrt wie keine andere Bundesratspartei. Alles dreht sich um den Machterhalt, den zweiten Sitz in der Landesregierung. Doch wofür das Ganze? Der Freisinn hat kaum mehr eine Vorstellung davon, was die Schweiz sein soll. «Liberal», heisst es – als ob damit etwas gesagt sei. Alles und jeder bezeichnet sich inzwischen als liberal.

Auch die zugewandten Orte sind keine Hilfe. Die freisinnige NZZ unterstützte den Kurs der

amtierenden FDP-Präsidentin Petra Güssi bis zuletzt. Nach dem Fiasko in der Klima- und Europapolitik schob man eine schlaumeierische Einordnung hinterher: «Woran der Güssi-Freisinn gescheitert ist».

Die Personalie Burkart kommentiert die NZZ mit der Schlagzeile: «Der Freisinn braucht mehr Frohsinn». Es gilt das Prinzip Titanic: Hauptsache, die Kapelle spielt.

Das sind schlechte Nachrichten. Solange niemand Alarm schlägt, wird die FDP an ihrem Schlingerkurs festhalten. Dabei hatten die alten Freisinnigen recht, so fremd ihr Pathos heute auch wirkt. Das Land braucht eine FDP, die weiss, was ihre Aufgabe ist: nämlich die «ewige Schweiz» zu verteidigen.

Nochmals Sibylle Berg: «Vielleicht ein, zwei Mal im Jahr gehen Menschen, die sagen, ich gehe gerne ins Theater, ins Theater. Wenn sie Glück haben, schlafen sie nicht ein.»

Der Journalist Hanspeter Born hat 2020 ein Buch über Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz und die Schweiz im Weltkriegsjahr 1940 vorgelegt («Staatsmann im Sturm»). Nahe an den Quellen geschrieben, gespickt mit Zitaten von Bundesräten, Diplomaten und Militärs, liest es sich wie ein Drehbuch – die Schweizer Variante von «Darkest Hour».

Nun sind Filme aufwendig und teuer. Warum nicht ein Theaterstück daraus machen? Das Thema – Regieren in der Krise – ist brandaktuell. Ein Dramaturg sollte aus dem Material problemlos eine Bühnenfassung formen können. Der schauspielernde Alt-Bundesrat Moritz Leuenberger böte sich für eine Nebenrolle an.

Die Wette gilt: Der Saal wäre ausverkauft. Und niemand würde schlafen.

Die Afghanen kommen

Nach dem gescheiterten Abzug der Amerikaner aus Afghanistan machen die Chinesen Deals mit den Taliban. Europa soll sich um die Flüchtlinge kümmern.

Urs Gehriger

Karl der Kühne hatte sein Grossreich innert zehn Monaten verspielt. Joe Biden reichten ein paar Wochen, um Hut, Mut und Gut zu verlieren. Das Einzige, was nach dem amerikanischen Fiasko von Afghanistan feststeht, ist, dass neue Flüchtlingswellen auf Europa zurollen.

Bereits vor Wochen strömten bis zu tausend Afghanen pro Nacht in die Türkei, auf der Flucht vor den vordringenden Taliban. Und das dürfte lediglich eine kleine Vorhut gewesen sein. General David Petraeus, der ehemalige US-Truppenkommandant in Afghanistan und Ex-CIA-Chef, spricht im *Weltwoche*-Interview von «Millionen von Afghanen», die flüchten werden (s. Seite 16).

Musik verboten

Düster erinnern sich die Afghanen, in welcher drakonischer Manier die Taliban 1994 bis 2001 ihr Volk drangsalierten. Mädchen wurden vom Schulunterricht ausgeschlossen, Frauen wurden ins Haus oder unter die Burka verbannt, Dieben die Hände abgehackt, Ehebrecher gesteinigt, und im Kabuler Fussballstadion fanden öffentliche Hinrichtungen statt. Musik war verboten.

In der soeben eroberten Hauptstadt Kabul geben sich die radikalislamischen Taliban kulant. Sie mahnen das verängstigte Volk zur Ruhe. Für alle Regierungsmitarbeitenden haben sie eine Generalamnestie verkündet.

Seit längerem sind die Gotteskrieger um ein sanfteres Image bemüht. Im Februar 2020 schlossen sie mit der Regierung Trump ein «Abkommen zur Befriedung Afghanistans». Im Gespräch mit der *Weltwoche* sagte der Mitgründer der Taliban, Mullah Zaeef, damals auf die Frage, ob die Taliban künftig Mädchen eine Schulbildung erlauben werden: «Wir sind nicht in der Lage, Afghanistan ohne die Unterstützung der Frauen zu führen.» Man habe aus früheren Fehlern gelernt. Mädchen würden «von der ersten Klasse bis zur Highschool» eine Bildung erhalten. Frauen würden künftig in der Politik, Wirtschaft und der gesamten Arbeitswelt beteiligt werden. Der Taliban-Doyen sprach sogar von «gleichen Rechten» für Frauen und Männer.



Wie zu Zeiten des Propheten Mohammed.

Wie die Taliban wirklich denken, liess der neue starke Mann der Zeloten, Mullah Abdul Ghani Baradar, durchblicken, als er in einer öffentlichen Erklärung klarstellte, dass die Art von Frauenrechten, die im Rahmen der von den USA geführten Intervention gefördert wurden, nur zu Unmoral und antiislamischen Werten führe.

Die Verkündung anlässlich der Machtübernahme im Präsidentenpalast am vergangenen Sonntag war eindeutig. Afghanistan solle wieder ein islamisches Emirat werden. Es gilt die Scharia. In der Scharia sind Frauenrechte eng und restriktiv definiert. Sie sind in keiner Weise kompatibel mit den Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre. Die Taliban folgen der Deobandi-Ideologie, die sich an einem Islam orientiert, wie er angeblich zu Zeiten des Propheten Mohammed praktiziert worden ist.

Welche Afghanen haben nun am meisten von der Machtübernahme der Taliban zu befürchten?

Direkt gefährdet sind die Zehntausenden von lokalen Hilfskräften, die mit den Nato-Truppen und westlichen Mächten kooperierten. Besonders bedroht sind auch alle jene Kräfte, die substantiell zum Aufbau des modernen Afghanistan beigetragen haben: Ärztinnen, Lehrerinnen, Journalistinnen. Sie werden versuchen, sich mit ihren Familien abzusetzen. Sie sind gebildet und werden sich in westlichen Ländern ohne grosse Probleme integrieren können.

Kein Fremdkörper in der Gesellschaft

Betrachtet man die gesamte Bevölkerung, gilt es, zu differenzieren. Denn «die Afghanen» gibt es nur auf dem Papier. In Wirklichkeit setzt sich das 38 Millionen Menschen zählende Volk aus rund einem Dutzend ethnischer Gruppen zusammen, die sich voneinander teils stark unterscheiden.

Wohl am wenigsten zu befürchten hat die grösste Volksgruppe, die Paschtunen. Sie gelten in der jüngeren Geschichte als das staats-

tragende Volk. Aus ihren Reihen rekrutieren sich die Taliban. Dies erklärt zu guten Stücken auch ihren Erfolg. Obwohl ideologisch radikal, sind die Taliban kein Fremdkörper in der Gesellschaft, sondern tief in ihr verwurzelt. Es ist keine Seltenheit, dass in paschtunischen Familien ein Sohn Polizist, ein zweiter Soldat und ein dritter Talib ist.

Weniger erbaulich ist die Situation für die zweit- und die drittgrösste Volksgruppe, die Tadschiken (25 bis 30 Prozent) und die Usbeken (10 Prozent). Prekär sei die Lage der Hasara (10 Prozent), sagt Albert A. Stahel, ehemaliger Professor an der Universität Zürich und Dozent für Strategische Studien an der Militärakademie der ETH, ein profunder Kenner von Land und Leuten.

Im Unterschied zu den meisten Afghanen sind die Hasara Schiiten und somit Todfeinde der Sunniten. Sie sind in Hazaristan beheimatet, einer Bergregion im zentralen Hochland Afghanistans, die schwer zugänglich ist. In ihrem Gebiet befanden sich die riesigen Buddhasstatuen von Bamiyan, welche die Taliban 2001 medienwirksam in die Luft sprengten. In ihrem jüngsten Eroberungsfeldzug sind ihre Kämpfer auch in dieses Zentralgebiet vorgedrungen. «Wenn sie die Festung der Hasara stürmen, gibt es eine grosse Flüchtlingsbewegung», so Stahel kurz vor der Einnahme von Hazaristan.

Zuoberst in der Kriminalstatistik

Ins Mitgefühl für die Leiden des Volkes, die unter einer erneuten Taliban-Regierung zu erwarten sind, mischt sich in Europa Angst vor neuen Flüchtlingswellen. Nicht von ungefähr: In den letzten Jahren haben afghanische Migranten für negative Schlagzeilen gesorgt. Jüngst war es der Fall der dreizehnjährigen Leonie. Sie wurde unter Drogen gesetzt, sexuell miss-

Die Afghanen rangieren derzeit hinter den Eritreern auf Platz zwei der Asylsuchenden.

braucht und starb den Erstickungstod. Des Verbrechens angeklagt sind vier junge afghanische Asylbewerber, deren Gesuch bereits abgelehnt worden war.

Seit mehreren Jahren zählen die Afghanen nicht nur zu den grössten Gruppen von Asylbewerbern in Europa. Afghanische Migranten figurieren auch auf der Kriminalstatistik ganz oben. «Es wurde schnell klar, dass mit diesen jungen afghanischen Männern etwas ganz und gar nicht stimmte: Sie begehen in viel grösserem Ausmass Sexualstraftaten als andere Flüchtlinge, auch solche aus ebenso rückständigen, ebenso islamischen und konservativen und wohl auch ebenso frauenfeindlichen Ländern», schrieb die amerikanisch-österreichische Sozial-



«Die Afghanen» gibt es nur auf dem Papier: Aufteilung der Bevölkerungsgruppen.

wissenschaftlerin Cheryl Benard, die seit Jahrzehnten in verschiedenen Funktionen mit afghanischen Flüchtlingen arbeitet, bereits 2017 im *National Interest*.

In Österreich werden 10 Prozent der afghanischen Asylbewerber straffällig, sie stellen in unserem Nachbarland die höchste Straftäterquote aller Ethnien. Wie die Lage in der Schweiz aussieht, lässt sich nicht mit Zahlen untermauern, da wir keine Statistik straffälliger Asylbewerber führen. (Sie soll 2023 erstmals erstellt werden.)

Um ein genaues Gefahrenpotenzial zu eruieren, müsste man die afghanischen Flüchtlinge nach Ethnie und Herkunft aufschlüsseln, sagt Stahel. Auch davon hat man bislang abgesehen. «Wir unterscheiden statistisch nicht nach Ethnien», schreibt das Staatssekretariat für Migration (SEM) auf Anfrage.

Fest steht, dass die Asylgesuche aus Afghanistan seit 2019 wieder steigen. 2020 waren es 1681. Damit rangieren die Afghanen derzeit hinter den Eritreern auf Platz zwei der Asylsuchenden.

«Frauen sind Freiwild»

Auffällig ist, dass der Anteil der unbegleiteten männlichen Minderjährigen sehr hoch ist. In Österreich beträgt er 60 Prozent. Doch auch hierzu fehlen in der Schweiz Zahlen, die ein klareres Bild verschaffen könnten. «Wir führen keine geschlechterspezifischen Statistiken», erklärt das SEM.

Junge Afghanen seien für ihre ganze Familie eine Art Vorhut, so Stahel. Viele von ihnen seien ehemalige Soldaten. Nach afghanischer Tradition werde man bereits als Minderjähriger zum Waffenträger. Entsprechend hoch ist das Gewaltpotenzial jener jungen Männer, die in unserer Gesellschaft ankommen.

Während westliche Medien die radikal-islamischen Taliban als Schreckgespenst aufleben lassen, geht oft vergessen, dass die meisten Afghanen aus sehr konservativen Familienstrukturen stammen. Zwischen dem Steinzeit-Islam der Taliban und dem traditio-

nellen Alltag der Landbevölkerung öffnet sich keine riesige Kluft. Jahrhundertalte Stammestraktionen und das Patriarchat sind in der afghanischen Gesellschaft tief verankert.

Das zeigt sich am antiquierten Frauenbild der meisten Afghanen. Wenn ein junger Afghane aus ländlichem Gebiet im westlichen Europa ankommt, prallen zwei Kulturen direkt aufeinander. «Eine Frau, die sich frei bewegt, ist in ihren Augen eine Hure», so Stahel zur *Weltwoche* (Nr. 27/21). «Da muss sie gar nicht knapp bekleidet sein, sondern einfach Teil der offenen Gesellschaft sein. Die Frau ist Freiwild, über das man verfügen und das man missbrauchen kann.»

Experten mit afghanischen Wurzeln fordern, straffällige Afghanen sofort auszuweisen. «Wenn junge Afghanen kommen und sofort mehrere, auch kleinere Straftaten begehen, sollte man sie abschieben. Die werden sich nicht mehr integrieren», so Sarajuddin Rasuly, der seit 24 Jahren als Dolmetscher für österreichische Gerichte und Asylbehörden arbeitet. «Nur durch solch ein hartes Vorgehen könne ein Zusammenleben zwischen Europäern und Afghanen funktionieren», erklärte er dem österreichischen Wochenmagazin *Profil*.

Im laufenden Jahr (Stand Ende Juni) wurden in der Schweiz die Asylgesuche von 311 Afghanen abgelehnt. Sie müssten eigentlich zurückgeführt werden. Angesichts der aktuellen Lage werden sie auf unbestimmte Zeit in der Schweiz bleiben.

Chinas Infrastrukturprojekte

Am Hindukusch entscheidet sich die Zukunft Europas, hiess es, als es darum ging, Nato-Truppen für Afghanistan zu mobilisieren. Wie wahr. Nach dem komplett gescheiterten Militärabzug durch US-Präsident Biden wird es einmal mehr Europa sein, wo viele Migranten hinströmen.

Grossmächte wie Russland und China, die geografisch viel näher bei Afghanistan liegen, machen ihre Grenzen dicht. Ebenso die reichen arabischen Ölstaaten. Sie sind sich des Konfliktpotenzials bewusst, die afghanische Migranten für die Gesellschaft bedeuten.

In Europa hingegen rufen Politiker dazu auf, möglichst grosszügig Flüchtlinge aufzunehmen. Auch in der Schweiz, wo SP-Nationalrat Fabian Molina verlangt, die Schweiz solle 10 000 Flüchtlinge willkommen heissen.

Derweil haben die Chinesen bereits mit den Taliban angehandelt und Infrastrukturprojekte abgesprochen. Die fetten Deals für uns, sagt sich Peking, Europa darf sich um die Flüchtlinge kümmern.

* Das Gespräch mit dem Taliban-Mitgründer Mullah Zaeef in Englisch ist nachzulesen auf www.weltwoche.ch/international.

Eine vermeidbare Katastrophe

Der ehemalige CIA-Chef General David Petraeus über den desaströsen Truppenabzug der USA, die Kapitulation vor den Taliban und die Folgen für Afghanistan und den Westen.

Urs Gehriger



Saigon 2.0: Joe Bidens kapitale Fehleinschätzung.

Was als sicheres Ende des längsten Krieges in der amerikanischen Geschichte geplant war, hat sich fast über Nacht in einen Albtraum für Millionen von Afghanen und die Weltmacht USA verwandelt. Eine Kette von kapitalen Fehleinschätzungen der Regierung Joe Biden führte dazu, dass die Taliban im Sturm die Macht wieder an sich gerissen haben.

Im April 2021 hatte der US-Präsident angekündigt, dass er alle US-Streitkräfte in Afghanistan bis zum 11. September abziehen werde – just zu jener Jahreszeit also, in der die Taliban nach dem Tiefwinter traditio-

nell zu ihrer Sommeroffensive ansetzen. Ein Kapitalfehler, der am vergangenen Sonntag schliesslich im Fall der Hauptstadt Kabul gipfelte.

«Was sich hier abspielt, ist wirklich katastrophal und hätte nicht passieren dürfen», sagt der ehemalige CIA-Direktor General David Petraeus der *Weltwoche*. Der überstürzte und zu radikale Truppenabzug habe zum Kollaps der Luftwaffe und schliesslich zur Kapitulation der afghanischen Bodentruppen geführt. «Unsere wichtigsten Stützpunkte in Zentralasien für die Durchführung der regionalen Antiterrorismus-Kampagne gehen verloren.»

Im folgenden Interview, das per E-Mail geführt wurde, warnt der ehemalige Befehlshaber der US-Streitkräfte in Afghanistan davor, dass al-Qaida erneut versuchen könnte, Basen in Afghanistan zu errichten.

Weltwoche: Die Taliban haben in einem Blitzkrieg die Macht in Afghanistans an sich gerissen. Was sind die Gründe für den Zusammenbruch all dessen, was in fast zwanzig Jahren durch US- und Nato-Truppen aufgebaut worden war?

David Petraeus: Die unmittelbare Ursache ist, dass die afghanische Luftwaffe nicht gross

genug war, um auf die zahlreichen gleichzeitigen Angriffe der Taliban in einem riesigen, gebirgigen Land mit sehr begrenzter Strasseninfrastruktur mit Verstärkung, Nachschub, Lufttransporten, Aufklärung und Luftunterstützung reagieren zu können. Diese Situation wurde durch den Abzug der 3500 US- und 8500 Koalitionstruppen und der rund 18 000 zivilen technischen Hilfskräfte verschärft, die für die Wartung der hochentwickelten, von den USA bereitgestellten Hubschrauber und Flugzeuge, die den Grossteil der afghanischen Flotte ausmachen, entscheidend waren. Das Ergebnis war, dass die afghanischen Truppen an mehreren Orten unter Beschuss kamen. Sie mussten erkennen, dass niemand mit Verstärkung oder Luftunterstützung zu Hilfe kam. Ich habe öffentlich meine Bedenken gegen dieses Szenario geäußert, als klar war, dass die zivilen Hilfskräfte abgezogen werden würden.

Tragischerweise haben sich meine Befürchtungen bestätigt. Wenn Truppen wissen, dass niemand kommt, um ihnen zu helfen, nachdem sie zwei bis drei Tage lang gekämpft haben, kapitulieren sie unweigerlich und vorhersehbar. Sie ziehen sich zurück oder desertieren. Der psychologische Schlag für die afghanischen Streitkräfte, als dies geschah, war katastrophal. In der Vergangenheit haben die afghanischen Streitkräfte hart gekämpft und sind in beträchtlicher Zahl für ihr Land gestorben, solange sie wussten, dass die amerikanische Luftunterstützung ihnen in schwierigen Kämpfen helfen würde, wenn die afghanischen Luftstreitkräfte nicht ausreichten. Dieses Mal war die amerikanische Verstärkung offensichtlich nicht verfügbar.

Weltwoche: Es sieht so aus, als hätte die Regierung Biden den Truppenabzug schlecht geplant.

Petraeus: Die derzeitige tragische Situation macht es leider schwer, diese Einschätzung zu bestreiten.

Weltwoche: Statt den Winter abzuwarten, befahl Präsident Biden den Abzug der US-Truppen während der Kampfsaison der Taliban ab Mai.

Petraeus: Eine wichtige Beobachtung.

Weltwoche: Wird der aktuelle Erfolg der Taliban al-Qaida ermutigen, sich am Hindukusch einen neuen Rückzugsort zu schaffen?

Petraeus: Ich befürchte, dass dies der Fall sein wird. Al-Qaida hat wiederholt versucht, ihre alten Basen wieder zu etablieren, die sie unter der Taliban-Herrschaft hatte und in

denen die Anschläge vom 11. September 2001 geplant wurden. Wir haben diese neuen Zufluchtsorte wiederholt zerstört. Ausserdem befürchte ich, dass die im afghanisch-pakistanischen Raum angesiedelte Tochtergesellschaft des Islamischen Staates versuchen wird, sich auch in Afghanistan einen Zufluchtsort zu schaffen. Dennoch glaube ich nicht, dass eine der beiden Terrorgruppen eine kurzfristige Bedrohung für die USA oder unsere Nato-Verbündeten darstellen wird. Die längerfristige Bedrohung wird davon abhängen, ob wir in der Lage sind, solche Zufluchtsorte ausfindig zu machen und zu zerstören – eine Aufgabe,



«Tragischerweise haben sich meine Befürchtungen bestätigt»:
General Petraeus.

die ohne Stützpunkte in Afghanistan oder in den Nachbarländern wesentlich schwieriger sein wird.

Weltwoche: Im Februar 2020 unterzeichnete die Trump-Regierung mit den Taliban das Abkommen zur Befriedung Afghanistans. War es ein Fehler, den Taliban zu vertrauen?

Petraeus: Traurigerweise war es das. Das Abkommen, das wir unterzeichnet haben, war wirklich ziemlich mangelhaft, denn es verlangte von uns, die gewählte afghanische Regierung – deren Vertreter nicht an den Gesprächen über ihr Land teilgenommen hatten

– zu zwingen, über 5000 inhaftierte Taliban-Kämpfer freizulassen. Bei weit über 700 von ihnen wurde bereits bestätigt, dass sie wieder in Kämpfe verwickelt sind, und zweifellos sind

«Es ist eine Katastrophe für, auch für die Nachbarländer – und sehr wahrscheinlich auch für Europa.»

es noch viel mehr. Als Gegenleistung erhielten wir praktisch nichts, ausser der Zusage der Taliban, uns nicht zu bekämpfen, und das zu einem Zeitpunkt, als wir nicht mehr an der Front standen und für die Taliban relativ unzugänglich waren.

Weltwoche: Was bedeutet es geopolitisch, wenn in Afghanistan wieder ein Taliban-Regime regiert?

Petraeus: Es ist eine Katastrophe für Afghanistan und seine Bevölkerung – vor allem für die Afghaninnen und diejenigen, die der Regierung angehörten, die USA unterstützten oder entschieden säkular waren. Aber auch für die Nachbarländer, in die Millionen von Afghanen flüchten werden, und sehr wahrscheinlich auch für die Länder in Europa, in die die Flüchtlinge ebenfalls zu gelangen versuchen werden. Und das alles, noch bevor al-Qaida und der Islamische Staat Zufluchtsorte geschaffen und ihre Fähigkeiten wiederaufgebaut haben. Die Regierung und die Führer Afghanistans waren sicherlich nicht frei von Mängeln, die auch sehr frustrierend waren. Aber die Demokratie, die in den letzten zwanzig Jahren aufgebaut wurde, wie fehlerhaft sie auch gewesen sein mag, sowie die Rechte, die die afghanischen Bürger – vor allem Mädchen und Frauen – genossen, die Rede- und Pressefreiheit, die geschaffen wurde, und die wirtschaftliche Dynamik sind bei weitem besser als das, was folgen wird, wenn die Taliban

wieder herrschen.

Darüber hinaus gehen auch unsere wichtigsten Stützpunkte in Zentralasien für die Durchführung der regionalen Antiterrorismus-Kampagne sowie ein verlässlicher Verbündeter verloren – auch wenn dieser noch so unvollkommen war. Dies wäre mit einem erschwerten und nachhaltigen Engagement der USA vermeidbar gewesen. Was wir jetzt sehen, kann sicherlich nicht als eine positive Entwicklung für die nationale Sicherheit der USA, der Region oder unserer Koalitionspartner angesehen werden.

MÖRGELI

Schwachsinniges zu den Schulreisen

Unter Chefredaktor Gieri Cavelti hat sich der *Sonntagsblick* zuverlässig zum freudlosesten unserer Sonntagsorgane entwickelt. Besonders griesgrämig kommen seine wöchentlichen Sonntagspredigten ganz links auf Seite zwei daher. Nichts als Weltenbrand und Wolkenbruch, Weltuntergang und Wutgeschnaube.

Kürzlich beklagte sich der schlechtgelaunte Chefredaktor Cavelti, die Gemeinden würden wegen Corona ausgerechnet an den Schulreisen sparen. Dabei seien in der zurückliegenden Zeit «gemeinsame Unternehmungen» massiv zu kurz gekommen. Wohl wahr. Nicht zuletzt, weil der *Sonntagsblick* in jeder Ausgabe die Covid-Panik geschürt und jede Menschenansammlung zum Todesinferno erklärt hat.

Am einfachsten sei es – so Chefredaktor Cavelti –, bei den Kindern zu sparen. «Und am dümmsten.» Er nennt ein paar Gemeinden, die aus Budgetgründen Beiträge an die Schulreisen gestrichen hätten. Und tut so, als ob dort keine Schulreisen stattfänden. Das ist ganz einfach nicht wahr. Keine einzige Schulreise ist hierzulande wegen der Finanzen gefährdet. Eine Schulreise geht auch auf Schusters Rappen. Denn Reisen heisst nicht unbedingt, befördert zu werden. Schildkröten können mehr über den Weg erzählen als Hasen.

Wenn die Stimmberechtigten ein Budget oder eine Steuererhöhung verwerfen, antworten die Gemeindebehörden regelmässig: «Dann streichen wir eben die Schulreisen.» Nach dem obligaten Protestgeheul sind sämtliche Schulreisen gesichert. Warum kommt Chefredaktor Cavelti durch mit seinem trüben Unsinn der abgesagten Schulreisen? Warum darf er ungestraft behaupten, in der Schweiz werde an der Schule gespart? Wahr ist, dass noch nie so viel Geld in die Bildung geflossen ist wie heute. Der «Corona-Schock» gefährde unsere Volksschule und fördere die Privatschulen, behauptet Chefredaktor Cavelti. Die Schulen seien überfüllt, die Lehrer überfordert. Das alles ist kein Virusproblem. Sondern ein Zuwanderungsproblem. Und zwar der Zuwanderung von «Bildungsfernen». Doch nicht einmal Schulreisen sind ein Allheilmittel gegen die Sitzenbleiber.

Christoph Mörgeli

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Molina, Aebi, Pfister, Amherd, Laschet, Musk, Farage



Übereifrig getwittert: Sommaruga.

Simonetta Sommaruga, Alarmistin, bekam von ihren ausländischen Amtskollegen die Bestätigung für den drohenden Weltuntergang. Als der Weltklimarat vor einigen Tagen seinen jüngsten Bericht zur Klimaerwärmung auf der Erde publizierte, twitterte die SP-Bundesrätin etwas übereifrig in die Welt hinaus, der Weltklimarat dokumentiere das, was Minister aus betroffenen Ländern ihr eindrücklich schildern würden – es versanken ganze Landstriche im Wasser, und riesige Waldbrände würden lodern. Was sie nicht sagte: Auch wenn wir unsere Klimaziele verschärfen, ändert sich daran überhaupt nichts. (hmo)

Fabian Molina, Verantwortlicher, will, dass die Schweiz in die Offensive geht und lieber heute als morgen Menschen aus Afghanistan aufnimmt. Der Zürcher SP-Nationalrat nennt auch gleich eine willkürlich hohe Zahl von Personen, die in die Schweiz kommen sollen: 10 000 Migranten. Für den Aussenpolitiker steht die Schweiz in der Verantwortung. Schliesslich sei der amerikanische Einmarsch «so verantwortungslos» gewesen wie der überstürzte Abzug der internationalen Truppen. Fakt ist, dass das Taliban-Regime Al-Qaida-Terroristen Zuflucht gewährte, die einen furchtbaren Terrorakt in den USA vor bald zwanzig Jahren zu verantworten haben. Dass die USA auf diese Verbrechen reagierten, kann kaum als «verantwortungslos» bezeichnet werden. Sicher ist es nicht verantwortungsloser, als einfach eine beliebig hohe Zahl von Leuten ins Land zu holen. (odm)

Andreas Aebi, Emmentaler, hat das Ratsbüro für die Planung der Herbstsession des Nationalrats in den Landgasthof «Kemmeriboden-Bad» eingeladen. Es ist Tradition, dass der National-



10 000 Migranten: Molina.

ratspräsident die zweitägige Augustsitzung in seinem Heimatkanton abhält. Das etwas abgelegene Gasthaus ist bekannt für die «besten Merängge der Welt». Dies ist ein luftiges Gebäck mit einem Berg voll *Nidle* obendrauf und eigentlich passend zu einer Sitzung von Parlamentariern. Denn hier geht es meistens auch um luftige Entscheide, die, in Watte verpackt, dem Publikum serviert werden. (hmo)

Gerhard Pfister, Abfangjäger, hat keine Freude, wenn das öffentlich finanzierte SRF seiner Parteikollegin, Bundesrätin **Viola Amherd** (Die Mitte), an den Karren fährt. Die Bewertungsmethode beim Kaufentscheid zugunsten des F-35 sei «juristisch heikel», mäkelte SRF im Internet. Heikel sei vielmehr «die Einseitigkeit von SRF», befand daraufhin der Mitte-Chef auf Twitter. (fsc)

Armin Laschet, Pechvogel, lässt keinen Fettnapf aus. Bei einem Treffen mit Elon Musk zog der CDU-Kanzlerkandidat den Spott des US-Unternehmers auf sich, als er diesen fragte, ob Autos in Zukunft elektrisch oder mit Wasserstoff betrieben würden. «Natürlich elektrisch», erwiderte Musk mit wieherndem Lachen. Er baut derzeit nahe Berlin ein Werk für E-Autos – wo die Begegnung stattfand. (ky)

Nigel Farage, Schnellredner, wird eine zweiseitige Ehre zuteil. Ein Luftkissenboot, mit dem die Seenotrettungsorganisation RNLI Migranten im Ärmelkanal hilft, soll «The Flying Farage» heissen – als Dank für unfreiwillige Hilfe des britischen Migrationskritikers. Nachdem dieser die RNLI als «Taxidienst für illegale Immigranten» bezeichnet hatte, schossen die Spenden für die Seenotretter so steil in die Höhe, dass nun ein neues Boot beschafft werden kann. (ky)

Der wilde Wolf und die Wasserkraft

Nach dem Röstigraben erregt jetzt der Stadt-Land-Graben die Gemüter. Was tun?



Vor dem Wolf starben in den Schweizer Alpen jeden Sommer 5000 Schafe. Weil man diese sich selbst überliess. Jetzt hat sich die Zahl der toten Schafe halbiert. Weil man auf sie besser aufpasst. Und weil die Wölfe pro Sommer nicht einmal 1000 Schafe totbeissen. Nüchtern betrachtet, retten die Wölfe somit jeden Sommer mindestens 2000 Schafen das Leben.

Fakten haben gegen Urängste und herzzerreissende Bilder keine Chance. Niemand kann die aufgestaute Wut der Schäferinnen und Schäfer kühlen. Schon gar nicht die Heerscharen von kantonalen und nationalen Biologen. Sie untersuchen in ihren Laboren jeden *Gagel*, jedes Haarbüschel, um festzustellen, ob der verdächtige Isegrim zum Abschuss durch teuer bezahlte Wildhüter freigegeben werden kann.

Die scheuen Wölfe stimulieren auch potenziell nicht den Tourismus in den Alpen, wie dies uns ein gewisser Herr weismachen will. Im Gegenteil: Die scharfen Herdenhunde beißen lieber urbanen Wanderern in die Waden statt alpinen Wölfen in die Unterschenkel. Franz Steingger würde sagen: Die Ausgangslage ist so verschissen wie jene des Freisinns.

Beat Jost ist Gemeindepräsident von Albinen. Er ist – wenn mein alterndes Auge mich nicht täuscht – der mit Abstand aktivste und innovativste Präsident einer Schweizer Berggemeinde.

Und auch in Sachen Wolf unterbreitet uns Jost einen innovativen Vorschlag: Man solle nicht die Schafe einzäunen, sondern die Wolfsrudel. Auf ihrer Homepage liefert uns ausgerechnet die Gruppe Wolf Schweiz die notwendige Betriebsanleitung: «Grosse Gehege, in denen Wölfe ihrem Bewegungsdrang nach-

gehen und Artgenossen bei Bedarf ausweichen können, sind deshalb notwendig [...] In Gehegen ist es entgegen der freien Wildbahn nicht möglich, dass Jungwölfe das Rudel verlassen und abwandern. Ein aktives Management der Wolfsbestände in Gehegen ist also notwendig. Ausgestossene oder gefährdete Wölfe müssen aus den Gehegen entfernt, umplatziert oder getötet werden.» Sapperlot, wie vernünftig Wolfsfreunde sein können!

Früher war der Berner Bärengraben ein in das Erdreich gegrabenes Gefängnis. Heute planen die Berner Bären entspannt entlang der Aare in Plauschbecken. Warum soll es den al-

Warum soll es den alpinen Wölfen nicht gleich gut gehen wie den urbanen Berner Bären?

pinen Wölfen nicht gleich gut gehen wie den urbanen Berner Bären?

Viola Amherd müsste die neu in eidgenössischen Banngebieten angelegten Wolfgehege mit Zivildienst-Rangern schützen. Diese könnten gegen ein Trinkgeld den Safari-Touristen des Jürg Schmid verraten, wo die mit einem Chip versehenen Wölfe jene Hirsche jagen, die heute noch ungestört nachwachsende Schutzwälder kahlfressen.

Themenwechsel: Die Preise für den Strom explodieren. Die Gründe: Deutschland stellt bis 2022 alle Atomkraftwerke ab. Spätestens bis 2030 auch alle Kohlekraftwerke. Die anziehende Konjunktur belebt die Nachfrage nach

Strom. Genau wie Elektro-Autos und Wärmepumpen. Dazu kommen die steigenden Preise für Emissionszertifikate und CO₂-Abgaben. Und der noch allzu langsame Ausbau der Wind- und Solarenergie vorab in der Schweiz.

Der Alpenraum produziert 20 Milliarden Kilowattstunden Strom aus Wasserkraft. In seinen Speicherseen lagert davon wertvermehrend ein Drittel. Innert 18 Monaten ist dieser Strom neu 500 Millionen Franken mehr wert als zuvor. Pro Jahr.

Noch schlafen die Alpen-Sozis und ihre grünen Wegbegleiter. Sie müssten subito eine Verdoppelung der Wasserzinse verlangen. Damit auch die Berggebiete und nicht allein die rot-grünen Städte profitieren.

Gerhard Pfister ist Zuger. Und den neuen Fraktionspräsidenten der CVP, Philipp Matthias Bregy, haben die deutschen Besitzer der Enalpin als Verwaltungsrat und somit als Söldner eingekauft. Für ein Taschengeld verrät dieser zusammen mit seinem Büropartner, Ständerat Beat Rieder, die Interessen seiner Heimatgemeinde im Heimatkanton.

Einst war die Alpen-Opec ein Begriff und eine Kraft. Die Greina-Stiftung müsste ganzseitige Vermisstmeldungen nach dem heutigen Präsidenten Roberto Schmidt aufgeben. Denn hohe Wasserzinsen stoppen den ohnehin zu teuren weiteren Ausbau der Wasserkraft. Und fördern endlich den Ausbau der viel günstigeren Solarenergie in den Alpen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Ihr neues Album liegt seit 2019 fertigproduziert im Safe: Megastar Rihanna.

Unternehmerin des Jahres

Sie inszeniert sich als schwarze Diva, willfähiges Lustobjekt und beinharte Geschäftsfrau. Reise in die verwirrende Welt der Milliardärin Robyn Rihanna Fenty.

Thomas Wördehoff

Vermutlich starten alle bedeutenden Poplegenden tränenfeucht, damit später alle in einem Biopic hemmungslos losflennen können. Auch Rihannas Anfänge werden sich einmal hübsch rührselig erzählen lassen: aufgewachsen im sonnigen Barbados, doch die Ehe der Eltern ist zerrüttet. Der Vater, ein Junkie, schlägt die Mutter immer wieder windelweich – und auch die Tochter, wenn sie dazwischengeht. Es folgt die Scheidung, das unbeirrbar Kind gewinnt einen Schönheitswettbewerb, wo sie ein Lied von Mariah Carey so inbrünstig singt, dass sie von einem smarten Musikproduzenten entdeckt wird. Der nimmt

die damals Fünfzehnjährige unter seine Fittiche und mit nach Amerika, ihre erste Single schlägt sofort ein, rauscht ganz hoch in den Charts, die Beauty-Queen wird zum Star, zum Superstar, zum Megastar, und alle Welt nennt sie nur noch beim Vornamen.

Beklemmende Virtuosität

So oder ähnlich sind die Zutaten zu den Erfolgsgeschichten, wie sie seit je im Showbiz aller Gattungen die Regel sind. Der Rest ist Geschmacksache und eine Frage des Image. Am Ende ist das Image wohl spielentscheidend; nichts hält die Fantasie so in Schwung wie die

krassen Rollenwechsel einer Madonna, die grell überschminkte Verlorenheit von Amy Winehouse oder Billie Eilishs geradezu aufreizende Wurschtigkeit.

Gerade mal zehn Jahre nach ihrer Entdeckung hat das Bild des Mädchens aus Barbados vor kurzem eine ziemlich beeindruckende Glasur erhalten: Rihanna ist mit einem geschätzten Vermögen von 1,7 Milliarden Dollar (1,55 Milliarden Schweizer Franken) die reichste Musikerin der Geschichte. Ihren Besitz erwirtschaftete sie zwar nicht ausschliesslich über ihre Platten – er ist zu einem Grossteil ihrem Geschick als Unternehmerin

zuzuschreiben. Nur am Rand: Bei den Jungs spielten sich nur Senioren wie Paul McCartney und Andrew Lloyd Webber mit jeweils 1,2 Milliarden Dollar in die Liga der Superreichen.

Doch das Image von Mrs Fenty setzt sich nicht nur aus Musik, Schönheit und Geschäftssinn zusammen. Wie viele grosse Künstlerinnen spielt sie mit ihrem Charisma auf einer ganzen Klaviatur von verwirrenden Narrativen – allerdings mit beklemmender Virtuosität. Dabei spielen Superlative und Vielseitigkeit eine zentrale Rolle.

Vielseitigkeit: Längst war sie für Firmen wie Puma oder Dior tätig, und schon 2014 liess sie ihren (aus Portugal stammenden) Familiennamen Fenty als Markennamen eintragen und für künftige Aktivitäten reservieren. Kein leeres Versprechen – 2019 gründete sie mit dem französischen Luxusgiganten LVMH das Label Fenty, das auch Accessoires wie Sonnenbrillen sowie Mode und Schuhe auf den Markt brachte – für Rihanna «die einmalige Gelegenheit, ein Modehaus im Luxussektor ohne künstlerische Grenzen aufzubauen».

Zwar brachte Covid-19 die Neugründung schon zwei Jahre später vorerst zum Erliegen, aber da hatten LVMH und die umtriebige Disease bereits einen Lingerie-Brand namens Savage X Fenty und eine Kosmetiklinie (Fenty Beauty) lanciert. Übrigens die erste Neugründung der Franzosen, seit Modezar Christian Lacroix 1987 seine Pforten unter dem Konzerndach geöffnet hatte. Ach ja, und Rihanna ist auch die erste Frau, die bei LVMH ein Label leitet.

Prügelfreund Chris Brown

Die Gründungen sind beileibe nicht nur kostspielige Hobbys einer verwöhnten Popdiva – sie sind durchaus profitabel (geschätzter Aktienwert von Savage X Fenty im Februar: 1 Milliarde Dollar), das *Time Magazine* rief Fenty Beauty zu einer der «25 Best Inventions of 2017» aus.

Das Reizwäschekonzept von Platzhirsch Victoria's Secret wirkte da plötzlich old fashioned.

Die Geschäftsidee traf ins Schwarze: Rihannas Unternehmen war das erste Fashion-Label, das «Einbeziehung» anbot – Kosmetik (über vierzig Töne) für alle Hautfarben.

Und auch die Lingerie-Linie verstand sich inklusiv: Dessous in Übergrössen gehörten zum Credo von Savage X Fenty, wie auch das Design für sämtliche Teints. «Du wirst schwarz sein, wo immer du hingehst. Und ich weiss nicht, ob das ein Pech oder ein Glück ist, denn ich liebe es, schwarz zu sein. Es tut mir also leid für diejenigen, die das nicht mögen – das ist nun mal das Erste, was man von mir sieht, bevor man nur meine Stimme hört.»

Rihannas Strategie schlug ein wie eine Bombe: Das Reizwäschekonzept von Platzhirsch Victoria's Secret wirkte da plötzlich *old fashioned*, die Umsätze brachen tatsächlich ein, der Marketingdirektor wurde ausgetauscht, die schon mythisch beschworenen Shows mit den *angels* mussten abgesagt werden. Victoria's Secret hatte den Umbruch verpennt.

Die resolute Modechefin konnte derweil auch der Verwandtschaft gegenüber Zähne zeigen. Als Vater Ronald 2017 die Firma Fenty Entertainment gründete, verklagte sie ihren Erzeuger und Namensgeber postwendend auf Unterlassung, zumal dieser wohl bei der Kundenschaft durchaus eine gewisse Nähe zur Tochter hatte anklingen lassen. Da war dann Schluss mit lustig.

Ebenso wenig lustig waren auch die Geschehnisse ein knappes Jahrzehnt zuvor. In der Nacht zum 9. Februar 2009 prügelte Rihannas damaliger Freund, R&B-Sänger und Rapper Chris Brown, sie bis zur Ohnmacht grün und blau, was zu nicht unerheblichen Verletzungen führte. Die geleakten Polizeifotos zeigen deutlich sichtbare Prellungen, Hämatome und aufgeplatzte Lippen, Brown kassierte eine Strafe, die beiden trennten sich.

Zärtliche Hommage

Nur drei Jahre später erschien ihr mittlerweile siebtes Studioalbum unter dem vielsagenden Titel «Unapologetic» – und sorgte für einige Irritation. Kein Wunder: Auf der Scheibe fand sich mit «Nobody's Business» eine innige Zusammenarbeit mit Chris Brown, dem Peiniger von einst («Always be my boy / I'll always be your girl / Nobody's business»), und das trieb den *New York Times*-Kritiker Jon Caramanica geradezu zur Weissglut: «Mit der Person, die dich körperlich missbraucht hat, öffentliche Kunst zu machen, ist unreif, präfeministisch und postethisch. Es fröhlich und menschlich zu machen, ist einfach nur ärgerlich.»

Einspruch: Vielleicht war es auch nur postfeministisch, denn Rihanna bestand unverblümt auf der eigenen Entscheidung. Ohne jedes schlechte Gewissen. Und immerhin: Caramanica fand schliesslich, das Duett mit Brown gehöre zu ihren besseren.

Ein weiteres Album später hakte sie noch einmal nach. Längst hatte sie sich endgültig vom brutalen Ex getrennt, widmete sich dem Thema aber erneut. In «Love on the Brain», einem erst beschaulich, dann immer dringlicher dahinwippenden *doo wop*-Schmuseblues, heisst es unter anderem: «It beats me black and blue but it fucks me so good / And I can't get enough.»

Ein kühner Ansatz deutet sich in ihrer Stimmführung an (seit ein paar Alben leistet sich Rihanna tatsächlich einen *vocal coach*, um Phrasierung und Atmung zu optimieren): Tatsächlich zielt ihre vokale Gestaltung sehr

in Richtung Amy Winehouse – insofern pendelt der Song seelenruhig zwischen spöttischer Nostalgie und zärtlicher Hommage.

Überhaupt die Musik. Hört man sich die acht Alben dieses karibischen Energiebündels an (das letzte, «Anti», ist von 2016), ist man hin und her gerissen. Dass bei einigen Nummern bis zu zehn Verantwortliche für Musik und Text zeichnen, hört man den Produktionen an. Nicht umsonst vergehen zwischen den

Vermutlich ist die extreme Kontrolle eine Tugend, die in der Modeindustrie unverzichtbar ist.

Release-Terminen bis zu fünf Jahre – Rihanna ist offensichtlich eine Perfektionistin vor dem Herrn. Produktion und Sound gehören zum Ausgefeiltesten, was die Musikindustrie derzeit zu bieten hat. Geniale Zufälle haben diese Alben nicht zu bieten. «Ich weiss, was sie erwarten», sagte sie in einem Interview über Geschäftspartner und Publikum, «und ich kann es kaum erwarten, ihre Erwartungen zu übertreffen.» Ihr neues Album, vermutlich wird es dann «R9» heissen, liegt seit 2019 fertigproduziert im Safe. Wann sie veröffentlichen möchte, weiss sie noch nicht.

Vermutlich ist die extreme Kontrolle eine Tugend, die in der Modeindustrie und als Businessfrau unverzichtbar ist. Perfektion ist sicher auch der Massstab in den Parametern der grossen aktuellen Musikproduktionen. Und da ähneln die Blockbuster von Rihanna eher einer Couture: perfekt – aber immer auch ein wenig seelenlos. Nach einer Weile Rihanna-Hören hat man dann diese athletisch glänzende, alles niederdonnernde Sound-Skulpturen-Menagerie auch mal satt und sehnt sich wieder nach einer Runde Amy Winehouse oder Billie Eilish. Der Gedanke an Produkt, Marketing und Business ist dort einfach weniger präsent.

Fast schon Kampfsport

Ist sie sexy? Kaum jemand spricht so offenerherzig und unverkrampft über Sex. Mit der Autorin und Filmregisseurin Miranda July alberte sie vor einigen Jahren im *New York Times Style Magazine* aufgedreht über die Vorzüge einer weiten oder tiefen Vagina und die späte Entwicklung ihrer *boobs* herum. Doch betrachtet man dann die perfekt aufreizend inszenierten Fotografien mit Rihanna, denkt man vor allem an die atemberaubende Makellosigkeit eines Produkts.

Auf ihrer rechten Schulter hat sich Rihanna ein Tattoo spiegelverkehrt einbrennen lassen: «Never a failure. Always a lesson». Dass man nicht an die Irrtümer denken, sondern vielmehr die Lektionen beherzigen sollte, klingt fast schon nach Kampfsport. So etwa klingt Rihannas Musik: Mir kann keine und keiner.

Das frechste Hilfswerk der Schweiz

Mit Solidar Suisse haben sich SP und Gewerkschaften eine linke Wohlfühloase geschaffen. Finanziert wird sie hauptsächlich vom Steuerzahler.

Florian Schwab

Vor knapp einem Jahr hat die von über hundert linken Nicht-regierungsorganisationen (NGOs) lancierte Konzernverantwortungsinitiative an der Urne Schiffbruch erlitten. In die Brüche ging daraufhin auch die Reputation der NGO Solidar Suisse, des früheren Arbeiterhilfswerks. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), die im Aussendepartement von Ignazio Cassis (FDP) angesiedelt ist, fand nämlich heraus, dass Solidar Suisse mit Bundesgeldern Propaganda für die Initiative betrieben hatte. Das darf sie nicht, denn der Bund darf mit seinen Geldspritzen an Private nicht direkt in die Politik eingreifen, indem er beispielsweise Abstimmungskämpfe unterstützt.

Dessen ungeachtet hat Solidar Suisse mit Deza-Geldern einen sogenannten Baumwollreport aus Burkina Faso erstellen lassen. Darin behaupteten die Autoren, dass die Annahme der Konzernverantwortungsinitiative eine Abhilfe für das Problem der Kinderarbeit darstelle: «Verletzt ein Konzern oder seine Tochterfirmen die Menschenrechte oder verursacht Umweltschäden, soll sich der Konzern vor einem Schweizer Gericht dafür verantworten müssen.»

Sechs Millionen Franken fürs Personal

Anders als andere NGOs, die sich geschickter im Graubereich des Erlaubten bewegten, überspannte Solidar Suisse damit den Bogen, sogar bei der geduldigen Deza. Die Organisation musste 24 000 Franken an den Bund zurückzahlen. Das ist ein Tropfen auf den heissen Stein, denn Solidar Suisse kassiert vom Bund jährlich rund fünf Millionen Franken. Zum Vergleich: Die Einnahmen aus freien Spenden und Legaten – also freiwilligen privaten Zuwendungen – belaufen sich nur auf etwa 3,5 Millionen Franken.

Und der Bund ist nicht die einzige staatliche Stelle, die Solidar Suisse grosszügig unter-



Linker Sinn und Geist: Solidar-Kampagne.

stützt. Nicht näher spezifizierte Kantone und Gemeinden entrichteten fast eine Million Franken. Die Fédération vaudoise de coopération und die Fédération genevoise de coopération zusammen nochmals gegen die 350 000 Franken. Sogar die EU-Kommission leistete Beiträge im Umfang von 333 721 Franken. Der Liechtensteinische Entwicklungsdienst beteiligte sich mit 650 000 Franken. Von den insgesamt 17,4 Millionen Franken, die Solidar Suisse im Jahr 2020 einnahm, stammt also rund die Hälfte aus Steuergeldern. Und die Glückskette, eine Organisation aus dem Dunstkreis der gebührenfinanzierten SRG, überwies weitere 2,6 Millionen Franken.

Dazu kommt, dass die privaten Geldgeber ihre Zuwendungen an Solidar Suisse von den Steuern abziehen können – eine indirekte staatliche Subvention. Das Finanzdepartement des Kantons Zürich unter Ernst Stocker (SVP) – da hat die Organisation ihren Sitz – führt Solidar Suisse auf der Liste der «Institutionen, die wegen Verfolgung von öffentlichen oder gemeinnützigen Zwecken steuerbefreit sind».

Die Geschäftsleitung unter dem früheren Heks- und Caritas-Mann Felix Gnehm

lebt komfortabel in der staatlich subventionierten Wohlfühloase. Die fünf Mitglieder verdienen (inklusive Arbeitgeberbeiträge) durchschnittlich 138 000 Franken pro Jahr. Weltweit weist die Organisation einen Personalaufwand von über sechs Millionen Franken aus, bei 28 Vollzeitstellen in der Schweiz.

Offen politische Aktivitäten

Wofür verwendet Solidar Suisse das Geld? Gemäss Jahresrechnung 2020 flossen 3,2 Millionen Franken in die humanitäre Hilfe. Das «Programm Schweiz» mit dem ominösen Zweck der «Information und Sensibilisierung» schlägt mit gut einer Million zu Buche. Der grösste Teil, über acht Millionen, kommt der Entwicklungszusammenarbeit des «Programms International» zugute, mit dem Solidar

Suisse grösstenteils linke Bewegungen überall auf dem Erdball unterstützt.

Darüber, dass die Gelder von Solidar Suisse im linken Sinn und Geist verwendet werden, wacht ein ehrenamtlicher Vorstand, bestehend aus Partei- und Gewerkschaftsprominenz. Ihm gehören unter anderem SP-Nationalrätin Tamara Funicello und der Zentralsekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, Reto Wyss, an.

Präsident mit einem Jahresgehalt von 15 000 Franken ist der für seine Verbindungen zu revolutionären Bewegungen im Ausland bekannte Genfer SP-Ständerat Carlo Sommaruga. Im Jahresbericht 2020, der kürzlich veröffentlicht wurde, preist er die Konzernverantwortungsinitiative: «Neben Corona prägte auch ein Erfolg das Jahr 2020: Die Mehrheit der Schweizer Stimmbevölkerung sprach sich für die Konzernverantwortungsinitiative aus, diese scheiterte nur am Ständemehr.» Obwohl vom Steuerzahler finanziert und von der Deza ermahnt, hegt Solidar Suisse offenbar keine Absichten, ihre politischen Aktivitäten zurückzuführen. Es handelt sich um das wohl frechste Hilfswerk der Schweiz.

Corona: Was jetzt zu tun ist

Die Impfung verringert das Risiko einer Covid-19-Erkrankung erheblich. Zudem ist das menschliche Immunsystem zu mehr fähig, als viele denken.

Beda Stadler

Eigentlich sollten wir jetzt alle etwas relaxen. Bisher ist noch jede Geissel der Menschheit, gegen die eine Impfung entwickelt wurde, besiegt worden. Etwa die Pocken, die sogar ausgerottet wurden, oder andere Infektionskrankheiten, die wegen der Impfung extrem selten geworden sind. So haben Junge heute keine Freunde mehr, die wegen der Kinderlähmung ihr Leben lang behindert sind. Die Impfung gilt also mit Recht als einer der grössten medizinischen Erfolge des 20. Jahrhunderts.

Trotzdem sollten wir nüchtern bleiben und aus der Wissenschaft keine Glaubensfrage machen. Es gibt in der Biologie nämlich keine 100 Prozent. Sollten die derzeitigen Impfungen tatsächlich zu 95 Prozent wirksam sein, bedeutet dies, dass von den derzeit rund vier Millionen Geimpften in der Schweiz trotzdem 200 000 theoretisch noch gefährdet sein könnten. Diese Menschen verdienen nun unsere Solidarität.

Immunologische Bildungslücken

Von wem dürfte man nun Solidarität erwarten? Bei dieser Frage hilft die Wissenschaft tatsächlich. Seit Anbeginn der Pandemie waren Kleinkinder nie ein Problem, weil sie nämlich gegen andere Typen von Coronaviren immun sind, welche genügend Schutz vor Covid-19 verleihen. Da unser Immunsystem nach der Pubertät kontinuierlich abnimmt, ist klar, warum die meisten Opfer Senioren waren. Menschen über vierzig sollten jetzt also an die Nadel, um den Jüngeren zu zeigen: Man kommt auch mit Vernunft durchs Leben.

Zudem bräuchten wir endlich einen aussagekräftigen Antikörpertest. Einen Test, der aufzeigt, warum Kinder immun sind und ob ältere Menschen noch geschützt sind, und nicht bloss einen Test, der misst, ob man geimpft ist. In der Schweiz gibt es genügend Immunologen, die einen solchen Test entwickeln könnten. Das wäre vernünftiger und billiger gewesen als die PCR-Testung, die ausser Panik nichts gebracht hat.

Chefredaktionen von Schweizer Medien sollten jeden Mitarbeiter, der bei einem positiven PCR-Test von Infektion redet, eine Woche in unbezahlten Urlaub schicken, um immunologische Bildungslücken zu schliessen. Übrigens: Wer immun ist, kann PCR-positiv sein,



Das Ende der Panik ist in Sicht.

während er das Virus bekämpft, ist aber nicht gefährdet.

Ebenfalls einen Bildungsurlaub sollten alle kriegen, die behaupten, dass symptomlose Kranke andere Menschen anstecken. Falls wir «symptomlose Krankheiten» als medizinische Definition zulassen, wird unser Gesundheitssystem rasch an seine Grenzen kommen.

Sollte ein Virologe oder ein Epidemiologe weiterhin behaupten, dass Sars-CoV-2 ein neues Virus sei, gegen das es keine Immunität gebe, nachdem man schliesslich Sars-CoV-2 mit einem Antikörper gegen Sars-CoV-1 nachgewiesen hat, müsste man ihm den Lehrauftrag entziehen. Das sind bloss

Beispiele, wie wir in Zukunft wieder die Wissenschaft statt Kristallkugeln benutzen sollten. Falls man im Abwasser mit dem PCR-Test Coronaviren nachweist, redet schliesslich auch niemand von infiziertem Abwasser, das Covid-19 hat.

Wenn unsere Beamten, die hoffentlich selber geimpft sind, auf dem Bundesplatz mit Maske Kuchen verteilen, um die Bürger zum Impfen zu animieren, untergräbt dies das Vertrauen in die Impfung. Wer sich impfen liess, aber trotzdem weiterhin die Maske tragen soll, wird sich fragen, wie gut die Impfung eigentlich ist. Bei solchem Verhalten und solchen Vorschriften verstehe ich, weshalb viele sich nicht impfen lassen oder impfkritisch werden, ohne wirkliche Impfgegner zu sein.

Späte Rache

Im Normalfall ist man gegen einen pathogenen Keim besser geschützt, wenn man die Krankheit durchgemacht hat, als wenn man bloss geimpft ist. Als Genesener wurde mir ein Covid-Zertifikat verweigert, weil mein PCR-Test ein paar Tage älter war als sechs Monate. Ich empfand dies wie eine späte Rache, weil ich während der Vorlesungen manchmal sagte, wer den besprochenen Stoff nicht verstehe, werde wahrscheinlich nur beim BAG eine Anstellung finden. Ich komme mir echt blöd vor, wenn ich als Genesener und Einziger in einem Zugwagen eine Maske tragen soll, was wirklich vorgekommen ist.

Es rächt sich nun, dass wir noch immer keine nationale Patientenkarte haben. Eine solche «Kreditkarte» könnte man mit Leichtigkeit als Impfpass verwenden, und sie würde unser künftiges Zusammenleben vereinfachen.

Beda Stadler ist emeritierter Professor für Immunologie der Universität Bern.

Lob der Städte

Menschen und Firmen bringen in Ballungsräumen Grossartiges zustande.
Die Freiheit der Stadt entfesselt ungeahnte Kräfte.

Beat Gygi

Beginn des Studiums, Umzug in die Stadt, ein neuer Lebensabschnitt, ja ein neues Leben. In der Erinnerung ist der Wechsel vom Land in die Stadt wie die Explosion einer Bonbonschachtel, plötzlich liegen überall bunte Häppchen. Wenn der ländliche Tagesablauf einen nicht mehr bindet, hat man plötzlich mehr Zeit, es sind nur ein paar Schritte zu Kinos, die Uni ist auch nicht weit, ehrfürchtig schaut man in die Säle, wo schon die klügsten Menschen der Welt waren, bald kennt man interessante neue Leute. Es ist klar, dass man aufpassen muss, sich mit Bonbons nicht zu überessen, aber schon nur das Betrachten der Auswahl führt einen in eine andere Welt. Und es ist nicht dasselbe, ob man im ländlichen Dorf vor den Augen aller Leute, die einen kennen und sehen, eine Süssigkeit geniesst oder in der Anonymität der Stadt, wo es den anderen egal ist, was man tut.

Erfolgsmodell aus dem Mittelalter

«Stadtluft macht frei», dieser Spruch, denkt und fühlt man, stimmt wirklich, auch wenn er sich im Lauf der Zeit gewandelt hat. Städte sind Orte, die Freiheit bieten. Aus der Geschichte ist überliefert, dass Städte im Mittelalter vielfach die Regel kannten, dass jeder, der an diesen Ort komme, frei sitzen und verweilen dürfe. Für Leibeigene, die ihrem Herrn entflohen waren und in der Stadt Zuflucht suchten, waren viele Stadtrechte so formuliert, dass die Entflohenen ihre Freiheit erlangen sollten, wenn sie nicht innerhalb eines Jahres von ihrem Dienstherrn abgeholt wurden. Die Stadt als Befreiungsorganisation. Die Stadtbehörden ihrerseits hatten Interesse an arbeitsfähigen Zuzüglern, wobei diese damals meist nicht die vollen Freiheitsrechte erhielten, wie man sie heute in westlichen Demokratien oder gar der Schweiz mit ihrer direkten Demokratie gewohnt ist.

Städte haben sich im Mittelalter vor allem auch dank Stadt- und Marktrechten als Erfolgsmodell rasch ausgebreitet. Über 2000 Gründungen gab es in Deutschland und der Schweiz innerhalb von etwa zwei Jahrhunderten. Die Geografie spielte eine wichtige Rolle. Zürich entwickelte sich an der Umladestelle für den Schifftransport zwi-



Erfindergeist und Reichtum: New York.

sehen See und Fluss, Bern wurde in die Aareschleife gebaut, die natürlichen Schutz versprach, viele Siedlungen liegen an Flüssen und Seen, Frankfurt an einer Furt, Luzern nutzte die Position an der Gotthardpassroute.

Aber die Frage, warum sich die Menschen in derart ungleichmässiger Dichte auf die Fläche verteilen, warum es Millionenstädte und Grossagglomerationen gibt, in denen sich Leute und Firmen auf ein paar Quadratkilometern zusammendrängen, in denen sie in die Höhe bauen, hohe Immobilienpreise zahlen, während es daneben riesige Räume mit wenig Besiedelung gibt, einige Täler gar völlig verlassen werden, ist für Wissenschaftler immer noch eine Knacknuss. Was sind die Geheimnisse des Zusammenfindens, des Zusammenballens? Athen war in der Blütezeit der zentrale Ort, an dem sich Wissenschaft und Kultur abspielten. Was macht die einen Orte attraktiver als andere?

Vielleicht die Lebensqualität? Der *Economist* veröffentlichte kürzlich seinen «Global Liveability Index», erhoben durch Datenauswertung sowie Umfragen und in der Corona-Zeit wohl durch die jeweilige Gesundheitssituation beeinflusst. Da standen Auckland, Osaka, Adelaide und Wellington an der Spitze, dahinter Tokio und Perth, und auf den Plätzen sieben und acht dann als erste europäische Orte Zürich und Genf. Und wie sehen es Touristen? Das amerikanische Magazin *Travel and Leisure* liess seine Leser abstimmen, und die Gewinner waren: Kioto vor Charleston, Siem Reap (Kambodscha), Florenz, Rom. Mit Blick auf

die Schweiz bietet Zürich die höchste Lebensqualität, wenn es nach der Beurteilung des Immobilienunternehmens Wüest Partner geht. Dahinter folgen Zug, Bern, Winterthur und Basel. Zur Beurteilung dienen rund ein Dutzend Kriterien wie Arbeit, Bildung, Kultur, Freizeit, Verkehr et cetera. Beim Blick auf Zürich, Bern, Winterthur und Basel kommt einem unwillkürlich der Gedanke, ob Lebensqualität wohl auch mit üppiger sozialpolitischer Umverteilung erkaufte wird.

Bodenpreise als Indikator

Im Wettbewerb zwischen den Städten als Standorte zum Leben und Arbeiten geht es langfristig aber grossenteils um Ökonomie, ums Anziehen von Arbeitskräften und Kapital, den Ingredienzen für wirtschaftliche Entwicklung. Schrumpfende Regionen verlieren ihre wirtschaftliche Grundlage mit der Zeit und verarmen, wachsende werden in der Regel reicher, schaffen Vermögen, gewinnen an Anziehungskraft.

Zu den erfolgreichsten Städten der Geschichte zählen Amsterdam, London und New York, drei gewaltige Motoren der Wirtschaftsentwicklung und der Schaffung von Reichtum. Amsterdam begann gegen Ende des 16. Jahrhunderts, den Welthandel intensiver zu betreiben, baute mit moderner Technik eine Flotte, mit der Niederländischen Ostindien-Kompanie entstand die erste Aktiengesellschaft der Welt, später in diesem Zusammenhang die erste Wertpapierbörse der Welt und die Westindien-Kompanie, die den Handel mit Amerika kontrollierte. Um 1650 war



Pionier des Welthandels: Amsterdam.



Hafen der Freiheit: London.

Amsterdam als drittgrösste Stadt nach London und Paris auf dem Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung und führend im Welthandel. In einem halben Jahrhundert verdreifachte sich die Einwohnerzahl, die ganze Expansion war darauf ausgerichtet, Zuzüger anzuziehen, die Handel trieben.

Dann kam die Zeit Londons. Der Niederländer Wilhelm von Oranien, der England militärisch besiegt hatte und König von England wurde, brachte sozusagen die Rezepte aus seiner Heimat mit: Handel und Wirtschaftsfreiheit. Auf dieser Grundlage stieg London zum führenden Wirtschaftsstandort auf, mit riesigem Hafen und an-

Die Frage, warum sich Menschen zusammendrängen, ist für Wissenschaftler eine Knacknuss.

getrieben von der industriellen Revolution. Aber im fernen Amerika wuchs schon der Konkurrent heran.

Auf der Halbinsel, die heute Manhattan heisst, bauten Pioniere den Ort New Amsterdam auf, der dann in New York umbenannt wurde. Die Grundlage dieser Ansiedlung beruhte ebenfalls auf der Orientierung an Handel und wirtschaftlicher Freiheit – und die gewaltige Entwicklung New Yorks stellte schliesslich die Vorgängerstädte von Erfindergeist und Reichtumsentwicklung her in den Schatten. Alle drei Städte sind Erfolgsgeschichten, die auf Kapitalismus und Freiheit beruhen, auf dem Wagen und Investieren, das sich auszahlt.

Wie kann man überhaupt erkennen, was eine Stadt den Menschen bringt, wie erfolgreich sie ist im Schaffen von Werten? Es gibt einen ziemlich verlässlichen Anhaltspunkt: Man sieht es an den Bodenpreisen. Was auf einem bestimmten Territorium erarbeitet wird oder eben nicht, wirkt sich auf dessen Anziehungskraft auf Aussenstehende aus. Der Preis, den diese bezahlen würden, um auch dazuzugehören, lässt sich grundsätzlich mit dem Immobilienpreis messen. Nach Ansicht des Freiburger Ökonomeprofessors Reiner Eichenberger wirkt sich neben den wirtschaftlichen Tätigkeiten auch die Politik auf den Wert des Bodens aus: Gute Politik, gute gesellschaftliche

Regeln und Institutionen treiben diesen nach oben und umgekehrt.

Aufstieg von Hongkong

Aus dieser Sicht ist heute Hongkong als weltweit attraktivster Standort anzusehen, mit einem Immobilienpreis von über 30 000 Dollar pro Quadratmeter für eine durchschnittliche Wohnung in der Innenstadt liegt es wertmässig weit über der Nummer zwei, Singapur mit rund 20 000 Dollar. New York ist etwas darunter auf Platz vier, London noch etwas weiter unten auf Position sieben. Die früheren Erfolgsgeschichten haben sich also gut gehalten. Und die Schweiz? Ist nicht schlecht positioniert, Zürich liegt mit 14 000 Dollar auf Platz zehn, Genf gleich dahinter. Diese machen auch einen erfolgreichen Eindruck. Ist denn die links-grüne Umverteilungspolitik kein Problem für die Werthaltigkeit der Städte?

Eichenberger ist der Ansicht, dass die gute Pflege und die Werterhaltung dieser Standorte keineswegs sicher sind. Das natürliche Potenzial der Städte sei ja gross und es werde nicht ausgenutzt. Das Problem bestehe darin, dass die Kapitaleigentümer eine geringere politische Mitsprache hätten als früher, weil das Eigentum erstens vermehrt in ausländischer Hand sei und zweitens viele Eigentümer nicht in der Stadt wohnten; beide Gruppen hätten also wenig Einfluss auf die lokale Politik. Ein grosser Teil der Stimmbürger seien Mieter. «Diese haben ein grosses Interesse an hohen Staatsausgaben und niedrigen Steuern. Sie wollen umfangreiche Staatsleistungen für sich und möglichst wenig dafür bezahlen», sagt Eichenberger. Diese Politik führe tendenziell zur Verschuldung und schlage sich in einer Reduktion der Bodenrente nieder, weil Schulden eine künftige Belastung des Standortes bedeuteten. Unter den heutigen Regulierungen färbe dies nicht auf die Mieten ab, so dass es links-grünen Regierungen gelinge, einen Teil der Bodenrente durch sozialpolitische Umverteilung für sich abzuschöpfen. Aber wenn niemand mehr zum Vermögen schaut, geht auch bald die Freiheit verloren.



INSIDE WASHINGTON

Bidens Scherbenhaufen

In diesen zänkischen Zeiten, in denen Medien die Amerikaner in kriegerische Stämme spalten, soziale Medien Nachbarn gegen Nachbarn hetzen und Twitter-Mobs Jagd auf politische Ketzer machen, hat Joe Biden das Unmögliche geschafft. In weniger als 72 Stunden hat er das Volk in Abscheu über seinen verpfuschten Rückzug aus Afghanistan vereint.

Entsetzt verfolgten Amerikaner, wie Horden verzweifelter Afghanen übereinanderkletterten, um sich an dem riesigen Metallvogel festzuklammern, der vom internationalen Flughafen in Kabul abheben wollte. David E. Sanger, Chefkorrespondent der *New York Times* in Washington, erklärte, dass Biden «ob zu Recht oder zu Unrecht in die Geschichte eingehen wird als der Präsident, der dem lange schwelenden, demütigenden letzten Akt des amerikanischen Experiments in Afghanistan vorstand».

So war das nicht geplant. Biden und sein super Team von Politikingenieuren wollten Amerika wieder aufgleisen. Aber ob es die widersprüchliche Corona-Politik ist oder nun das sich abzeichnende afghanische Desaster – Biden und seine Expertenbande stehen vor einem Scherbenhaufen. Sogar CNN verfällt in Taumel und Zweifel und erklärt, dass der 78-jährige, der den Wahlkampf von seinem Keller aus mit einem Stapel Spickzetteln führte, «mit nichts weniger als einer Krise der Kompetenz konfrontiert ist».

Aber Biden verdient Anerkennung, wenn nicht Lob. Er steht an der Spitze eines bemerkenswert erfolgreichen Versuchs, die Politik seines Vorgängers um jeden Preis zu kippen. Die illegale Einwanderung explodiert, die Inflation schwillt an, die Gewaltkriminalität gerät ausser Kontrolle.

In nur acht Monaten hat der Berufspolitiker aus Delaware nun doch eine unauslöschliche Spur in der US-Geschichte hinterlassen.

Amy Holmes

China plagt die Unterhaltungsindustrie

Peking geht hart gegen Videospielehersteller vor.
Vor allem der Milliardenkonzern Tencent muss untendurch.

Oliver Lutz

Nach Rapper Travis Scott hat es auch Ariana Grande getan. Die amerikanische Sängerin absolvierte Anfang August eine Konzertserie live vor einem Millionenpublikum. «Fortnite» macht es möglich. Das 2017 erschienene Videospiele kombiniert wie kein Game zuvor klassisches «Spielen» mit Marketingkomponenten. Denn neben Konzerten, die eben nur im Spiel selbst live geschaut werden können, gibt es regelmässig Kooperationen mit grossen Unternehmen. So wurde etwa zur Lancierung eines neuen Samsung-Smartphones eine spezifische Skin (Kleidung für den Spielcharakter) entworfen. Um sie zu erhalten, musste der geneigte Spieler zuerst das Gerät kaufen.

Bei aller Verschmelzung von Werbung und Spielerlebnis erfreut sich «Fortnite» weiterhin grosser Beliebtheit. Es zählt gemäss Playercounter.com in der siebten «Season» bis zu vier Millionen aktive Spieler pro Monat. Das zahlt sich für Epic Games aus. Das Entwicklerstudio erzielte laut Gründer und CEO Tim Sweeney 2020 einen Umsatz von 5,1 Milliarden Dollar.

Xi Jinping zieht die Schraube an

Das freut den Gaming-Weltmarktführer, den chinesischen Internetkonzern Tencent, der 48 Prozent an Epic Games hält und an den unzähligen Ingame-Verkäufen mit verdient. Zum Portfolio zählt mit «Honor of Kings» eines der weltweit umsatzstärksten Mobile-Games. Über 230 Millionen Dollar kamen laut Sensor Tower im Juli zusammen. Tencent kontrolliert auch Riot Games und hält eine Beteiligung an «PUBG Mobile», das im Juli «Honor of Kings» sogar noch überflügelte. Neben dem beeindruckenden Gaming-Portfolio hält Tencent auch Anteile an Snapchat und Spotify. Insgesamt resultierte 2020 ein Reingewinn von 25 Milliarden US-Dollar. Ein wichtiger Treiber – vor allem in der Gaming-Sparte – war und ist Corona. So wurden allein in der ersten Februar-Woche 2020 (im Lockdown) in China gemäss App Annie über siebzig Millionen Mobile-Games heruntergeladen.

Lange liess Chinas Regierung Tencent und andere Firmen gewähren, schmückte sich auf

internationalem Parkett mit den innovativen Unternehmen, bevor im Februar erstmals Regulierungsgerüchte die Runde machten. Vor wenigen Wochen dann der Knall: «Keine Branche darf sich in einer Weise entwickeln, die eine ganze Generation zerstört», hiess es in der Staatszeitung *Economic Information Daily* Anfang August. In der ursprünglichen Version waren Onlinespiele gar als geistiges Opium eingestuft worden, bei expliziter Nennung des Erfolgstitels «Honor of Kings». Ein Schock für den Weltmarktführer: Tencent büsste innert weniger Tage 20 Prozent seines Börsenwerts – mehrere Dutzend Milliarden Dollar – ein. Noch bevor es effektiv zu Regulierungen kommen konnte, kündigte Tencent selbst Einschränkungen bei Ingame-Käufen an und sprach sich für ein generelles Mindestalter von zwölf Jahren aus.

Der Kurs in China unter Präsident Xi Jinping ist klar. Die Politik zieht nach einigen Jahren der Freiräume für die Tech-Branche die Schraube an. So sieht sich etwa das Internetunternehmen Alibaba seit 2020 mit Einschränkungen konfrontiert. Begründet werden die Massnahmen von der Regierung neben dem Jugendschutz im Fall Tencent mit dem Kampf gegen marktbeherrschende Stellung oder für Einkommensgleichheit. Das sei wegen Niedriglöhnen oder unfairer dynamischer Preise im Online-Shopping nicht gewährleistet. Verboten wurde etwa ein Tool des Essens-

lieferanten Meituan, das die Auslieferungszeiten der Fahrer auswertet. Gleichzeitig müssen neu die Arbeitnehmer versichert und Mindestlöhne bezahlt werden.

Sorge um internationales Kapital

Kritiker der Eingriffe sehen die Gefahr von Machtmissbrauch und Zurückhaltung bei internationalen Investoren. Von einem «dramatischen Kurswechsel» spricht Angela Zhang, Direktorin des Instituts für chinesisches Recht an der Hong Kong University in ihrem Essay, den sie auf Twitter geteilt hat. Zhang geht gar so weit, zu sagen, dass potenziell fehlende globale Investitionen ins Land die «soziale und finanzielle Stabilität» gefährden könnten, selbst wenn einige Massnahmen sinnvoll seien. Die Sorge ums Kapital scheint nicht unbegründet. Technologiekonzerne, die im Besitz von «sensiblen Daten» sind, benötigen seit Juli die Bewilligung der Regierung vor einem Börsengang ins Ausland. Mehrere Börsengänge wurden kurzfristig abgesagt – neben jenem von Tencent sind zahlreiche weitere Kurse im Sinkflug.

Ruhe ist nicht in Sicht. Das Ministerium für Industrie und Informationstechnologie hat eine sechsmonatige Kampagne lanciert, die sich mit den «schwerwiegenden Problemen» der Internetindustrie befasst. Wie im Beispiel Tencent und beim Zugang zu Online-Games für Kinder ist davon auszugehen, dass die Unternehmen noch vor dem Staat aktiv werden und sich den Vorgaben beugen. Es ist eine Machtdemonstration der Zentralregierung.

In der Schweiz ist die Situation hingegen eine andere. Hier wünscht sich die innovations-treibende Gaming-Branche Unterstützung durch den Staat in Form von «punktuelle Spitzenförderung», wie es im offenen Brief an den Bundesrat heisst. Die Initianten um Moritz Zumbühl, Gründer und CEO des Entwicklerstudios Blindflug, bringen vor, dass auch der Staat ein Interesse am 170-Milliarden-Markt Gaming haben sollte.

Oliver Lutz ist E-Sport-Spezialist bei UPC Schweiz und dem Sportsender My Sports. Er doziert an verschiedenen Hochschulen über Social-Media- und Digital Marketing.



„Da kommt der kollege, der immer am Zoo austrägt...“

Pfister, Wermuth, Chiesa und Burkart

Aus aktuellem Anlass: Wie halten es die Präsidenten der Bundesratsparteien mit der Medienpolitik?



Wenn das Branchenmagazin *Schweizer Journalist* jeweils den «Medienmanager des Jahres» wählte, entschied darüber eine zwanzigköpfige Jury. Die Jury bestand aus bekannten Medienunternehmern, Publizistikprofessoren und Chefredaktoren.

Daneben sass ein einziger, weil fachkundiger Politiker in der Jury. Es war der Aargauer FDP-Ständerat Thierry Burkart.

Nun wird Burkart, so wie es aussieht, neuer Präsident der Freisinnigen Partei. Es ist dies ein guter Anlass, um zu untersuchen, wie sich die Präsidenten der vier Bundesratsparteien in der Medienpolitik positionieren.

Der Liberale: Gerhard Pfister (Die Mitte) — Am jährlichen Treffen der Medienbranche, der Dreikönigstagung, war CVP-Präsident Gerhard Pfister 2019 als Redner geladen. Pfister hielt ein glänzendes Referat und setzte dabei auch ein paar Spitzen gegen die Verleger. «Man hält sich heute Zeitungen, wie man sich im 18. Jahrhundert ein Sommerschloss hielt», mokierte er sich.

Aus dieser Sicht ist Pfister gegen staatliche Subventionen an die Medienbranche. In der Sommersession stimmte er gegen die 130 Millionen Franken an Steuergeldern, die nun jährlich über die Medienunternehmen ausgeschüttet werden sollen. Mit dieser Haltung ist er in seiner Partei in der Minderheit.

Genauso einsam ist Gerhard Pfister oft mit seiner Skepsis gegenüber der Machtfülle und Managementschwäche der SRG, die von seiner früheren CVP, nun zu «Die Mitte» umgetauft, seit Jahrzehnten gehätschelt wird. Als

«Saftladen» titulierte er kürzlich den Landesfunk.

Der Etatist: Cédric Wermuth (SP) — Im Präsidium stellt die SP zwar ein Duo. In Medienfragen aber hat Cédric Wermuth das Sagen, Co-Präsidentin Mattea Meyer ist kaum präsent. Wermuth hatte beim Lokalradio Kanal K in Aarau früher eine eigene Talkshow («Wermuth fragt»), hat also fachliches Know-how.

Wermuth ist das beste Beispiel dafür, wie die Linke unter dem Slogan der «Medienvielfalt» ihren Einfluss in der Branche ausbauen will. Er setzte sich beim neuen Mediengesetz darum sehr für die 30 Millionen Franken an Subventionen ein, die künftig an Online-Redaktionen fliessen sollen. Denn die meisten von ihnen, von Zürich über Bern bis Basel, liegen auf links-grünem Kurs.

Daneben stemmt sich Wermuth gegen jede Beschränkung der SRG, finanziell und operativ, weil hier seine verlässlichen Verbündeten sitzen. Links und links versteht sich gut.

Der Vermittler: Marco Chiesa (SVP) — Im Grotto «Arla da Covin» in Lugano feierte die SVP Ticino den diesjährigen 1. August. Hinterher war SVP-Präsident Marco Chiesa «angepisst», wie er sagte. Denn das öffentliche Radio und TV blieb dem Anlass demonstrativ fern. Das sei eine «schiffezza», eine Sauerei, tobte Chiesa gegen die Direktion der Tessiner SRG.

Es war das erste Mal, dass sich der SVP-Präsident mit der SRG anlegte. Sonst konnte sie auf ihn bauen, wie auf viele Politiker aus der

Minderheitszone Tessin. Bei der «No Billag»-Abstimmung von 2018 etwa sprach er sich gegen die Abschaffung der Radio- und TV-Gebühren aus, dies im Gegensatz zur nationalen Partei. Auch bei den derzeitigen Diskussionen um eine neue Initiative zur Gebührensenkung gehört Chiesa zu den gemässigten Stimmen in der SVP.

Bei den geplanten Subventionen für die Medienbranche ist Chiesa hingegen auf bürgerlichem Parteikurs. Er ist dagegen.

Der Ordnungspolitiker: Thierry Burkart (FDP) — Als 2015 die SRG ihre Werbeallianz mit Ringier und der Swisscom einging, schrie die Branche Zeter und Mordio. Unterstützung bekam sie von Thierry Burkart, heutiger Ständerat, aus dem Aargau. Er sprach von «Wettbewerbsverzerrung».

In der Medienpolitik ist Burkart ein Liberaler alten Zuschnitts. Dass freie Medien neuerdings von der Obrigkeit Geld bekommen sollen, hält er für ordnungspolitischen Nonsens. Besonders kämpfte er im Rat dagegen, wenngleich vergeblich, dass nun sogar die digitalen Medien subventioniert werden sollen. «Online-Medien haben das Geld nicht nötig», sagte er. Burkart ist denn auch einer der 72 Parlamentarier, die sich im Nein-Komitee gegen staatlich finanzierte Medien zusammengetan haben und das Referendum unterstützen.

Wenn Burkart nun Chef der FDP wird, ist SP-Mann Cédric Wermuth der einzige Parteipräsident der Regierungsparteien, der die 130 Millionen an jährlichen Mediensubventionen noch unterstützt. Die Vorlage dürfte dadurch wenig Chancen haben.

Würden Sie diesem Mann ein Auto abkaufen?

Praktisch chancenlos ging er ins Rennen um die deutsche Kanzlerschaft. Nun könnte Olaf Scholz als lachender Dritter das Rennen für sich entscheiden.

Wolfgang Koydl



Er schlängelt sich durch: SPD-Kanzlerkandidat Scholz.

Manchmal merkt man, dass der CSU-Politiker Markus Söder einmal Journalist war. Wahrscheinlich ein recht guter, wie seine Beobachtungsgabe und seine Formulierungskunst beweisen. Als ihm einmal bei einer der zahlreichen Corona-Sitzungen der deutschen Länderchefs mit der Bundesregierung der Geduldssaden riss, empfahl der bayerische Ministerpräsident Bundesfinanzminister Olaf Scholz, sich das «schlumpfige Grinsen» aus dem Gesicht zu schminken.

«Schlumpfiges Grinsen». Schlagartig erschloss sich, was wohl viele beim Anblick des SPD-Exponenten Olaf Scholz denken, ohne es artikulieren zu können: Der Kanzlerkandidat der Sozialdemokraten ähnelt nicht nur mimisch, sondern geradezu phänotypisch einem der blauen Comic-Gnome – am ehesten Schlaubi

bi Schlumpf, der seine Umgebung mit Besserwisserei nervt und mit erhobenem Zeigefinger jeweils aus den «Gesammelten Werken von Schlaubi Schlumpf» zitiert.

Das Grinsen ist Scholz seit Söders Bemerkung keineswegs vergangen, es hat sich eher noch verstärkt. Denn im Rennen um das Amt des Bundeskanzlers hat sich der 63-Jährige aus einer aussichtslosen dritten Startposition

Seine wachsende Beliebtheit verdankt er hauptsächlich den Fehlern seiner Kontrahenten.

hinter dem CDU-Mann Armin Laschet und der Grünen-Frau Annalena Baerbock hartnäckig und beharrlich immer weiter nach vorn ge-

robt. Nach einer jüngsten Umfrage liegt seine SPD zum ersten Mal wieder vor den Grünen. Ihr stünden alle Koalitionsvarianten offen. Ein Bundeskanzler Olaf Scholz ist kein blosses Hirngespinnst mehr, an das monatelang nur der Kandidat selbst zu glauben schien.

Es ist nicht so, dass Scholz durch Leistungen, Charisma oder Visionen glänzen würde. Er ist spröde, langweilig und kennt als einziges Thema seit Jahrzehnten nur den Mindestlohn als Allheilmittel für jegliches soziales Problem. Als Finanzminister ist er ohnehin kein Sympathieträger. Sein Ressort nimmt eher Geld weg, anstatt es an die Wähler zu verteilen.

Seine wachsende Beliebtheit verdankt der SPD-Mann denn auch hauptsächlich den Fehlern seiner Kontrahenten: Der täppische Armin Laschet ist ein Objekt zum Fremdschämen, die Schummelliese Baerbock so peinlich, dass man sie nur noch im Tandem mit ihrem talentierten Co-Vorsitzenden Robert Habeck auf die Wähler loslässt.

Fleischgewordener Audi-Slogan

Scholz hingegen lässt sich als Macher vermarkten. Wahlplakate zeigen ihn, wie er frontal den Passanten in die Augen blickt. «Scholz packt das an», steht darunter, doch was er in den Händen hält, ist nur ein Stimmzettelumschlag und kein Gesetzesvorschlag. Mal packt er ihn, als ob er ihn zerreißen wollte, mal schwenkt er ihn in der Luft, wie Briten-Premier Neville Chamberlain sein Abkommen mit Adolf Hitler nach dem Treffen auf dem Obersalzberg. Wie das ausging, ist hinlänglich bekannt.

Doch die Kampagne verfängt. Tatsächlich strahlt Scholz eine Vertrauenswürdigkeit aus, das den Mitbewerbern abgeht. In ihm sieht man den soliden Verwalter der Staatsfinanzen, den Politiker mit langer Regierungserfahrung als Arbeits- und Finanzminister in Berlin und als Bürgermeister des Stadtstaates Hamburg. Bei einer Wahl, in der die amtierende Kanzlerin nicht mehr antritt, verfügt er wenigstens über einen halben Amtsbonus – als Vizekanzler, der in den Krisen der letzten Jahre immer an der Seite Angela Merkels zu sehen war.

Deshalb würden viele Deutsche die Frage, wem sie am ehesten einen Gebrauchtwagen abkaufen würden, mit «Scholz» beantworten. Bei Baerbock würde man den von ihr genannten Werten für Leistung und Verbrauch wahrscheinlich misstrauen. Bei Laschet denkt man eher an ein Clownmobil, das mit einer Kurbel unter lauten Knallgeräuschen gestartet wird. Scholz hingegen scheint so etwas wie der fleischgewordene solide Audi-Slogan geworden zu sein: «Vorsprung durch Technik».

Übername «Scholzomat»

Das heisst nicht, dass man bei ihm den Wagen erhält, den er vorgeführt hat. Der Kandidat mag das Angebot einer bürgerlichen Familienkutsche verkörpern, doch die Partei, die ihn zunächst nur murrend aufgestellt hat, steht eher für einen Trabanten aus einem Arbeiter-und-Bauern-Paradies. Anders gesagt: Die SPD mitsamt ihrem Wahlprogramm steht sehr viel weiter links als der Mann, der sie an die Macht bringen soll.

Das erklärt auch, weshalb Parteilinke wie Kevin Kühnert, Saskia Esken oder Norbert Walter-Borjans für die Dauer des Wahlkampfes in der Versenkung verschwunden sind. Man will ja niemanden verschrecken. Diese Reizfiguren werden erst wieder bei einer allfälligen Kabinettsbildung in Erscheinung treten.

Aber ist Scholz so bürgerlich, wie er wirkt? Wäre er tatsächlich, wie manche bereits unterstellen, besser aufgehoben als Kanzlerkandidat der Union? Der *Spiegel* – jeglicher Feindschaft gegenüber der Sozialdemokratie unverdächtig – beschrieb ihn schon 2010, als er sich anschickte, Bürgermeister von Hamburg zu werden, als «rotes Chamäleon». «Geschmeidig folgt er jeder Volte, die seine Partei schlägt», schrieb das Hamburger Magazin. «Mit verblüffender Leichtigkeit schlüpft Scholz in

sämtliche Rollen, die die SPD von ihm verlangt. Er schlängelt sich durch.»

Tatsächlich hat er das zeit seiner Karriere getan. Er wandelte sich vom in der Wolle gefärbten Marxisten, der als Vizechef der Jungsozialisten seinem Vorsitzenden damals vorwarf, den «Kapitalismus nicht so sehr zu hassen wie ich», zum Verteidiger der harten Sozialreformen von Altkanzler Gerhard Schröder; vom Gralshüter der vom CDU-Patriarchen Wolfgang Schäuble erfundenen fiskalischen «schwarzen Null» in den Staatsfinanzen zum grössten Schuldenmacher in der Corona-Pandemie – Olaf Scholz hat schon viele Kehrtwenden hingelegt, ohne dass es ihm geschadet hätte.

Scholz ist das *comeback kid* der deutschen Politik. Immer wieder hatte man ihn abgeschrieben, doch immer wieder kehrte er auf die politische Bühne zurück – meist mit einer deutlich wichtigeren Rolle als vorher. Nur achtzehn Monate überlebte er als SPD-Generalsekretär, als er

Die Langeweile, die Scholz ausstrahlt, bedeutet nicht, dass er bescheiden wäre.

die bei den Linken verhasste Sozialagenda-Politik von Kanzler Schröder verteidigen musste. Er tat dies roboterhaft mit immer denselben Floskeln, so dass ihm die *Zeit* den Übernamen «Scholzomat» verpasste. Drei Jahre später wurde er Arbeitsminister unter Merkel, vier Jahre darauf Hamburger Bürgermeister, schliesslich Vizekanzler und Finanzminister.

Seine eigene Partei fremdelte oft ihm gegenüber, oder er ihr gegenüber. Seine bitterste Stunde erlebte er Ende 2019, als er im Mitgliederentscheid über den Vorsitz der Sozialdemokraten dem Duo Esken/Walter-Bor-

jans unterlag. Doch Scholz erholte sich auch von diesem Schlag. Neun Monate später hob ihn die SPD als Kanzlerkandidaten auf den Schild. Mit feinem Lächeln quittierte er die Worte seiner Parteichefin Saskia Esken: «Scholz hat den Kanzler-Wumms.»

Farblosigkeit und Anpassungsfähigkeit halfen auch, dass Skandale nicht an ihm haftenblieben – von denen es durchaus einige gäbe. Der in Cum-Ex-Geschäften verstrickten Hamburger Privatbank Warburg wurden auf wundersame Weise Steuerschulden erlassen – Bürgermeister war damals Scholz.

In diesem Amt war er 2017 auch Gastgeber des G-20-Gipfels, als linke Chaoten eine Nacht lang die Innenstadt übernahmen, derweil die Führer der Welt bei Beethoven in der Elbphilharmonie sass.

Bei der Pleite des Finanzdienstleisters Wirecard versagte die staatliche Aufsicht – verantwortlich war Finanzminister Scholz. Doch die Thematik ist zu kompliziert, um auf ein Wahlplakat zu passen. Zudem grinst Scholz auch diese Vorwürfe schlumpfig weg.

Kalt, arrogant, rechthaberisch

Die Langeweile, die Scholz ausstrahlt, bedeutet freilich nicht, dass er bescheiden wäre. Das politische Berlin weiss, dass kaum ein anderer Politiker so sehr von sich eingenommen ist wie er. Er gilt als kalt, arrogant und rechthaberisch.

Diese Erfahrung machte auch die damalige IWF-Chefin Christine Lagarde, neben der er bei seiner ersten Tagung des Weltwährungsfonds 2018 zu sitzen kam. «Als Arbeitsminister habe ich durch die Kurzarbeit während der Finanzkrise Massenarbeitslosigkeit verhindert», rühmte sich Scholz.

«Ah, Sie waren das also», spöttelte Lagarde.

«Ja, genau», gab Scholz voller Ernst zurück.



EIN SIEGESTREFFER FÜR IHRE ERSPARNISSE

Öffnen Sie ein Sparkonto online und erzielen Sie bis zu

2% zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH

Grüner als jede Fünfigernote

Der oberste Banker der Schweiz umarmt die Klima-Apokalyptiker.
Das ist kein Zufall. Jörg Gasser war schon immer mit dem Zeitgeist per du.

Marcel Odermatt

Kein Vertreter der Schweizer Wirtschaft befindet sich so sehr auf Schmusekurs mit den Klimaaktivisten wie Jörg Gasser. Der Chef der Schweizerischen Bankiervereinigung zelebriert seine uneingeschränkten Sympathien für die Apokalyptiker bei jeder sich bietenden Gelegenheit. So gibt er Interviews mit jungen Untergangspropheten und erklärt, diese verfolgten «mit dem Klimastreik ein berechtigtes Anliegen». Die «CO₂-lastige Wirtschaft» erklärt er kurzerhand für «tot».

Folgerichtig stand Gasser zuletzt im Abstimmungskampf über das neue Treibhausgas-Gesetz in der vordersten Reihe. Die Medien – insbesondere die Tamedia-Redaktion – schätzen den ehemaligen Bundesbeamten, der ihre Befürchtungen bedingungs- und kritiklos teilt. Der oberste Banker des Landes gehört mittlerweile zum beliebten Stichwortgeber linker Journalisten, wenn es darum geht, vor der Erderwärmung zu warnen.

Kein Auto, kaum noch Flüge

Doch lebt Gasser auch, was er predigt? Oder sind es nur schöne Worte? Darauf angesprochen, sagt er: «Ich bin naturwissenschaftlich interessiert und habe Astronomie studiert. Die Astronomie zeigt unter anderem die planetaren Grenzen und die Fragilität der Biosphäre auf.» Deshalb sei ihm der Schutz der Ökosphäre auch privat ein Anliegen. «Persönlich versuche ich deshalb ganz bewusst, meinen ökologischen Fussabdruck so klein wie möglich zu halten. Ich habe zum Beispiel kein eigenes Auto mehr und nutze eines nur bei Bedarf und fliege kaum noch.»

Auf die Frage, weshalb er sich auf Diskussionen mit fundamentalistischen Klimarettern einlasse, resümiert er: «Finanzströme sind immer ein Abbild der Realwirtschaft. Die Schweizer Banken unterstützen deshalb die Transition zu einer klimaneutralen Volkswirtschaft. Und ein Dialog mit allen Anspruchsgruppen ist wichtig, um ein umfassendes Bild der politischen Situation zu erhalten – auch mit Blick auf die optimalen Rahmenbedingungen,

die sicherstellen sollen, dass der Schweizer Finanzplatz weiterhin führend bleibt.»

Nun mag Jörg Gasser ein Überzeugungstäter und ehrlich besorgt über den Klimawandel sein. Allerdings ist es nicht das erste Mal, dass er sich mit dem Zeitgeist verbündet.

Wie heute der Kampf gegen den Klimawandel gehörte vor zehn, fünfzehn Jahren der Kampf gegen das Bankgeheimnis zu den obersten Zie-



«Das ist dem Finanzplatz und mir ein Anliegen»: Lobbyist Gasser.

len vieler Linken und ihrer willigen Gehilfen. Dazu zählte damals auch der heute 52-jährige Bankenvertreter Gasser, der seine Karriere nach dem Ökonomie- und dem Astronomie-studium beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz lanciert hatte.

2008 machte BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf den parteilosen Gasser zu ihrem Generalsekretär im Justizdepartement. 2010 übernahm die Bündnerin die Bundesfinanzen von FDP-Bundesrat Hans-Rudolf Merz («An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch noch die Zähne ausbeissen»). Mit ihr wechselte auch der Obwaldner Gasser das Departement.

Die Rechnung von SP und Grünen, die Widmer-Schlumpf zuverlässig ihre Stimme gaben, ging auf. 2014 vollzog die Bundesrätin mit ihrem engen Mitarbeiter Gasser, wie von den linken Parteien gewünscht, den Umbau des schweizerischen Finanzplatzes. Das Bankkundengeheimnis war Geschichte.

Die Karawane der Moralisten zog weiter und fand mit dem Klimawandel ein neues Thema. Auch Gasser entdeckte bei der Bankiervereinigung ein neues Betätigungsfeld und mit dem Klimawandel ein neues Problem, das es anzugehen galt.

Dabei gibt es durchaus Parallelen zum Bankgeheimnis. Bei beiden Themen gibt man vor, die Welt besser zu machen. Unter dem Strich bleiben die Effekte und Möglichkeiten aber viel kleiner als behauptet.

Doch während das Bankgeheimnis noch relativ einfach beseitigt werden konnte, werden die Banken den Klimawandel definitiv nicht aufhalten. Natürlich treten sie als Financiers für Erdölfirmen, Autobauer und Airlines auf. Das macht die Geldhäuser allerdings nicht für die Emissionen verantwortlich, die diese Firmen mit ihren Produkten verursachen. Wenn schon, stehen deren Kunden, also die Konsumenten, letztlich wir alle, in der Pflicht.

Auf der Seite der Guten

Darauf hingewiesen, argumentiert Gasser mit dem Pariser Klimavertrag: «Die Schweiz steht hinter den Zielen dieses Abkommens, netto null bis 2050. Das ist dem Finanzplatz und mir ein Anliegen, für das wir uns einsetzen. Und dies aus zwei Gründen. Erstens fordert der Bundesrat Nachhaltigkeit im Finanzsektor und sieht darin auch einen relevanten Wettbewerbsvorteil. Zweitens ist Nachhaltigkeit eine strategische Priorität unseres Verbandes und damit auch unserer Mitglieder, denen wir verpflichtet sind.»

Allen Aussagen zum Trotz bleibt der Eindruck hängen: Hier will unbedingt einer auf der Seite der Guten stehen.

Koste es, was es wolle.

Die Torheit der Regierenden

Für Deutschland zeigt die Katastrophe von Afghanistan ein dreifaches Staatsversagen.



Die Ereignisse in Afghanistan lassen den Betrachter sprachlos und frustriert zurück: eine Billion Dollar Ausgaben für einen zwanzig Jahre währenden Militäreinsatz, elf Milliarden davon für die Bundeswehr. Eine afghanische Armee von 300 000 Mann, die mit westlichen Waffen ausgerüstet und von westlichen Militärberatern ausgebildet wurde – und alles – all die schönen Waffen und das ganze Land – fiel in nur zehn Tagen kampfflos den Taliban in die Hände. Nein, hier wollte ein Volk nicht kämpfen. Es wollte sich mit jenen arrangieren, deren Herrschaft es offenbar als unvermeidlich ansieht und die zwar Islamisten, aber immerhin Landsleute sind.

Bereits den Briten war es in drei Kriegen zwischen 1839 und 1919 nicht gelungen, die Herrschaft in Afghanistan zu erringen. Von 1979 bis 1989 scheiterte die Sowjetunion beim selben Versuch – auch weil die USA die aufständischen Taliban mit Waffenhilfe unterstützten.

Nach dem Terroranschlag vom 11. September 2001 war es unvermeidlich – und wohl richtig –, die Terrororganisation al-Qaida in ihrem Herzland anzugreifen. Falsch war es, diese Militäroperation in einen zwanzigjährigen Krieg ausarten zu lassen, der 3600 Nato-Soldaten das Leben kostete. Unentschuldig ist der Verrat an jenen Afghanen, die der Präsenz des Westens vertrauten, als Hilfskräfte und Übersetzer dienten oder sich als Kollaborateure exponierten.

Zwanzig Jahre lang gelang es dem Westen nicht, eine verlässliche prowestliche Führungsschicht aufzubauen, die die künftigen Geschicke des Landes in eigene Hände nehmen konnte und wollte. So war der Abzug am Ende unvermeid-

lich, und als schwachsinnig erwies sich die Aussage des ehemaligen Verteidigungsministers Peter Struck (SPD): «Die Sicherheit Deutschlands wird auch am Hindukusch verteidigt.»

Für Deutschland zeigt die Katastrophe von Afghanistan ein dreifaches Staatsversagen:

1 — Intellektuell: Inhalt und Charakter der Militäroperation waren niemals klar durchdacht worden, es fehlte von Anfang an und durchgehend eine Strategie. Die deutsche Politik schwankte zwischen Militäreinsatz und Auf-

Unentschuldig ist der Verrat an jenen Afghanen, die der Präsenz des Westens vertrauten.

bauhilfe, sie übersah Napoleons grundlegende Einsicht: «Man kann mit Bajonetten alles machen, ausser auf ihnen sitzen.»

2 — Organisatorisch: Die Bundesregierung und ihre Geheimdienste waren offenbar niemals in der Lage, sich von der Situation in Afghanistan ein zutreffendes Bild zu machen – oder die warnenden Stimmen der Experten wurden übergangen, was noch schlimmer ist. So kam es zur verheerenden Fehleinschätzung, es blieben nach dem Abzug der Nato noch Monate Zeit bis zu einem endgültigen Sieg der Taliban.

3 — Moralisch: Beim Fall von Kabul und bei der Machtübernahme durch die Taliban war die Rettung der Helfer und ihrer Familien noch nicht einmal eingeleitet worden. Stattdessen verstrickten sich die zuständigen Beamten in Visa-Bürokratie. Bundeskanzlerin, Aussen-

minister und Verteidigungsministerin waren seit Monaten allenfalls für salbungsvolle Worte gut, in der Sache kümmerten sie sich nicht. In der Welt wird man sich das merken: Wer solche Freunde hat, der braucht keine Feinde mehr.

Wegen der Schwere der Versäumnisse und der Gedankenlosigkeit der politischen Führung wäre ein Rücktritt der Bundeskanzlerin, des Aussenministers und der Verteidigungsministerin überfällig. Das wird natürlich nicht geschehen. Immerhin sollte dieser Megaskandal für jeden denkenden Staatsbürger ausreichen, um bei der anstehenden Bundestagswahl der CDU und der SPD die Stimme zu verweigern.

Für eine neue Bundesregierung stellt das Desaster zwei wichtige Lehren bereit:

1 — Deutschlands Sicherheit wird nicht am Hindukusch verteidigt und auch nirgendwo sonst in Afrika oder Asien, sondern ausschliesslich in Europa. Die Bundeswehr muss wieder eine ernstzunehmende europäische Landstreitkraft werden, und Sicherheit ist nur gemeinsam mit unseren grossen Nachbarn möglich – mit Frankreich, mit Polen und – ja – auch mit Russland.

2 — Interventionen in die Staatsgebiete und inneren Angelegenheiten fremder Völker sollten ohne Ausnahme unterbleiben – ausser sie dienen unmittelbar der Selbstverteidigung. Die Zeit der Eroberungen ist vorbei. Parlamentarische Demokratie und das westliche Verständnis von Freiheit und Selbstversicherung lassen sich anderen Völkern, Kulturen und Gesellschaften nicht von aussen aufdrücken.

Wer hat die mittelalterliche Wärmeperiode ausradiert?

Im jüngsten Uno-Bericht wurde die Klimageschichte verzerrt. Die Spuren führen nach Bern.

Sebastian Lüning

Im Mittelalter war es in der Schweiz und in anderen Teilen Mitteleuropas ähnlich warm wie heute. Die sogenannte Mittelalterliche Wärmeperiode ist in der Region wissenschaftlich gut dokumentiert: Zwischen 800 und 1300 nach Christus schrumpften viele Alpengletscher dramatisch und waren zum Teil sogar kürzer als heute. Die Baumgrenze verschob sich nach oben. Der Permafrost taute in hochalpinen Regionen auf, die sich heute noch immer fest im Griff des Eises befinden. Die warmen Temperaturen sind auch durch Baumringe, Pollen, Zuckmücken-Fossilien und weitere geologische Rekonstruktionsmethoden eindeutig belegt.

Umstrittene Temperaturkurve

Lange hatte man angenommen, dass es sich bei der mittelalterlichen Wärme um ein regionales, nordatlantisches Phänomen handeln könnte. Dies hat sich jedoch nicht bestätigt, denn die Warmphase gab es auch in vielen anderen Regionen der Erde, zum Beispiel auf der Antarktischen Halbinsel, in den Anden, in Nordamerika, in der Arktis, im Mittelmeerraum, in Ostafrika, China und Neuseeland. Zusammen mit Fachkollegen habe ich in den letzten Jahren viele Hunderte von Fallstudien aus der ganzen Welt ausgewertet und die Synthesen kontinentweise in begutachteten Fachjournals publiziert.

Drei der Veröffentlichungen wurden jetzt sogar vom Weltklimarat (IPCC) in seinem kürzlich erschienenen 6. Klimazustandsbericht zitiert. Auf die mittelalterliche Wärme folgte dann global ein jäher Temperaturabsturz. Während der Kleinen Eiszeit, 1450–1850, kühlte sich das Klima ab, und zwar auf das kälteste Temperaturniveau der gesamten letzten zehntausend Jahre.

Im neuen IPCC-Bericht sucht man nach diesen Informationen leider vergeblich. Darin pflegt man eine eigene Sichtweise der Klimageschichte der letzten tausend Jahre. In der für Politiker gedachten Zusammenfassung prangt gleich zu Beginn unübersehbar eine umstrittene Temperaturkurve, die den Ein-

druck erweckt, als hätte es nur minimale vorindustrielle Klimaveränderungen in den letzten zwei Jahrtausenden gegeben. Mit Beginn der Industrialisierung um 1850 schießt die Kurve dann raketenhaft um mehr als ein Grad nach oben. Diese Darstellungsweise ist auch als «Hockey Stick» bekannt: Die klimatisch angeblich ereignislose vorindustrielle Zeit bildet den geradlinigen Schaft, und an dessen Ende kommt mit der rapiden modernen Erwärmung die Kelle des Hockeyschlägers. Es handelt sich daher um ein Déjà-vu, ein unnötiges. Denn bereits im 3. Klimazustandsbericht von 2001 war ein ähnliches Hockeyschläger-Muster enthalten, das den Politikern vorgaukeln sollte, die heutige Erwärmung sei noch nie da gewesen und daher vollständig menschenverschuldet. In den jüngsten zwei Jahrzehnten machte die Paläoklimatologie dann jedoch grosse Fortschritte, es wurden fleissig Daten gesammelt. Hieraus wurden realistischere Temperaturentwicklungen erstellt, mit ausgeprägter Mittelalterlicher Wärmeperiode und späterer Kleiner Eiszeit.

Umso bitterer ist nun der Rückfall in alte Hockey-Stick-Zeiten. Wie konnte dies passieren? Was waren mögliche Beweggründe für die erneute Verzerrung der Klimageschichte?

Die fragwürdige neue Hockeyschläger-

Temperaturkurve stammt von der internationalen Paläoklimatologengruppe PAGES 2k, deren Koordinierungsbüro an der Universität Bern beheimatet ist. An dieser Universität lehrt und forscht auch der Klimawissenschaftler Thomas Stocker, der seit 1998 an den Berichten des IPCC mitgewirkt hat. Im Jahr 2015 kandidierte Stocker sogar für den IPCC-Gesamtvorsitz, unterlag jedoch dem Südkoreaner Hoesung Lee, der soeben den 6. Bericht der Arbeitsgruppe 1 präsentiert hat. Stocker war Co-Autor der Zusammenfassung für Politiker des 3. IPCC-Klimazustandsberichts, in welchem der Hockey Stick eine zentrale Rolle spielte.

Gut zwanzig Jahre später stammt nun der wiederaufgetauchte Hockeyschläger aus Stockers Universität, wo dieser die Abteilung für

Die vorindustrielle Temperaturentwicklung ist von höchster Relevanz.

Klima- und Umweltphysik leitet. Nur ein blöder Zufall? Vieles deutet darauf hin, dass es sich bei der neuen Klimakurve um eine Auftragsarbeit für den 6. IPCC-Bericht gehandelt haben könnte. Fünf der neunzehn Autoren der Beiträge zur neuen Hockey-Stick-Kurve kommen aus Bern. Aber ein bedeutender Teil der PAGES-2k-Forscher konnte die neue Hockey-Stick-Version fachlich nicht mittragen und verliess die Gruppe im Streit.

Nachweis dank Baumringen

Die Aussteiger publizierten mittlerweile eine konkurrierende Temperaturkurve mit deutlichen vorindustriellen Klimaausschlägen. Auf Grundlage von Baumringen konnten die Spezialisten nachweisen, dass die Sommertemperaturen in der vorindustriellen Vergangenheit bereits mehrfach das heutige Niveau erreicht hatten. Die Arbeit von Ulf Büntgen von der ETH-Forschungsanstalt WSL und Kollegen wurde nicht in den IPCC-Bericht aufgenommen, obwohl sie rechtzeitig



„Und danach füllen wir ihn in die Flaschen ab...“

vor Redaktionsschluss veröffentlicht wurde. Interessanterweise war die umstrittene PAGES-2k-Kurve bereits im ersten Entwurf des 6. Klimaberichts enthalten, obwohl die dazugehörige Publikation noch gar nicht formal erschienen war. Wie kann das sein? Im zweiten Entwurf der Zusammenfassung für Politiker schrumpfte die Kurve dann auf Briefmarkengröße, positioniert am Rande einer zusammengesetzten grösseren Abbildung. Dies war die letzte Version, die den IPCC-Gutachtern, zu denen ich gehöre, zur Kommentierung zur Verfügung stand. Umso überraschender war es dann, als das Hockeyschläger-Bild plötzlich in voller Grösse in der finalen Version auftauchte.

Es gelten die Hebelgesetze

Der IPCC verschweigt dabei der Öffentlichkeit, dass viele Fachexperten und Gutachter die Kurve als hochproblematisch ansehen. Der neue Hockey Stick enthält einerseits nämlich eine ganze Reihe von Ausreisserdaten, deren Verwendung schwer zu rechtfertigen ist. Beispielsweise integriert PAGES 2k einen Bauringdatensatz aus den französischen Meer-alpen, obwohl die Ersteller der ursprünglichen Fallstudie explizit davon abraten, diese für Temperaturrekonstruktionen zu verwenden. Andererseits werden Daten ausgespart, die eine starke vorindustrielle natürliche Klimavariabilität belegen. Detaillierte, im Begutachtungsverfahren des Berichts geübte und in Publikationen formal publizierte Kritik wurde von den IPCC-Autoren ignoriert.

Angesichts dieses Verhaltens ist ein Begutachtungsverfahren wenig sinnvoll. Das Grundproblem: Sowohl IPCC-Autoren als auch Begutachtungs-Editoren werden von einem politisch gewählten IPCC-Vorstand bestimmt. Bereits bei der Auswahl der am IPCC-Bericht beteiligten Forscher wird daher eine inhaltliche Denkrichtung zementiert, die später kaum noch aufzuweichen ist. Es gelten die Hebelgesetze: Wer am längeren Ende sitzt, setzt sich durch.

Die Willkür des IPCC wird auch an einem anderen Beispiel deutlich. Noch im ersten Entwurf des Berichts listete der Weltklimarat in Kapitel eins der «Naturwissenschaftlichen Grundlagen» explizit die Mittelalterliche Wärmeperiode und die Kleine Eiszeit in einer Übersichtstabelle auf. Der fälschliche Hinweis,

es handle sich um ein nordatlantisches, regional beschränktes Phänomen, wurde als Reaktion auf Gutachterkritik im zweiten Entwurf entfernt. In der finalen Version, die von den Gutachtern nicht mehr eingesehen werden konnte, kam dann aber die abrupte Kehrtwende: Sowohl die Mittelalterliche Wärmeperiode als auch die Kleine Eiszeit wurden heimlich, still und leise wieder aus der Tabelle entfernt und durch einen nichtssagenden Text unter dem Sammelbegriff «das letzte Jahrtausend» ausgetauscht. Drei kleine Sternchen erläutern dem mit einer Lesebrille ausgestatteten Leser, dass man die Begriffe «Mittelalterliche Wärme-

Muster generieren. Jede real festgestellte vorindustrielle Warm- oder Kaltphase bereitet den Modellen daher Probleme, denn sie können sie nicht reproduzieren. Sie sind so konstruiert, dass das nicht vorgesehen ist.

Dies wirft unbequeme Fragen bezüglich ihrer Tauglichkeit und Verwendbarkeit für die zukünftige Klimaentwicklung auf. Letztlich handelt es sich um nicht kalibrierte Simulationen, die eigentlich noch gar nicht für Zukunftsmodellierungen freigegeben sein sollten, solange sie noch an der Klimavergangenheit scheitern. Anders gesagt: Wenn ein Klimamodell auf die Frage, wie die Vergangenheit war, Antworten liefert, die meilenweit neben der Realität liegen, wird die Prognose der Zukunft wohl ähnlich abwegig sein.

Besonders kurios ist, dass sich die speziell für den 6. Klimazustandsbericht erstellten Klimamodelle des sogenannten Typs CMIP6 als überwiegend unbrauchbar erwiesen haben. Durch Wolkenmodellierungsfehler lieferten sie viel zu heisse Temperaturverläufe. Daher erklärte der IPCC, er lege im aktuellen 6. Bericht mehr Gewicht auf die historische Temperaturentwicklung.

Unbequeme Themen

Da aber auch diese – wie geschildert – höchst kontrovers ist, zerplatzt dem IPCC nun auch quasi das Reserverad. In den offiziellen Pressemitteilungen spart der IPCC diese unbequemen Themen weitgehend aus. Und auch in den meisten Medienberichten erfährt die Öffentlichkeit nichts davon.

Auf der Strecke bleibt die wissenschaftliche Nachhaltigkeit. Denn es ist nur eine Frage der Zeit, bis kritische Klimawissenschaftler die Ungereimtheiten im vorgefilterten

IPCC-Bericht systematisch aufarbeiten und thematisieren werden. Der Vorfall zeigt, wie politisches Taktieren die wissenschaftliche Integrität des IPCC untergräbt und das in die Institution gesetzte Vertrauen erschüttert.

Klimaforscher Thomas Stocker wollte auf Anfrage der *Weltwoche* keine Stellung beziehen.

Sebastian Lüning ist habilitierter Geowissenschaftler und wirkte als Gutachter an den IPCC-Berichten «SR15», «SROCC» und «AR6» mit. Mit Fritz Vahrenholt schrieb er die Bücher «Unerwünschte Wahrheiten» und «Unanfechtbar: Der Beschluss des Bundesverfassungsgerichts zum Klimaschutz im Faktencheck». Auf Youtube präsentiert er «Klimaschau».



500 Jahre dauernde Warmphase:
Bauernkalender aus der Zeit Karls des Grossen (Raum Salzburg, 818).

periode» und «Kleine Eiszeit» im Bericht nicht verwenden wolle, weil sie angeblich zu schlecht definiert und regional variabel seien.

So einfach schreibt man die Klimageschichte um, und kaum jemand merkt es. Warum ist das wichtig? Die vorindustrielle Temperaturentwicklung ist für die Aufteilung («Attribution») des modernen Klimawandels einerseits in menschengemachte und andererseits in natürliche Faktoren von höchster Relevanz.

Da die Klimamodelle lediglich vernachlässigbar geringe natürliche Klimaantriebe besitzen, können sie lediglich Hockeyschläger-

Knausriger Zahlvater

Der aufstrebende CVP-Politiker Marcel Bayard koordiniert die christlichen Parteien im Walliser Kantonsparlament. Die Koordination seiner zwei Familien lief aus dem Ruder.

Christoph Mörgeli



Dann hat es auch bei ihr gefunkt: CVP-Politiker Bayard.

Dem gewieften Politiker Marcel Bayard wird im Kanton Wallis durchaus noch Höheres zugetraut. Der perfekt zweisprachige Mittelschullehrer für Deutsch und Geografie in Sitten amtiert bereits in vierter Legislatur im Grossen Rat, ist bestens vernetzt, gilt als volksnah und als guter Redner. Letzten Juni wurde er zum Koordinator der noch immer mächtigsten C-Parteien-Gruppe gewählt: Bayard soll im Grossen Rat die Fäden der Christlichdemokraten von Ober- und Unterwallis sowie der Christlichsozialen des Oberwallis zusammenhalten. Diese drei Gruppierungen werden zwar je durch einen Fraktionschef angeführt, der C-Koordinator managt aber den notwendigen gegenseitigen Informationsfluss. Die Walliser C-Familie steht unter Druck, seit sie im Frühling sieben Sitze im 130-köpfigen

Kantonsparlament und schon 2013 die Mehrheit in der Regierung verloren hat.

Klemmen bei den Alimenten

Als politischer Ziehvater des 47-jährigen Marcel Bayard gilt Staatsrat Christophe Darbellay. Man kennt sich seit gemeinsamen Tagen bei der Christlichsozialen Partei (CSP) des Unterwallis, wobei Bayard einst die Jungpartei präsidiert hat. Wurde Darbellay auch in privater Beziehung zum Vorbild für Marcel Bayard? Jedenfalls führte auch Bayard nebst seinem Familienleben mit Gattin Michelle* und zwei Kindern eine ausser-eheliche Beziehung, die zur Geburt einer Tochter führte. Ähnlich wie bei Darbellay kommt es jetzt zu einem heftigen Alimentenstreit, weil Bayard die gerichtlich vereinbarte Summe nicht mehr bezahlen mochte.

Letzte Woche hat es der *Walliser Bote* öffentlich gemacht: «C-Parteien-Koordinator klemmt bei Alimentenzahlung.» Die Kindsmutter wehre sich, dass Marcel Bayard statt der geschuldeten 2600 Franken von sich aus seit Anfang 2021 nur noch 800 Franken überwiesen habe. Weil er sein Amt als Gemeindepräsident von Grône aufgegeben habe, könne er den vereinbarten Betrag nicht mehr bezahlen, monierte Bayard vor Gericht in Siders und schlug eine Summe von monatlich

Politisch pikant ist der Fall, weil die C-Parteien die Familienpolitik ins Zentrum stellen.

400 Franken vor. Mittlerweile steht bei der Mutter der unehelichen Tochter ein fünfstelliger Betrag aus, weshalb sie eine Betreuung gegen Bayard eingeleitet hat. Dessen Anwalt wiederum unterlag vor Gericht mit dem Antrag, die Kürzung per Dringlichkeit durchzudrücken.

Nun ist es im Kanton Wallis seit längerem ein offenes Geheimnis, dass der C-Koordinator je eine Familie im Oberwallis und im Unterwallis koordinieren muss. Für Erstaunen sorgt aber die Tatsache, dass der Deutschlehrer, Grossrat mit Sonderaufgabe, Vizepräsident der Interprofessionellen Christlichen Gewerkschaft Wallis (SCIV) und Präsident der Coteaux de Sierre, der grössten Rebfläche der Schweiz, in der finanziellen Bredouille stecken soll. Politisch pikant ist die Knauserie bei den Alimenten von Marcel Bayard insbesondere, weil die C-Parteien die Familienpolitik ins Zentrum stellen.

«Sehr ernste Depression»

Bayard selber behauptete im Rahmen seiner Forderung, die Alimente zu kürzen, er habe Rita Burri* 2013 wegen einer «sehr ernsten Depression» als Psychologin kennengelernt. Aus dieser Beziehung sei im Herbst des folgenden Jahres die gemeinsame Tochter Alexandrine* hervorgegangen. Gegen diese Darstellung hat Rita Burri bei der Staatsanwaltschaft Mittelwallis einen Strafantrag wegen Ehrverletzung eingereicht, könnte doch diese Aussage die

Berufsethik der Frau verletzen. Rita Burri betonte, von einer depressiven Erkrankung des Politikers sei nicht auszugehen, da er sonst seine zahlreichen politischen, gewerkschaftlichen und wirtschaftlichen Ämter kaum hätte ausüben können. Auch sei für Marcel Bayards Selbstdiagnose kein ärztliches Attest eingereicht worden, und sie selber sei als Psychologin mit einem Fachtitel in Berufs- und Laufbahnberatung nicht psychotherapeutisch tätig. Vielmehr hätten sich die beiden in ausschliesslich privatem Rahmen an der Foire Sainte-Catherine, einem traditionellen Volksfest in Siders, kennengelernt. Die Beziehung erstreckte sich – mit Unterbrüchen – über einen Zeitraum von viereinhalb Jahren.

Beide Frauen bei der IV Wallis

Am Abend des Kennenlernens habe Rita Burri Bayard zweimal abgewiesen, doch er habe dies nicht gelten lassen und sie auch in den kommenden Tagen und Wochen umworben. Bei einem gemeinsamen Weekend am Genfersee habe es dann auch bei ihr gefunkt. Als Bayard sein aussereheliches Kind schon gezeugt hatte, meinte er 2014 gegenüber dem *Nouvelliste* über seine offizielle Partnerin: «Ich habe meine

Frau Michelle* 1991 an einem Ball in Guttet kennengelernt.»

Der Politiker motivierte Rita Burri lauderen Aussage, eine Stelle bei der Invalidenversicherung anzutreten. Kurz nach ihrer Ernennung trat auch die Ehefrau von Marcel Bayard eine Arbeitsstelle bei der IV Wallis an, was über Jahre zu einem extrem schwierigen Arbeitsumfeld führte. Mit professionel-

Es waren Freundinnen, Pfleger und Haushaltshilfen, die sich um die kleine Familie kümmerten.

ler Hilfe einer Fachstelle und einem Anruf bei Bayards Schwiegervater gelang Rita Burri 2018 der Ausstieg aus der für sie belastenden Beziehung. Im Sommer 2019 wurde bei ihr eine Krebsdiagnose gestellt, was über ein Jahr lang Operationen, Chemotherapien und Bestrahlungen nötig machte.

Marcel Bayard habe sich in dieser Zeit niemals erkundigt, ob man sie entlasten könne oder wie es der gemeinsamen Tochter gehe. Es waren Freundinnen, Pfleger und Haushalts-

hilfen, die sich um die kleine Familie kümmerten. Jetzt findet der mit zahlreichen bezahlten Mandaten versehene C-Koordinator, 400 Franken Alimente müssten bei einem Kind genügen, zu dessen Betreuung er in den letzten Jahren keine einzige Stunde eingesetzt hat.

Dabei ist Bayards Tochter Alexandrine durch ein Geburtsgebrechen stark angeschlagen, leidet sie doch an einem angeborenen Tumor. Nach unzähligen ambulanten Behandlungen erfolgten drei operative Eingriffe im Inselspital und im Zürcher Universitätskinderspital. Der Walliser Politiker hat auf Fragen der *Weltwoche* keine Stellung genommen. Er soll sich in den letzten Jahren um den Gesundheitszustand seiner kleinen Tochter focht haben. Dabei hat Bayard, der lediglich 400 Franken Alimente vorschlägt, als Gemeindepräsident anlässlich der geplanten Hochspannungsleitung in der Nähe einer Schulanlage in Gröne im *Walliser Boten* noch pathetisch ausgerufen: «Wenn man bedenkt, wofür die Eidgenossenschaft alles Geld ausgibt, sollte für die Gesundheit der Kinder eigentlich kein Preis zu hoch sein.»

*Namen geändert



Wofür mein Vater damals nach Deutschland kam?

Für deutsche Leitkultur.

Unser Land. Unsere Werte.

Viele Menschen, die in Deutschland eine Heimat gefunden haben, schätzen unsere Kultur und unsere Werte. Dennoch: Fehler bei der Integration und die Grenzöffnung 2015 überfordern unser Land bis heute.

Die Folgen spüren wir jeden Tag. In manchen Großstadtvierteln herrschen mittlerweile Clans. Wohnraum ist knapp geworden. An vielen unserer Schulen ist es nicht mehr selbstverständlich, dass die Kinder Deutsch können. Mehr und mehr Menschen fühlen sich nachts nicht mehr sicher auf der Straße. All das sind keine Verhältnisse, mit denen wir uns abfinden können.

Nur die AfD geht diese Probleme an. Wer illegal nach Deutschland kommt, darf kein Recht haben, dauerhaft zu bleiben. Wer legal nach Deutschland kommt, muss sich unseren Werten anpassen. Ein Staat, der seine eigenen Regeln nicht ernstnimmt, wird nicht ernstgenommen.

Für die deutsche Leitkultur – am 26. September AfD wählen.

**Deutschland.
Aber normal.**



Ursula von der Leyen packt die Bazooka aus

Die deutsche EU-Politikerin zieht in den Kulturkampf gegen Polen und Ungarn. Sie beschädigt damit die Werte, die sie zu verteidigen vorgibt.

Matthias Matussek

Zu den bizarrsten Massregelungen der EU unter ihrer ohnehin bizarren Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen gehören die jüngsten Ausfälle und Drohungen gegen die EU-Staaten Polen und Ungarn. Es dreht sich hier um mehr als um Verfahrensfragen. Es ist der Auftakt zu einem veritablen Kulturkrieg.

Beiden Nationen warf von der Leyen vor, gegen die «Werte» der europäischen Gemeinschaft zu verstossen, so wie sie von ihr, gemeinsam mit den Schwergewichten beziehungsweise Brüdern Leichtfuss, den Chefs des Steuerschlupfparadieses Luxemburg und des Kifferparadieses Niederlande, verstanden werden.

Zunächst ist die moralische Vollmundigkeit von der Leyens ein Witz in sich: Die Dame scheiterte als deutsche Verteidigungsministerin. Sie zeichnete sich durch fragwürdige Beraterverträge und unverfrorenen Nepotismus aus, war Gegenstand eines Untersuchungsausschusses. Wenn auch nicht das Recht, so scheinen ihr nun doch plötzlich «Menschenrechte» wichtig.

Jungs sind Jungs

Im Falle Ungarns giftete die forsche Dame mit der Betonwelle-Frisur dahingehend, dass dessen Präsident Viktor Orbán sich mit seinem Propaganda-Verbot für Geschlechtsumwandlungen aus der europäischen Wertegemeinschaft entfernt habe.

Kurz: Jungs sind Jungs, und Mädchen sind Mädchen.

Dieses Gebot aber, so von der Leyen, sei eine «Schande» und verstosse gegen die Menschenrechte und die Freiheit, zu lieben, wen immer man möchte. Auf dringenden Wunsch der EU nun also Information bitte auch im ungarischen Schulunterricht – über die Informationsmöglichkeit der Teenager in diesem offenbar brandneuen sogenannten Internet lässt sich Orbáns Gesetz übrigens nicht aus.

Nun, und das hat selbst die sonst so europaa- und regierungsfremde FAZ in einem Leitartikel erkannt, hat sich Orbán in Ungarn ja nicht an die Macht geputscht, sondern er wurde demokratisch gewählt. Auch sein Gesetz erhielt breite

Zustimmung in einem katholischen Land, das Wert auf traditionelle Familien legt. Offensichtlich setzen die Ungarn andere Prioritäten als die laxliberalen Komfortgesellschaften im Westen mit ihrer deutschen Kommissionspräsidentin.

Die FAZ bekräftigte ihre Feststellung eines Kulturkrieges: «Klimaschutz, Einwanderung, Frauenrechte, Diversität spielen in Osteuropa nur für Minderheiten eine Rolle.» Und weiter: «Das politische System der EU ist nicht undemokratisch, aber es ist nicht in der Lage, fundamentale Wertekonflikte zu lösen.»

Geleimt mit deutschem Geld

Das mit den fundamentalen Wertekonflikten ist richtig erkannt. Allerdings ist die Behauptung, dass die EU nicht undemokratisch sei, der Überprüfung wert.

Sie ist es nämlich. Sie hat den Posten an der Spitze nicht mit dem aus den Wahlen hervorgegangenen Sieger besetzt – das wäre der blasse CSU-Apparatschik Weber gewesen –, sondern mit der in Hinterzimmern ausgefeiltesten Lösung zwischen Deutschland und Frankreich, nämlich mit der in der Heimat zum Problem gewordenen von der Leyen, die einen Job brauchte, auf den man sie wegloben konnte.

Diese nun packte in einer grandiosen Übersprunghandlung die Bazooka aus. Sie beschimpfte den ungarischen Regierungschef und einstigen Dissidenten gegen die Sowjetpolitik Viktor Orbán («Schande») und drohte mit einem Vertragsverletzungsverfahren, in

anderen Worten damit, den EU-Geldhahn für Ungarn zuzudrehen, und das alles im Namen der «Menschenrechte».

Natürlich ist dieser Verweis auf Menschenrechte blosser Propaganda. Viktor Orbán liess denn das auch alles als Theaterdonner abprallen, denn er weiss: «Sobald sich die EU nicht mehr rechnet für die Länder, werden sie sie verlassen.» Das ist eine so desillusionierende wie präzise Lagebeurteilung der mit vorwiegend deutschem Geld äusserst labil zusammengeleimten Staatengemeinschaft ohne innere Gemeinsamkeit jenseits eines beliebigen Konsumismus und hedonistischen Karnevals.

Doch nicht nur die Ungarn, auch die Polen sind in das Fadenkreuz von der Leyens geraten – dort dient die parteipolitische Besetzung des höchsten Gerichts als strafwürdiger Verstoss gegen die demokratische Etikette. Hier nun ein erneuter Einspruch: Hat von der Leyen bereits die Zustände vergessen, die in ihrem Heimatland eingerissen sind? Dort nämlich wurde nach der Amtszeit des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts Andreas Vosskuhle der gediente Parteihaudeggen Stephan Harbarth installiert, langjähriger Fraktionsvize der CDU und Merkel-Verbündeter.

Von Panzern überrollt

Eine umstrittene Ernennung, nicht nur durch seine politische Nähe zur Kanzlerin. Über Harbarth fällt auch wegen seiner obskuren, enorm hohen Nebeneinkünfte ein Schatten. Mit seiner Kanzlei Shearman & Sterling war er an der Austüftung der staatschädigenden Cum-Ex-Geschäfte beteiligt. Offenbar hat die politische Klasse Probleme, unbescholtenes Spitzenpersonal zu rekrutieren.

Verfassungsrichter Andreas Vosskuhle hatte sich mit dem europäischen Gerichtshof angelegt, der das Staatsanleihenkaufprogramm (PSPP) der EZB genehmigt hatte. Er fand das «schlechterdings nicht mehr nachvollziehbar». Unter seinem Vorsitz hatten die Höchsten Richter angemahnt, dass dieses Programm ein erster Schritt zu einer (verbotenen) europäischen Schuldenunion sein könnte.



Zu Hause bei einem Großpflanzenjäger



Im Namen der Menschenrechte: EU-Chefin von der Leyen, Ministerpräsident Orbán.

Mittlerweile hat Vosskuhle seine Kritik, nun unbeschwert durch Amt und Rücksichtnahmen, präzisiert. Auf einer Diskussionsveranstaltung am 29. Juni hatte er die Vermutung geäußert, dass der Europäische Gerichtshof gemeinsam mit der Kommission «auf kaltem Wege» an Stelle des bisherigen losen Staatenverbundes den europäischen Bundesstaat einführen wolle.

Ja, er sprach ausdrücklich von einer «Kollusion», einer, im Juristendeutsch, «unerlaubten Zusammenarbeit zum Schaden Dritter». Am Ende dieser Entwicklung würden die EU-Staaten ihre nationale Souveränität aufgeben, um ihr Leben von transnationalen Bürokraten bestimmen zu lassen.

Doch schon jetzt scheint die Kommissionspräsidentin mit ihren Attacken auf die missliebigen Ostländer Polen und Ungarn so etwas

Offensichtlich setzen die Ungarn andere Prioritäten als die laxliberalen Komfortgesellschaften im Westen.

wie eine vorweggenommene Richtlinienkompetenz an sich reißen zu wollen. Was naturgemäß nicht besonders gut ankommt in Weltgegenden, die noch vor zwei Generationen von deutschen Panzern überrollt wurden.

Auch das Dirigat östlicher Staaten durch eine einzige Zentrale, heute Brüssel, einstmals Moskau, steckt bei denen noch in frischer Erinnerung. Auch deswegen hat Viktor Orbán vor einer «Sowjetisierung der EU» gewarnt. Der forschen Ursula von der Leyen wäre anzuraten, sensibel auf diese Befürchtungen zu reagieren, statt sie hochhackig zu zerstückeln.

Es ist ja kein Zufall, dass es Nationen mit ausgesprochen christlicher Textur sind, die sich zu den regenbogen-besoffenen Ländern der europäischen Gemeinschaft querlegen. Wir sollten den Polen und den Ungarn dankbar sein dafür, dass sie noch daran erinnern, dass Europa einst «das christliche Abendland» genannt wurde, also in einem grossen historischen und religiösen Atem steht, mit einer ganz eigenen und unverwechselbaren Tradition.

Poesie schlagender Herzen

Im Widerstand der Ungarn und der Polen sind Gedanken virulent, wie sie in der «Pariser Erklärung» von einer Gruppe konservativer Intellektueller 2017 formuliert und unterzeichnet wurden, unter anderem von den inzwischen verstorbenen Philosophen Roger Scruton und Robert Spaemann. In 36 Paragraphen wird dort die «falsche» gegenwärtige Europa-Idee attackiert und mit dem Gegenentwurf zu einem «wahren» Europa kontrastiert.

Dieses Europa hat nichts mit modischer *wokeness* zu tun, wohl aber mit einem Menschenbild, das sich dem Buch der Bücher verdankt, also der Genesis, und dem, was uns von der antiken Akademie an Vernunft und gesundem Menschenverstand überliefert wurde.

Das falsche Europa brüstet sich mit einem nie gekannten Einsatz für die menschliche «Freiheit». Diese Freiheit aber ist einseitig und geistlos. Sie gibt sich selbst als Befreiung von allen Einschränkungen aus und definiert sich vorwiegend ökonomisch, als Wirtschaftsblock, der mit den USA und China konkurrieren möchte, ohne an die seelische Motorik des «wahren» Europa Gedanken zu verschwenden.

«Die Gründe unserer Wertschätzung», schreiben die Autoren der «Pariser Erklärung», «übersteigen unsere Fähigkeiten, unsere Bindung zu erklären oder zu rechtfertigen. Es geht dabei um geteilte Geschichte, Hoffnungen und Liebe. Es geht um althergebrachte Gewohnheiten, Pathos und Schmerz. Es sind inspirierende Momente der Versöhnung und das Versprechen einer gemeinsamen Zukunft.»

Das lässt sich nicht gendern, das ist keine Verwaltungssprache, das ist die Poesie schlagender Herzen.

Nicht zuletzt ist Europa ein Kontinent, der sich immer wieder der Übergriffe durch die islamischen Heere zu erwehren hatte. Und es sollte höllisch aufpassen, dass es in all den klandestin verhandelten Migrationsverpflichtungen nicht doch noch vor ihnen in die Knie geht, denn diese demografisch schon jetzt siegreichen Armeen mit ihren Kuppeln und Minaretten, die einst der Pascha Erdogan heraufbeschwor, sind alles andere als *woke*, und sie werden nach ihren Sittengesetzen auf ihre ganz eigene Weise gendern, nämlich vornehmlich mit Strick und Messern.

Hühnerhaufen in Brüssel

Noch einmal das Manifest: «Die meisten Mitglieder unserer politischen Klassen nehmen zweifelsohne an, dass die europäische Kultur als «Mutter der Menschenrechte» irgendwie doch die zivilisatorisch überlegene ist – was aber nicht in der Öffentlichkeit gesagt werden kann, da es Migranten beleidigen könnte. [...]»

Rufen wir es doch einfach laut und stolz in diesen trivialen Hühnerhaufen in Brüssel hinein, der sich anmasst, für uns zu sprechen.

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Schanghai und Peking vor Zürich

Der Finanzplatz Schweiz verliert an Wettbewerbskraft.

Seine Stellung beruht mehr auf vergangener Grösse als auf zukunftsweisender Leistung.

Hans Geiger

Nicht alle Schweizer liebten den Finanzplatz. Aber ein bisschen stolz war man schon auf dessen internationale Bedeutung. Zürich und Genf spielten in der Champions League der Finanzplätze, und zwar im vordersten Feld. Als der britische Think-Tank Z/Yen im Jahr 2007 mit dem Global Financial Centres Index (GFCI) erstmals die Wettbewerbsfähigkeit der Finanzplätze ermittelte, positionierten sich Zürich und Genf in den Top Ten: Zürich auf Platz 5, gleich hinter London, New York, Hongkong und Singapur, Genf auf Platz 7. Dazwischen Frankfurt auf Platz 6.

Der GFCI untersucht zweimal jährlich 126 Finanzplätze weltweit. Der Index basiert einerseits auf 143 gemessenen Faktoren und statistischen Grössen, andererseits auf Online-Umfragen bei über 10 000 Teilnehmern weltweit.

2021 hat sich das Bild zum Teil drastisch verändert. Frankfurt hat sich im Vergleich zum September 2020 um sieben Plätze verbessert und auf Platz 9 direkt vor Zürich platziert. Genf ist um sechs Plätze auf Rang 20 zurückgefallen.

Unter den europäischen Städten haben Stuttgart, Paris, London und Frankfurt die besten Aussichten.

London konnte seinen zweiten Platz hinter New York nur knapp halten, bedrängt von Schanghai auf Platz 3. Ob der Aufstieg von Frankfurt und die Schwäche von London mit dem Brexit zu erklären sind, muss die Zukunft zeigen. Diese Resultate könnten statistische Ursachen haben.

Dramatische Entwicklung

Nicht auf statistische Ursachen ist der Aufstieg der Finanzzentren Chinas zurückzuführen. Die Entwicklung ist dramatisch. 2007 landete Schanghai als bestes Finanzzentrum des kommunistischen China auf Platz 30, heute bedrängt es London. Zwei weitere chinesische Zentren rangieren vor Frankfurt und Zürich in den Top Ten: Peking (Platz 6), Shenzhen (Platz 8).

Waren Finanzplätze noch vor einigen Jahren Ikonen der freien Wirtschaft und des Kapitalis-

mus, dominieren chinesische Finanzplätze anzahlmässig heute die Rangliste.

Der GFCI ermittelt auch Subindizes für verschiedene Finanzbereiche. Zürich und Genf schaffen es in die besten fünfzehn auf folgenden Feldern: «Professional Services», «Government and Regulatory» und «Trading». Zürich hält sich zusätzlich in dieser Spitzengruppe bei «Banking», «Investment Management» und «Insurance». Dagegen fehlt bei «Finance» und «Fintech» die Schweiz ganz.

Im GFCI-Index werden fünf Wettbewerbsfelder unterschieden: Am wichtigsten ist das

«geschäftliche Umfeld», bei dem Fragen der Regulierung und Aufsicht dominieren. Dabei stand Zürich im Jahr 2007 auf Platz 6, heute liegt es auf Platz 14. Bedenklich sieht das Resultat für das Wettbewerbsfeld «Humankapital» aus. 2007 erreichte es den fünften Rang, heute ist Zürich aus der Rangliste der Top 15 verschwunden. Immer noch unter den zehn Besten rangiert Zürich bei den Faktoren «Infrastruktur», «Reputation» und «Entwicklungsstand des Finanzsektors». Dies sind Faktoren, die vor allem auf vergangener Leistung basieren.

Auf die Frage, welche der Finanzplätze in den nächsten zwei bis drei Jahren an Bedeutung gewinnen werden, wurden vier europäische Städte genannt: Stuttgart, Paris, London, Frankfurt. Schweizer Plätze gehören nicht dazu. Dafür steht die indische Gujarat International Finance Tec-City auf der Liste.

Schleichender Rückgang

Neben der Analyse des Wettbewerbs im traditionellen Finanzgeschäft hat der GFCI neu auch den Boom-Sektor «Fintech» untersucht. Hier dominieren die amerikanischen Plätze und die chinesischen Standorte, lediglich unterbrochen durch London, Hongkong und Singapur. Neu auf Platz 10 steht Tel Aviv. Die Schweizer Plätze sucht man vergeblich im vorderen Bereich der Rangliste. Zürich und Genf finden sich im Mittelfeld zwischen den Rängen 20 und 30. Das sind sehr bescheidene Resultate auf einem Gebiet, auf dem sich in der Schweiz viele Anbieter als Spitzenreiter darzustellen versuchen.

Insgesamt sieht die Schweiz im Wettbewerb der internationalen Finanzplätze noch recht ordentlich aus. Die Betonung liegt wohl bei «noch». Ihre Position beruht mehr auf vergangener Grösse als auf zukunftsweisenden Leistungen. Und der Verlust des steuerlichen Bankgeheimnisses vor mehr als zehn Jahren kann definitiv nicht mehr als Begründung für den schleichenden Rückgang angeführt werden.

Hans Geiger ist ehemaliges Geschäftsleitungsmitglied der Credit Suisse und Professor in Banking der Universität Zürich.



Der Mann, der alles kann

Ben Affleck brilliert in allen Sparten des Filmgeschäfts. Nun gelingt ihm sogar ein unglaubliches Comeback in der Liebe.

Norbert Kördörfer

Wer ihn trifft, steht vor einem Rätsel. Er ist misstrauisch, mundfaul und überraschend gross: 1,92 Meter! Grund für einen Minderwertigkeitskomplex. Denn fast alle grossen Kinostars sind erstaunlich klein – von Tom Cruise bis Dustin Hoffman. Wenn er einen Raum betritt, ist der Türrahmen voll.

Ben Affleck, gerade 49 geworden (Sternzeichen Löwe), ist ein intelligenter, melancholischer Brummbar, der mit 25 als jüngster Drehbuchautor einen Oscar gewonnen hat, zusammen mit seinem Kumpel Matt Damon, 50, für «Good Will Hunting». Seitdem geht es bergauf und bergab.

Nun hat Ben Affleck angeblich eine Million Dollar ausgegeben, um der staunenden Welt zu zeigen, dass er wieder verliebt ist in seine Ex, die er schon vor zwanzig Jahren heiraten wollte: Kult-Weltstar Jennifer Lopez, 52. Ihr Liebespaar-Code: «Bennifer».

Sie schipperten in einer gecharterten weissen Megajacht durchs Mittelmeer – natürlich nach Capri. Jachten sind die neuen Presseorgane der Super-VIPs in den distanzierten Zeiten von Corona. Und Instagram ist heute die Aufmerksamkeits-Börse von Hollywood.

Geläutert, gestärkt, ernüchtert

«J. Lo» ist der ungleich populärere Superstar: Sie hat 168 Millionen Follower auf Instagram – Ben hat 5 Millionen. Sie hat 400 Millionen Dollar Vermögen – er hat zirka 50 Millionen und zwei Oscars. Aber die Faszination des Traumpaares kommt aus den Alpträumen Hollywoods.

Ben Affleck ist süchtig – nach Anerkennung, Alkohol, Drogen und Poker. Er hat einmal 356 000 Dollar gewonnen. Er hat ein Casino-Verbot in Las Vegas. Er war mehrmals in Suchtkliniken. Doch jetzt ist er wieder «California sober», das heisst: keine Drogen mehr, kein starker Alkohol.

Aber Hollywood liebt Stars, die stolpern und sich wieder aufrichten; geläutert, gestärkt, ernüchtert.



Code «Bennifer»: Liebespaar Affleck-Lopez.

Brad Pitt, 57, der blonde Gott, war während der Scheidungsschlacht mit Angelina Jolie, 46, bei den Anonymen Alkoholikern – über elf Jahre lang. Johnny Depp, 58, versteckt sich nach seinem Ehegewalt-Prozess in London.

Ben Affleck hat sich nach zehn Jahren scheiden lassen von Jennifer Garner, 49 (drei Kinder), nach viel Auf und Ab und nach einer Affäre mit der Nanny, natürlich.

Mir hat er mal in London gesagt: «Meine Kinder sind das Wichtigste in meinem Leben. Ich werde immer für sie da sein.» Eigentlich ist er ein Familienmann.

Er hat seinen Ur-Kumpel Matt Damon mit seinen vier Töchtern von New York nach Los Angeles gelockt, damit die Kids zusammen spielen konnten. Doch dann zogen sie wieder zurück an die Ostküste. Ihre eigentliche Heimat ist Boston.

Ben Affleck ist ein Wunderkind – und ein Arbeiterkind. Seine Philosophie: «Du musst

sehr hart arbeiten für das, was du liebst. Mit Hingabe, Leidenschaft und Fleiss! Dann wirst du irgendwann Erfolg haben!»

Sein vielleicht bester Oscar-Film ist der CIA-Teheran-Tatsachen-Thriller «Argo». Dieser zeigt sein Genie als Hauptdarsteller, Regisseur und Produzent.

Er war natürlich auch «Batman». Er war der Ehemann des Opfers in «Gone Girl». Sein Bankräuber-Thriller «The Town – Stadt ohne Gnade» hat Kult-

Ben Affleck ist ein grosser Star mit Selbstzweifeln, Schwächen, aber auch mit Visionen.

status. Sein letzter Film «Out of Play – Der Weg zurück» ist die Comeback-Story eines amerikanischen Basketball-Phänomens. Ein Gleichnis?

Regisseur seines Lebens

Matt Damon sagt über das neue Glück von Ben und J.Lo: «Ich freue mich wahnsinnig. Sie haben das wirklich verdient!»

Ben und Matt, die zusammen eine Filmfirma führen, schrieben gemeinsam das Drehbuch für das neue Ritter-Melodram «The Last Duel», in dem sie beide auch spielen (Regie: Ridley Scott, Premiere in Venedig).

Ben Affleck ist ein grosser Star mit Selbstzweifeln, Schwächen, aber auch mit Visionen: «Ich habe noch viele Träume und Ideen. Ich möchte meine Zeit verbringen mit Menschen, die gute Werte respektieren. Und ich versuche viel Zeit mit meinen Kindern zu verbringen.»

Schon vor zwanzig Jahren kaufte Ben für «J. Lo» einen Verlobungsring für drei Millionen Dollar. Damals zerbrach ihre Liebe. Jetzt werden die zerbrochenen Herzen wieder zusammengefügt. Hollywood liebt Happy Ends.

Ben Affleck hat die Regie in seinem eigenen Leben übernommen – zusammen mit dem Star seines Herzens.

Polizisten im Corona-Widerstand

Was tun, wenn man Massnahmen durchsetzen muss, die man für illegal hält?
Zwei Schweizer Polizisten berichten.

Alex Baur

Dem Treffen mit den beiden Polizisten an einem neutralen Ort gingen längere Verhandlungen via Threema voraus. Es ist der Kommunikationskanal, den viele Polizisten nutzen, weil sie ihn als abhörsicher einstufen. Auf Echtnamen wurde verzichtet. Als es dann so weit war, zeigten «Jonathan» und «Silvan» dem Reporter kurz ihren Polizeiausweis. So konnte sich auch der Schreiber vergewissern, dass er nicht in eine Falle getappt war. In diesen Zeiten misstraut jeder jedem.

Der Kontakt kam über die Bewegung «Freunde der Verfassung» zustande. In ihren Reihen gibt es eine grössere Anzahl aktiver Polizisten. Doch sie müssen sich bedeckt halten und werden von der Gruppe geschützt. Denn die Verfassungsfreunde bekämpfen ebenjene Zwangsmassnahmen, die die Polizisten entgegen ihrer innersten Überzeugung mit Wegweisungen, Verhaftungen, Bussen, Verwarnungen und Verzeigungen durchsetzen müssen. Und das birgt ein grosses Konfliktpotenzial in sich.

Zu ihrem Schutz verzichten wir auf Angaben, die Rückschlüsse auf die Identität von Jonathan und Silvan zulassen. Beide arbeiten seit vielen Jahren als Polizisten, stehen Tag für Tag im engen Kontakt mit der Bevölkerung, und beide sahen ihren Beruf eher als Berufung im Dienst der Allgemeinheit. Das änderte sich radikal, als sie im Zuge der Corona-Politik Massnahmen durchsetzen mussten, die sie nicht nur für illegal, sondern auch für schädlich und unverhältnismässig hielten.

«Unsere stärkste Waffe»

«Das Wort ist unsere stärkste Waffe», sagt Jonathan, «die meisten Konflikte im Alltag lassen sich ohne Gewalt lösen.» Das sei allerdings schwierig, wenn man selber nicht an das glaube, was man predigen sollte. «In der Grundausbildung lernen wir als oberstes Prinzip, dass jede polizeiliche Massnahme erstens notwendig, zweitens

rechtmässig und drittens verhältnismässig sein muss», ergänzt Silvan, «so steht es im Polizeigesetz.» Doch viele Corona-Einsätze stünden nach seiner Auffassung im Widerspruch zu diesen Grundsätzen.

Als Beispiel nennt er den Einsatz gegen eine Feier im familiären Kreis, an der mehr Personen als erlaubt teilnehmen. Wenn Denunzianten einen solchen Verstoss melden, muss die Poli-



Aufbegehren wird schnell als Meuterei sanktioniert.

zei einschreiten. Ob die Verzeigten wegen einer derartigen Bagatelle die Wohnungstür öffnen müssen, ist, wie so vieles bei den sich ständig ändernden Corona-Zwangsmassnahmen, rechtlich umstritten. Wenn die Betroffenen die Tür öffnen und die Polizei hereinlassen, sind sie selbst schuld: Sie verzichten damit «freiwillig» auf ihre Rechte und werden dafür auch noch bestraft.

Doch es ist nicht nur die Rechtsunsicherheit, die vielen Polizisten zu schaffen macht. Auch wenn sie auf eine Anzeige verzichten und das Ziel mit gutem Zureden erreichen, hinterlässt die Sprengung einer familiären Weihnachtsfeier oder einer Jassrunde unter Freunden ein beschissenes Gefühl. Vor allem, wenn man keinen Sinn darin erkennt. Doch seine Gefühle behält ein Polizist besser für sich. Denn auch innerhalb des Korps gibt es Denunzianten. Keiner weiss, wem er wirklich trauen kann.

Jonathan und Silvan schätzen, dass «vielleicht die Hälfte, jedenfalls ein grosser Teil der Polizisten» kritisch bis ablehnend gegenüber den Zwangsmassnahmen, die sie durchsetzen müssen, eingestellt sind. Die Skepsis dürfte sogar grösser sein als beim Rest der Bevölkerung. Denn Polizisten sind es gewohnt, jeder Information erst einmal zu misstrauen und Widersprüche zu hinterfragen. Und solche gib es im Corona-Komplex in Hülle und Fülle.

Das Corona-Regime hat die ganze Gesellschaft in zwei unversöhnliche Lager gespalten. Bei der Polizei ist der Graben besonders tief. Polizisten sind im realen Alltag ständig mit den Opfern jener Massnahmen konfrontiert, die Professoren, Beamte und Politiker im stillen Kämmerlein ausbaldowerten: vereinsamten Menschen, verzweifelten Wirten und Kleingewerblern, verwaorsten Jugendlichen. Sie können ihrem Frust nicht Luft machen. Ein Aufbegehren wird schnell als Meuterei sanktioniert. Wer seinen Job behalten will, macht besser die Faust im Sack.

Das Dilemma ist fast unlösbar. Gesetze gelten für alle, ungeachtet dessen, ob man sie richtig oder falsch findet. Wenn jeder Polizist nur jenen Regeln Nachachtung verschaffen würde, die er selber toll findet, hätten wir die Anarchie. Es gibt sicher auch Polizisten, die sich Sorgen um das Klima oder explodierende Mietpreise machen. Sie müssen trotzdem gegen illegale Hausbesetzer vorgehen oder gegen jugendliche Klimaaktivisten, die eine Bank belagern.

Aus der Sicht von Jonathan und Silvan hinkt dieser Vergleich. Denn das Corona-Regime ist nicht die Frucht eines demokratischen Prozesses. Es wurde unter Missachtung der Gewaltentrennung als Notrecht von den Regierungen dekretiert. Dabei wurden grundlegende Freiheitsrechte, aber auch der Schutz der Privatsphäre oder die Schulpflicht teilweise ausser Kraft gesetzt. Mit dem Covid-Zertifikat, das für

viele entgegen allen Versprechungen als faktische Impfpflicht daherkommt, wurde eine neue Runde der Eskalation eingeläutet.

Ob die angeordneten Massnahmen angebracht, verhältnismässig und sinnvoll sind, ist eine Frage des Ermessens. Fakt ist, dass das Coronavirus für 95 Prozent der Bevölkerung keine ernsthafte Bedrohung darstellt und schwere Verläufe hauptsächlich über Fünfzigjährige treffen; das Medianalter der Verstorbenen beträgt gemäss Bundesamt für Gesundheit (BAG) 86 Jahre, bei 97 Prozent der Todesfälle war mindestens eine schwere Vorerkrankung mit im Spiel. Die neuartigen mRNA-Impfungen bieten gemäss bisherigen Erfahrungen einen guten Schutz vor schweren Verläufen, jedoch nicht unbedingt vor Ansteckungen. Ob diese Bedrohungslage reicht für einschneidende Massnahmen, deren Wirksamkeit, von den Massenmedien zwar beschworen, sich in Wahrheit aber ebenso schlecht objektivieren lässt wie der Kollateralschaden, ist Glaubensfrage.

Doch über Glauben lässt sich schlecht streiten. Das macht die Auseinandersetzung so schwierig, erst recht bei der Polizei. Gemäss Angaben von Jonathan und Silvan haben sich mehrere Dutzend Polizisten aus verschiedenen Korps einer losen Gruppe angeschlossen, welche die Website «Wir für Euch» betreibt. Das sind bei rund 26 000 gewerkschaftlich organisierten Polizisten im Land nur wenige. Doch die junge Gruppe, die keine Werbung betreibt – wer mitwirken will, wird vielmehr vorgängig auf Herz und Nieren geprüft –, wächst nach eigenen Angaben schnell.

Hoffen auf Entspannung

Bereits im Februar haben Polizisten den Verband Schweizerischer Polizei-Beamter (VSPB) in einem vierseitigen Brief auf die verheerenden Nebenwirkungen des Corona-Regimes hingewiesen und eine Intervention auf politischer Ebene gefordert. Die Zunahme von Arbeitslosigkeit, psychischen Erkrankungen, Suiziden, häuslicher Gewalt und Drogenmissbrauch, auch die Verlagerung der Prostitution in die Illegalität, die Gefährdung des sozialen Friedens und die politische Radikalisierung haben Auswirkungen auf die Polizeiarbeit. Die Gruppe forderte vom Verband ein juristisches Gutachten, welches die Rechtmässigkeit der Massnahmen durchleuchtet, sowie eine Umfrage bei den Mitgliedern des Verbandes über die Stimmung an der Front.

Der VSPB signalisiert ein gewisses Verständnis, erteilt dem Vorstoss aber eine klare Absage. Der Verband dürfe sich nicht in politische Entscheide einmischen. Man hoffe nun darauf, dass die Impfung eine Entspannung bringe. Der Vorstand werde sich dafür einsetzen, dass es «keine Form von Impfpflicht geben darf», hoffe aber, dass sich viele Polizisten freiwillig impfen liessen. Das mag gut gemeint sein, beruhigt die Skeptiker aber kaum. «Freiwillig» ist heutzutage ein sehr dehnbarer Begriff.

Suche nach Weltklasse

Der ETH-Rat zeigt sich zögerlich bei der Fusion zweier Forschungsanstalten. Es stellen sich Fragen zur Führung.

Rudolf Walser

Wie zielsicher führt eigentlich der ETH-Rat die ihm unterstellten vier Forschungsanstalten und zwei ETH? Kurze Rückblende: Im Oktober 2019 kündigte der ETH-Rat die Zusammenlegung der zum ETH-Bereich gehörenden Forschungsanstalten Eawag (Wasserforschung) und WSL (Wald, Schnee und Landschaft) zu einem «Institut von Weltklasseformat» an, und zwar unter dem Titel «Swiss Federal Institute of Technology for Environment and Sustainability». Im August 2020 verunglückte der Direktor der WSL, Konrad Steffen, in Grönland tödlich. Die Ausschreibung für die Neubesetzung der WSL-Leitung, verbunden mit einem klaren Anforderungsprofil bezüglich wissenschaftlicher Leistungen und Führungserfahrung sowie dem Angebot einer Doppelprofessur in Zürich und Lausanne, erfolgte durch den ETH-Rat am 25. September 2020. Am 14. Juli 2021 wählte das Gremium Beate Jessel, bisherige Präsidentin des Bundesamtes für Naturschutz in Bonn, zur neuen Direktorin sowie zur ordentlichen Professorin für Landschaftsentwicklung an der ETH Zürich und der ETH Lausanne.

Champions League statt zweite Garnitur

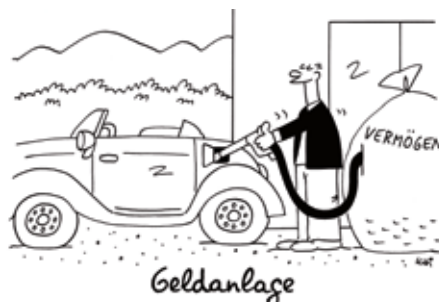
Man würde erwarten, dass die neue Führung der WSL auf dem Weg zu einem Weltinstitut auch über Weltklasseformat verfügt. In der *Weltwoche* vom 10. Februar 2021 wurden jedoch bereits Zweifel darüber laut, ob der Leistungsausweis der damals zur Diskussion stehenden neuen Direktorin mit dem geforderten Anforderungsprofil übereinstimme. Auffallend ist zudem, dass es seit der Ankündigung der Gründung um das «Weltinstitut» merkwürdig still geworden ist, hat sich doch der ETH-Rat nach aussen dazu

nicht mehr geäussert. Entweder ist die Fusion zwischen Eawag und WSL stillschweigend auf Eis gelegt worden, oder der Fusionsprozess läuft wesentlich harziger ab, als es sich der ETH-Rat bei der Ankündigung vorgestellt hatte.

Zufälligerweise fällt die Ernennung von Beate Jessel mit dem Ausschluss der Schweiz als voll-assoziertes Mitglied von «Horizon Europe» zusammen, der Trotzreaktion der EU auf den Abbruch der Verhandlungen um das institutionelle Rahmenabkommen. Dabei werden die Folgen für das schweizerische Hochschul- und Forschungssystem durch die schweizerische Wissenschaftsbürokratie, an vorderster Front der ETH-Rat, in düstersten Farben gemalt. So führte der ETH-Ratspräsident, Michael Hengartner, in den *Tamedia-Zeitungen* vom 15. Juli 2021 aus, «die Rekrutierung von etablierten Top-Forschenden aus der EU wird schwieriger» und die Schweiz könne – wie im Fussball – im Hochschulwettbewerb nicht auf die «Champions League verzichten». Vor diesem Hintergrund kann man nur hoffen, dass die neue Direktorin der WSL noch zu den «europäischen Top-Forschenden» und nicht schon zur zweiten Garnitur gehört, mit der die Schweiz als Drittland im Rahmen von «Horizon Europe» angeblich vorliebnehmen muss.

Die Sichtweise des ETH-Rats, das Klagen über den Drittland-Status, wirft Fragen zur Führungsstärke auf. Die ständig kolportierte Geschichte von der «Champions League» in der europäischen Hochschullandschaft muss relativiert werden. Nach den neuesten *QS World University Rankings 2022* befinden sich unter den fünfzig weltweit führenden Hochschulen lediglich deren zwei aus dem EU-Raum, und zwar auf Platz 44 und 49. Dies zeigt, dass es für die Schweiz punkto Hochschulen und Innovation in erster Linie auf das globale Wissenschaftssystem ankommt. So wie sich viele Schweizer Unternehmen auf dem Weltmarkt, ohne gross zu klagen, ständig bewähren und selbstbewusst neu positionieren müssen, so darf dies auch vom ETH-Rat erwartet werden, auch wenn das möglicherweise etwas schwieriger werden könnte.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend bei Avenir Suisse tätig.



WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

BRIEF AUS TEL AVIV

Pierre Heumann



Das Zentrum von Tel Aviv mutiert in der Nacht zu einer ambulanten Klinik. Am Dizengoff-Platz warten bis um vier Uhr morgens Hunderte von Leuten darauf, in einen der Krankenwagen einzusteigen, die dort parken. Dort wird ihnen eine erste, eine zweite oder eine dritte Impfung gegen Covid verabreicht. Begleitet wird die nächtliche Aktion von einer aufdringlich-aggressiven PR-Kampagne der Regierung, die das Impfen fast schon zur nationalen Pflicht erhebt und vor allem jugendlichen Nachtschwärmern, die nach dem Barbesuch nach Hause wollen, ins Gewissen redet: «Lasst euch impfen!» Wer das nicht tue, gefährde «das ganze Land», meinte Premier Naftali Bennett und wandte sich an die Million Bürger, die sich der Vakzination verweigern.

Es ist nicht lange her, da blickte die Welt erstaunt auf Israel. Das kleine Land hatte nicht nur weitsichtig ausreichende Mengen an Impfstoff bestellt. Es gelang der Regierung in einem logistischen Kraftakt, die Bevölkerung schneller zu impfen als alle anderen Länder. Der Erfolg blieb nicht aus: In den Monaten Mai und Juni hatte es keine neuen Corona-Fälle mehr gegeben. Als erstes Land fand Israel zur Vor-Corona-Normalität zurück. Alles war wieder für alle geöffnet.

Doch jetzt ist Israel trotz rekordverdächtig hoher Impfquote wieder unter der Corona-Fuchtel. Zum Vergleich: Während in der Schweiz täglich rund 2000 Neuansteckungen registriert werden, sind es in Israel mit seinen neun Millionen Einwohnern über viermal mehr, derzeit rund 9000. Krankenhäuser öffnen die Corona-Abteilungen wieder, die sie eben erst geschlossen haben. Die Regierung hat die

meisten Erleichterungen rückgängig gemacht. Sie hat den «grünen Pass» reaktiviert und Gesichtsmasken wieder für obligatorisch erklärt.

Weil mehr als 58 Prozent der 9 Millionen Bürger vollständig geimpft sind, sehen sich viele Impfkritiker durchs Comeback von Covid bestätigt. Der Schutz sei weniger effizient als ursprünglich in Aussicht gestellt, sagen sie.

«Was lief schief?», frage ich Gili Regev-Yochay, die für den israelischen Fernsehsender Channel 2 fast täglich die jüngsten Corona-Zahlen kommentiert. Sie ist Chefin der Abteilung für Infektionsprävention und -kontrolle im grössten Krankenhaus des Landes, dem Sheba Medical

Jetzt ist Israel trotz rekordverdächtig hoher Impfquote wieder unter der Corona-Fuchtel.

Center, und ihre Einschätzungen werden stark beachtet. Vor einigen Monaten hatte sie allerdings noch behauptet, dass Pfizers Impfstoff «wunderbar» funktioniere. In einer Studie war sie zum Schluss gekommen, dass man nach zwei Dosen nicht nur weitgehend vor einer Covid-19-Infektion geschützt sei, sondern dass Geimpfte auch dazu beitragen würden, die Ausbreitung der Krankheit zu verlangsamen. Israel habe als erstes Land «Herdenimmunität» erreicht, folgerte sie aufgrund einer weiteren Analyse.

Das dass wohl etwas voreilig war, will die Impfbefürworterin nicht gelten lassen. Das jüngste Ansteigen der Fallzahlen zeige zwar die Notwendigkeit einer Auffrischungsimpfung, räumt sie ein. Das sei allerdings keineswegs ungewöhnlich. Andere Impfstoffe würden ebenfalls drei oder mehr Dosen

erfordern, zum Beispiel diejenige gegen Hepatitis B. Der dritte Piks – derzeit zugänglich für über Fünfzigjährige – sei nicht nur wegen des Auftretens der Delta-Variante notwendig. Es zeige sich, dass der Schutz vor Ansteckung nach acht Monaten nachlasse.

Da Israels Impfkation in den ersten zwei Monaten dieses Jahres begann, habe bei den meisten die Zahl der Antikörper abgenommen. Länder, die erst später zum Impf-Spurt angesetzt hätten, würden über kurz oder lang ebenfalls wieder mit steigenden Fallzahlen und einer weiteren Welle konfrontiert sein, meint die Epidemiologin. Ob sie darin auch die Schweiz einschliesse, frage ich nach. Sie antwortet, ohne zu zögern, mit Ja.

Der Entscheid für die Zulassung des dritten Pikses sei nicht leicht gewesen, sagt Regev, weil dazu weder von den Behörden in den USA noch in Europa derzeit die Bewilligung vorliege. Doch da es sich nicht um einen neuen Impfstoff handle, sei es «kein Abenteuer». Es hätten sich zudem auch Fragen der Gerechtigkeit gestellt. Während in vielen Ländern noch nicht einmal eine erste Dosis verfügbar ist, haben inzwischen bereits eine Million Israeli die Auffrischungsdosis erhalten.

Weil Israel mit seiner Massen-Impfkation im Kampf gegen Corona bis vor kurzem erfolgreich war, achten Wissenschaftler weltweit darauf, wie das Land gegen Corona vorgeht. Über eine erste Erfahrung kann Regev bereits berichten: «Zwei Wochen nach den ersten Booster-Impfungen sind die ersten Resultate sehr vielversprechend.» Eine Einschätzung, die sich beim letzten Mal freilich als temporär erwiesen hatte.

Der Mann, der den Computer erfunden hat

Konrad Zuse hat mit dem ersten funktionstüchtigen, programmgesteuerten Allzweckrechner die Welt verändert. Heute sind Milliarden von Menschen von seiner Erfindung abhängig.

Jürgen Schmidhuber

Dieses Jahr feiern wir den 80. Geburtstag von Konrad Zuses krönender Errungenschaft, der Z3. Die Z3 war der weltweit erste funktionsfähige programmgesteuerte Allzweckrechner. Heute sind Computer allgegenwärtig, und Milliarden von Menschen hängen von ihnen ab. Zuse (1910–1995) schuf diese Errungenschaft, welche die Welt derart veränderte, zwischen 1935 und 1941; die entsprechende Patentanmeldung des «Vaters des Computers» stammt aus dem Jahr 1936. 1946 gründete er auch das erste Computer-Start-up: das Zuse Ingenieurbüro, Hopferau. IBM lieferte damals Wagniskapital für eine Option auf Zuses Patente.

Als wäre dies nicht genug, um Zuses Vermächtnis als Wegbereiter der Informatik zu zementieren, entwarf er in den frühen 1940er Jahren auch noch «Plankalkül», die erste höhere Programmiersprache. Populär ausgedrückt: zur Hardware die Software. 1945 wandte Zuse Plankalkül auf Schach an, 1948 aufs Beweisen von Theoremen. Im Jahr 1967 sodann stellte er «Zuse's These» auf: dass die Physik selbst berechenbar sei und dass eine Art zellulärer Automat die Evolution des Universums berechne.

Welche Rolle spielt die Z3 in der Geschichte der Informatik? Die Konstruktion von Automaten begann bereits in der Antike. Das Antikythera-Getriebe, eine astronomische Uhr, entstand vor über 2000 Jahren. Eineinhalb Jahrtausende später baute Peter Henlein immer noch konzeptionell ähnliche Maschinen – wenn auch kleiner: die ersten miniaturisierten Taschenuhren (1505). Aber diese Geräte berechneten immer das Gleiche. So teilten sie zum Beispiel die Zahl der Minuten durch 60, um die Zahl der Stunden zu erhalten.

Universell im modernen Sinne

Die 1600er Jahre brachten flexiblere Maschinen, die Antworten in Reaktion auf Eingabedaten berechneten. Wilhelm Schickard, Anwärter auf den Titel «Vater des automatischen Rechnens», baute 1623 die erste automatische, getriebebasierte, Daten verarbeitende Rechenmaschine für einfache



Wissenschaft und Philosophie: Ingenieur Zuse mit dem Z3.

Arithmetik, dann folgte Blaise Pascals überlegene Pascaline (1642).

Im Jahr 1673 konstruierte Gottfried Wilhelm Leibniz die erste Maschine, die alle vier Grundrechenarten ausführen konnte (den sogenannten Schrittzähler), und auch die erste mit internem Speicher. 1686 schuf Leibniz seine formale Algebra des Denkens, welche aus deduktiver Sicht der viel späteren Booleschen Algebra von 1847 äquivalent ist. Leibniz als «Vater der Informatik» wurde oft als «erster Computerwissenschaftler» bezeichnet und sogar als «klügster Mann, der je gelebt hat». Er war nicht nur der Erste, der die Integralrechnung veröffentlichte, sondern er verfolgte auch das überaus ehrgeizige Projekt der Klärung aller möglichen Fragen durch Rechnen (characteristica universalis und calculus ratiocinator).

In den frühen 1930er Jahren versetzte Kurt Gödel dem leibnizschen Projekt der universellen Fragenbeantworter allerdings einen Schlag. Mit seiner universellen Sprache zur Kodierung beliebiger formalisierbarer Pro-

zesse (1931–34) zeigte er, dass es fundamentale Beschränkungen dessen gibt, was entscheidbar oder berechenbar ist. Seine bahnbrechende Arbeit von 1931 legte die Grundlagen der modernen theoretischen Informatik und der Theorie der künstlichen Intelligenz (KI).

Der pragmatische Konrad Zuse interessierte sich offenbar nicht besonders für derartige theoretische Arbeiten. Im Jahr 1936, fünf Jahre nach Gödels berühmter Veröffentlichung, reichte er seine Patentanmeldung für einen höchst praktischen realen Rechner an. Sie beschreibt digitale Schaltungen, die für programmierbare physikalische Hardware erforderlich sind, basierend auf den leibnizschen Prinzipien binärer Computer, die durch Lochkarten gesteuert werden. Die Anmeldung geht auch Claude Shannons 1937er Arbeit zum digitalen Schaltungsentwurf voraus.

Zuses Z3 fehlte zwar die bei Programmierern beliebte explizite bedingte Sprunganweisung «IF ... THEN GOTO ADDRESS ...». Sie wurde später mit geringem Aufwand hinzugefügt bei einer Variante namens Z4 für die ETH

Zürich. Dies hinderte die Z₃ natürlich nicht daran, ein Universalrechner zu sein. Einfache arithmetische Tricks (z. B. Multiplikation mit 0) lassen sich verwenden, um vorübergehend aus jeder Anweisung, die nicht ausgeführt werden soll, weil eine Bedingung nicht erfüllt ist, eine Leerinstruktion zu machen. Ignoriert man die unvermeidlichen Speicherbeschränkungen eines jeden realen Computers, war die physikalische Hardware der Z₃ tatsächlich universell im modernen Sinne der rein theoretischen, unpraktikablen Konstrukte von Gödel (1931–34), Alonzo Church (1935), Alan Turing (1936) und Emil Post (1936) – die übrigens auch nicht zu «modernen» bedingten Sprüngen fähig waren; sie hatten ja nicht einmal nummerierte Speicheradressen, zu denen ein Befehlszähler hätte springen können.

Wo stand Zuse mit Blick auf die Schaltungstechnik? Die Z₃ verwendete sichtbar bewegliche Schalter: elektromagnetische Relais. Die erste elektronische Spezialrechenmaschine, mit unsichtbaren Elektronen als bewegte Teile, war der binäre ABC (USA, 1942) des bulgarischstämmigen John Atanasoff, des «Vaters des röhrenbasierten Rechnens». Im Gegensatz zu den getriebebasierten Maschinen der 1600er verwendete der ABC Vakuumröhren – heutige Maschinen beruhen auf dem von Julius E. Lilienfeld 1925 patentierten Transistorprinzip. Doch im Gegensatz zu Zuses Z₃ war der ABC nicht frei programmierbar. Ebenso wenig traf das zu für Tommy Flowers' elektronische Colossus-Maschine (Grossbritannien, 1943–45), die zum Knacken des Nazicodes verwendet wurde.

Dampfgetriebene Flöte

Das grundlegende Konzept der Programme war zu diesem Zeitpunkt allerdings längst bekannt. Die vielleicht erste praktische programmierbare Maschine war im 1. Jahrhundert ein automatisches Theater von Heron von Alexandria, der anscheinend auch die erste bekannte funktionierende Dampfmaschine baute – die Aeolipile. Die Energiequelle seines programmierbaren Automaten bestand aus einem Fallgewicht, das eine Schnur zog, die um die Stifte eines drehbaren Zylinders gewickelt war. Komplexe Befehlssequenzen zur Steuerung von Türen und Puppen über mehrere Minuten hinweg wurden durch komplexe Umwicklungen kodiert. Der aus dem 9. Jahrhundert stammende Musikautomat der Brüder Banu Musa in Bagdad war vielleicht die erste Maschine mit gespeichertem Programm. Stifte auf einem rotierenden Zylinder stellten Anweisungen für eine dampfgetriebene Flöte dar.

Die ersten kommerziellen programmgesteuerten Maschinen waren Lochkartenbasierte Webstühle, sie entstanden in Frankreich um 1800 durch Joseph-Marie Jacquard und andere – vielleicht die ersten «modernen» Programmierer, welche die erste indus-

trielle Software der Welt schrieben. Sie inspirierten Ada Lovelace und ihren Mentor Charles Babbage (Grossbritannien, um 1840). Er plante vergeblich, einen programmierbaren Universalrechner zu bauen; nur seine nicht-universelle Spezialrechenmaschine führte zu einem funktionierenden Nachbau im 20. Jahrhundert. Im Gegensatz zu Babbage verwendete Zuse das leibnizsche Binärrechnerprinzip anstelle der traditionellen dezimalen Arithmetik. Dies vereinfachte die Hardware sehr. Heute sind die meisten Computer binär wie die Z₃.

In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, auf den Unterschied zwischen Programmen und den oben erwähnten begrenzteren benutzerdefinierten Eingabedaten des 17. Jahrhunderts hinzuweisen. Program-

Was einst in den Köpfen von Titanen lebte, wurde zum unverzichtbaren Teil der modernen Gesellschaft.

me sind auf einem Medium (z. B. Lochkarten) gespeicherte Befehlssequenzen. Sie lassen sich immer wieder ausführen, ohne dass ein Mensch eingreifen muss. Die zum Speichern benötigten physikalischen Objekte wurden im Lauf der Jahrhunderte leichter. Antike Maschinen speicherten Programme auf rotierenden Zylindern; Jacquard speicherte sie auf Pappe; Zuse speicherte sie auf 35-mm-Film; heute speichern wir sie oft mit Hilfe von Elektronen und magnetisierbarem Material.

Der erste funktionstüchtige Allzweckrechner, der nicht von Zuse selbst (1941) stammte, war Howard Aikens dezimaler Mark I (USA, 1944). Danach folgte J. Presper Eckerts und John Mauchlys wesentlich schnellerer dezimaler Eniac (1945/46), der durch Umverkabelung programmiert wurde. Sowohl Daten als auch Programme liessen sich ablegen im elektronischen Speicher des Manchester Baby (Frederic Williams, Tom Kilburn und Geoff Tootill, Grossbritannien, 1948) und der Eniac-Aufrüstung von 1948, welche durch Eingabe numerischer Befehlscodes in den Festspeicher umprogrammiert wurde. Bereits im Zeitraum 1936–1938 dürfte Zuse jedoch als Erster vorgeschlagen haben, so-

wohl Programmanweisungen als auch Daten im Speicher abzulegen.

Ein Blick auf die Geschwindigkeit: Damals – 1941 – konnte Zuses Z₃ ungefähr eine Elementaroperation (z. B. eine Addition) pro Sekunde ausführen. Seither wurde Rechenleistung alle fünf Jahre zehnmal billiger. Man beachte, dass dieses Gesetz viel älter ist als das bekannte mooresche Gesetz der 1960er, das besagt, dass sich die Anzahl Transistoren pro Mikrochip alle achtzehn Monate verdoppelt. Heute, achtzig Jahre nach der Z₃, führen moderne Computer etwa 10 Millionen Milliarden Befehle pro Sekunde zum gleichen (inflationbereinigten) Preis aus. Die naive Extrapolation dieses exponentiellen Trends sagt voraus, dass es noch im 21. Jahrhundert billige Rechner mit dem Tausendfachen der rohen Rechenleistung aller menschlichen Gehirne zusammengekommen geben wird.

In den Köpfen der Titanen

Schon 1970, lange bevor Rechner allgegenwärtig waren, zählte Arno Peters' renommierter «Atlas der Weltgeschichte» Zuse zu den dreissig wichtigsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts, zusammen mit Einstein, Gandhi, Hitler, Lenin, Roosevelt, Mao, Picasso et cetera. Zuses historische Bedeutung hat sich mit dem exponentiellen Wachstum der Computertechnik seither nur weiter vergrössert. Bereits zur Jahrtausendwende trugen mehr als achtzig Strassen und Plätze seinen Namen. Eine Sammlung seiner Schriften samt Bildern seiner Maschinen findet sich im Konrad Zuse Internet Archive.

Im Jahr 2021 feiern wir nicht nur den 80. Jahrestag von Zuses Rechner, sondern auch den 90. Jahrestag von Kurt Gödels bahnbrechender Arbeit von 1931, welche die Grundlagen der theoretischen Informatik und der KI-Theorie legte. Gödel identifizierte die fundamentalen Grenzen des Theorembeweisens, des Rechnens, der KI, der Logik und der Mathematik selbst. Dies hatte enormen Einfluss auf Wissenschaft und Philosophie des 20. Jahrhunderts. Es scheint kaum glaubhaft, dass binnen nicht mal eines Jahrhunderts etwas, das einst nur in den Köpfen solcher Titanen lebte, zu einem unverzichtbaren Teil der modernen Gesellschaft geworden ist. Die Welt schuldet diesen Wissenschaftlern viel. Noch zehn Jahre bis zur Gödel-Hundert-Jahr-Feier 2031, zwanzig Jahre bis zur Zuse-Hundert-Jahr-Feier 2041, und ein Vierteljahrhundert bis zur vierten Leibniz-Hundert-Jahr-Feier, 2046. Genug Zeit, um entsprechende Paraden zu planen.

Jürgen Schmidhuber ist Professor an der Universität Lugano, wissenschaftlicher Direktor des Forschungsinstituts für Künstliche Intelligenz (IDSIA) in Lugano sowie Mitgründer und Chefwissenschaftler der Firma NNAISENSE.



Friedhof der Sprüche

«Friedhof der Weltreiche» nennt man Afghanistan, weil sich viele Grossmächte hier eine blutige Nase holten. Man könnte es aber auch den Friedhof wohlfeiler Sprüche nennen. Eine Auswahl.

«Die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland wird auch am Hindukusch verteidigt.»

Peter Struck, deutscher Verteidigungsminister, 4.12.2002

«Wir sind der festen Überzeugung, das ist gut eingesetztes Geld.»

Ursula von der Leyen, deutsche Verteidigungsministerin, über Berlins Aufwendungen für Afghanistan, 21.2.2019



«Bleibendes Erbe»: Premier Johnson.

«Wir sehen die Bildung von Mädchen und jungen Frauen als eine der grössten Leistungen britischer Präsenz in Afghanistan in den letzten zwei Jahrzehnten.

Wir arbeiten mit unseren Freunden in G7 und

Nato zusammen, um hier ein bleibendes Erbe zu hinterlassen.»

Boris Johnson, britischer Premierminister, 16.6.2021

«Es war klar, dass sich die Lage ändern würde. Die Abzugsentscheidung der USA hat es beschleunigt. Aber wir wussten lange, dass es so ablaufen würde. Wir messen den Menschenrechten und der Gleichberechtigung weiter grosse Bedeutung bei.»

Boris Johnson, 15.8.2021

«Wir setzen darauf, dass die Taliban verstanden haben, dass es nie eine militärische Lösung geben wird.»

Heiko Maass, deutscher Aussenminister, Ende April 2021

«Scheiss drauf, darüber müssen wir uns nicht den Kopf zerbrechen. Haben wir in Vietnam auch so gemacht, und Nixon und Kissinger sind damit durchgekommen.»

Joe Biden, US-Vizepräsident, im Jahr 2010 auf die Frage, ob Amerika mit einem Abzug nicht moralische Verpflichtungen gegenüber afghanischen Frauen verrate.

Doppel moral der Aktivisten

Klimabewegungen sagen kategorisch nein zur Kernenergie. Damit schaden sie künftigen Generationen.

Hans-Ulrich Bigler

Der geplante Weg der Energiestrategie in der Schweiz führt in eine Sackgasse. Zu diesem Schluss kommt das «White Paper» einer Gruppe junger Mitglieder des Nuklearforums Schweiz und der Schweizerischen Gesellschaft der Kernfachleute (SGK). Der Plan, Klimaschutz und gleichzeitig eine sichere Stromversorgung ohne Kernenergie zu realisieren, wird aus Sicht dieser Gruppe nicht funktionieren. Ein wesentlicher Grund dafür sind die viel zu optimistischen Erwartungen bezüglich der Verfügbarkeit von Stromimporten aus dem Ausland. Zahlreiche Experten und Organisationen teilen die Sorge der Gruppe, dass die geplanten Klimaschutzmassnahmen auf Kosten der Strom-Versorgungssicherheit gehen werden.

Dass die Verfasser des Papiers als eine mögliche Lösung – neben dem Langzeitbetrieb der bestehenden Kernkraftwerke – neue, moderne Kleinreaktoren vorschlagen, mag vor diesem Hintergrund nicht überraschen. Die Autoren sind Ingenieure, Forscher, Wirtschaftsexperten und Juristen. Was sie eint, sind die Expertise in der Nukleartechnik und das Wissen um deren Potenziale – aber ebenso um deren Nachteile, die das «White Paper» explizit auch behandelt.

Diese jungen Nuklear-Professionals gehören einer Generation an, die mit den Folgen des Klimawandels in Zukunft direkt konfrontiert sein wird. Sie teilen also nicht nur das Alter, sondern auch die Anliegen vieler engagierter Klimaaktivisten. Diese unmittelbare Betroffenheit war eine Motivation dafür, dieses Papier – freiwillig, unentgeltlich und ausserhalb ihrer normalen Arbeitszeit – zu verfassen.

Einige Autoren des Papiers haben in der Vergangenheit versucht, sich den «etablierten» Klimabewegungen anzuschliessen, mit ihnen zu demonstrieren, gemeinsam auf die gravierenden Folgen des Klimawandels hinzuweisen und Lösungen anzubieten. Allerdings wurde den Kernenergievertretern vom Gros der Klimaaktivisten regelmässig deutlich gemacht, dass sie und die Nukleartechnik beim Einsatz für den Klimaschutz nicht erwünscht seien.

Viele Klimaschützer werden nicht müde, zu betonen, dass die Bekämpfung des Klimawandels die mit Abstand grösste gesellschaftliche Aufgabe sei, der sich alle Teile der Gesellschaft unterzuordnen hätten und bei der sich die Politik an den Empfehlungen der Wissenschaftler zu orientieren habe. Diese Forderungen verstummen aber ganz schnell, wenn die

Was hilft, ist die Technologie-offene Bündelung aller Kräfte ohne ideologische Scheuklappen.

nachgewiesenermassen klimafreundliche und verlässliche Kernenergie ins Spiel kommt, die auch vom Weltklimarat zur Bekämpfung des Klimawandels empfohlen wird. Offenbar ist die Angst vor dem Klimawandel dann doch nicht so gross, dass die Klimaschützer ihr «Tabu» bezüglich der Kernenergie aufgeben würden.

Beispiele in Kanada, Polen und Estland

Was hilft, ist die Technologie-offene Bündelung aller Kräfte, um den Klimawandel ohne ideologische Scheuklappen zu stoppen. In diese Diskussion gehört auch die Kernenergie. Beispiele dafür gibt es aktuell in Kanada, Polen oder Estland, wo moderne Kernkraftwerke gebaut werden sollen, gerade um in Kombination mit erneuerbaren Energien die Klimaschutzziele und Versorgungssicherheit zu erreichen. In Finnland unterstützt die Grüne Partei die Kernenergie, und auch in den USA sollen bestehende Kernkraftwerke den Klimawandel stoppen.

Ein De-facto-Verbot der Kernenergie muss überdacht werden. Auch weil es ein Affront gegenüber den kommenden Generationen ist. Wer sind wir, dass wir uns anmassen, den Menschen in den kommenden Jahrzehnten vorzuschreiben, mit welcher Technologie sie ihre Stromversorgung sicherstellen sollen?

Hans-Ulrich Bigler ist Präsident des Nuklearforums Schweiz.

Die Weltwoche schaut
hinter die Fassade.
A Plus reinigt sie.



0844 802 166
aplus.ch

Jagd auf das Geld der Reichen

Die Schweiz und die USA sind die wohlhabendsten Länder der Welt. Jetzt wollen die Linken das Geld. Ihr Brecheisen heisst 99-Prozent-Initiative.

Beat Gygi

Die Schweiz ist das reichste Land der Welt, nirgendwo sonst ist das durchschnittliche Vermögen der Einwohner so hoch, und gross ist der Abstand zu den anderen. Der «Global Wealth Report» 2021 der Credit Suisse weist pro erwachsenen Schweizer im Durchschnitt ein Vermögen von 674 000 Dollar aus, auf den Rängen zwei und drei liegen die USA und Hongkong mit je rund 505 000 Dollar. Der Vorsprung der Schweizer Haushalte hat sich jüngst noch vergrössert, sie gewannen 2020 mit gut 70 000 Dollar einiges mehr hinzu, als dies andernorts möglich war. Das ist eine erfreuliche Nachricht für das Land, denkt man, aber sogleich kommt das Problem aufs Tapet, das mit Durchschnittswerten verbunden ist: Die einen liegen darüber, die anderen darunter.

Griff in die Kassen

In der Schweiz sind die Unterschiede auf den ersten Blick sogar besonders gross: Das eine Prozent der Reichsten verfügt über rund 43 Prozent des gesamten Vermögens, die restlichen 99 Prozent haben entsprechend nicht viel mehr als die Hälfte in der Hand; das sieht ähnlich aus wie in den USA, die für eine sehr ungleich gewordene Vermögensverteilung berühmt sind. Moment – der erste Blick täuscht, die Schweiz ist doch anders: Die Ökonomen Reto Föllmi (Universität St. Gallen) und Isabel Martínez (Konjunkturforschungsstelle ETH Zürich) haben gezeigt, dass das 99-Prozent-Lager auf einen Anteil von rund drei Vierteln kommt, wenn man die Pensionskassenvermögen dazuzählt.

Dennoch wecken ungleiche Verteilungen Neid und vielerorts den Gedanken, diesem Prozent der Superreichen könnte man füglich etwas wegnehmen und an andere verteilen, die das Geld doch viel dringender brauchen oder haben möchten. Am 26. September kommt diese Frage vors Schweizer Volk, wenn es über die 99-Prozent-Initiative der Jungsozialisten abstimmt, die genau das fordert: Die grosse Masse der 99 Prozent soll einen Griff in die Kassen der wenigen ganz Reichen tun dürfen.

Offiziell heisst die Volksinitiative «Löhne entlasten, Kapital gerecht besteuern»; sie verlangt



Wie viel Ungleichheit verträgt es? Ökonom Scheuer.

im Prinzip, dass die Besteuerung des Kapitaleinkommens 150 Prozent so hoch sein muss wie die Besteuerung des Arbeitseinkommens. Ziel sind also zum Teil völlig neue Steuern auf realisierten Kapitalgewinnen und Erträgen aus Vermögen, wohl auch auf Eigenmietwerten, Grundstücksgewinnen, Dividenden und Renten aus der Vorsorge. «Mehr Gerechtigkeit» lautet die Kampf-

«Für viele reiche Haushalte ist es kein Problem, Kapitalgewinnsteuern zu umgehen – legal.»

formel der Initianten für mehr Umverteilung. Ähnlich wie in den USA, wo Präsident Joe Biden mit der Formel «Jeder soll seinen fairen Teil beitragen» gewaltige Steuererhöhungen lancierte, die schwergewichtig die Reichen treffen sollen.

Medien giessen Öl ins Feuer mit sogenannten Enthüllungsberichten über die spärlichen Steuerzahlungen prominenter Superreicher. Amazon-Gründer und Grossaktionär Jeff

Bezos, der berühmte Investor Warren Buffett, Tesla-Chef Elon Musk und viele andere werden zitiert, die laut geleakten Daten der US-Steuerverwaltung IRS je nach Jahr wenig oder nichts an Steuern in die Staatskasse gezahlt hätten. Davonstehlen würden sich die extrem Wohlhabenden, sich vor ihrer Pflicht drücken, tönt der Vorwurf. Nun sollen sie zahlen. Biden will Steuererhöhungen für die reichsten 2 Prozent und eine schärfere Besteuerung der Kapitalgewinne. Ein Feldzug gegen die ganz Reichen, in der Schweiz wie auch in den USA, in zwei Ländern, deren Ordnung grundsätzlich auf Freiheit und Eigentumsgarantie beruht – wie geht das?

Florian Scheuer, Professor für Institutionenökonomie am UBS Center for Economics in Society an der Universität Zürich forscht auf diesem Gebiet; in einem Aufsatz zu «Taxation and the Superrich» hat er diese Frage kürzlich genauer ausgeleuchtet. Was meint er als Ökonom dazu? «Ökonomen mischen sich in der Regel nicht direkt in die politische Debatte ein», sagt

er, «die Stimmbürger oder je nachdem die Wähler müssen entscheiden, welche Steuerregimes sie wollen.» Ökonomen könnten nicht aus wissenschaftlicher Sicht bestimmen, welches die richtigen Regeln seien. Wenn es um Umverteilung gehe, seien die persönlichen Meinungen der Bürger und die politischen Kräfteverhältnisse entscheidend. Wie viel Ungleichheit in der Einkommens- und Vermögensverteilung die Leute tolerieren wollten, variere von Land zu Land.

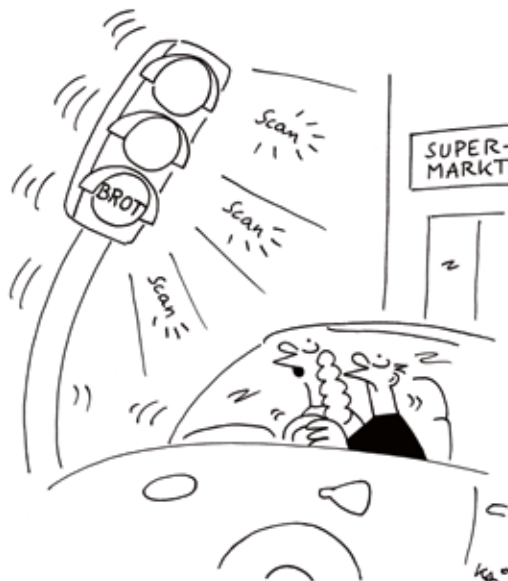
Aktien statt Lohn

In den USA zum Beispiel habe die Debatte über die Ungleichheit enorm an Bedeutung gewonnen. Der französische Ökonom Thomas Piketty hatte die Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen vor Jahren als weltweite Debatte lanciert und Gerechtigkeitsfragen daraus abgeleitet. Im Gegensatz zu den ziemlich stabil gebliebenen Relationen in der Schweiz haben in den USA die Superreichen an Gewicht gewonnen und ihre steuerliche Position verbessert. Scheuer bestätigt: «Tatsächlich hat die Progressivität der Besteuerung in den vergangenen Jahrzehnten in den USA insgesamt stark abgenommen.» Die obersten Einkommensklassen tragen also weniger zu den Steuereinnahmen bei als früher. Ist denn der Steuertarif nicht mehr progressiv, also überproportional ansteigend mit dem Einkommen? «Doch», sagt Scheuer, «aber heute nutzt man vermehrt neue Möglichkeiten des Einkommensbezugs.»

Vor allem für erfolgreiche Unternehmer seien normale Arbeitseinkommen viel weniger wichtig als die Beteiligung an ihren Firmen. Aktien statt Lohn. Wer dann Aktien verkaufe, um sein Leben zu bestreiten, müsse die dadurch realisierten Kapitalgewinne versteuern, und in den USA sei diese Belastung mit 20 Prozent viel niedriger als bei der normalen Einkommensbesteuerung. Arbeitseinkommen würden also steuertechnisch als Kapitalgewinne behandelt. Aber es gebe noch einen viel brisanteren Punkt: «Für viele sehr reiche Haushalte ist es auch kein Problem, selbst diese relativ niedrige Kapitalgewinnsteuer in grossem Umfang zu umgehen – legal.»

«Schweiz ist ein gutes Beispiel»

Wie denn? «Indem der Bezüger die Kapitalgewinne möglichst nie realisiert, während seiner ganzen Lebenszeit nicht, sondern sie unbesteuert an die Nachkommen übergibt», erklärt Scheuer. Der Fall Bezos verdeutlicht das: Amazon zahlt ihm keinen Lohn und schüttet keine Dividenden aus, die steuerbar wären. Der Firmengründer, der ein enorm rentables Imperium aufgebaut hat, sitzt also auf einem wachsenden Kapitalstock, dessen Wert aber quasi schlummert. Steuerpflicht entsteht nur, wenn Bezos Aktien verkauft und so Kapitalgewinne realisiert. Das Publikum hingegen betrachtet



«Unfassbar! Die Smart-Ampel zeigt uns sogar an, was wir beim Einkauf vergessen haben...»

auch die ganzen unrealisierten Werte als Bezos' Reichtum und empört sich darüber, dass so reiche Leute so wenig Steuern zahlen – wobei Amazon als Firma in verschiedenen Ländern durchaus Gewinnsteuern abliefern.

Und in der Schweiz? Da gibt es ja keine Kapitalgewinnsteuer; sieht es für die Reichen noch günstiger aus? Scheuer: «Die Schweiz hat

«Werden Steuern erhöht, weichen die Steuerpflichtigen aus, sie investieren anders, arbeiten weniger.»

ja bereits die Vermögenssteuer, fast als einziges Land weltweit, das ist eigentlich eine Alternative zur Kapitalgewinnsteuer.» Weder das eine noch das andere zu haben, wäre seiner Ansicht nach ein Problem für die Gesellschaft und das Steuersystem, aber beide Typen der Besteuerung kumuliert wohl auch.

Er fügt an: «Die Schweiz ist ein gutes Beispiel und auch ein Ausnahmefall für eine Vermögenssteuer, die meiner Ansicht nach deswegen recht gut funktioniert, weil sie absolut breit angelegt ist, wirklich alle Vermögen erfasst und keine Ausnahmen vorsieht.» Viele andere Länder in Europa hätten ja in den 1990er Jahren noch eine Vermögenssteuer gehabt und sie dann abgeschafft – nach vielen Misserfolgen, etwa wegen zu kleiner und zu löchriger Besteuerungsgrundlage. «Es wimmelte von Ausnahmen: Frankreich etwa belastete lediglich den Immobilienbesitz, das Finanzvermögen war ausgenommen. Italien hat es umgekehrt gemacht, die Probleme türmten sich.»

Aber auch ein neutraler wissenschaftlicher Ökonom muss doch Anhaltspunkte für das

richtige Ausmass der Besteuerung geben können. Soll man die Reichen noch mehr belasten, oder sollte man sie entlasten? Scheuer sieht es so: «Wenn man Politikberatung macht, ist es am besten, sich die möglichen Reaktionen der Steuerzahler zu überlegen. Werden die Steuern erhöht, weichen die Steuerpflichtigen aus, sie investieren anders, weniger, arbeiten weniger et cetera, das beeinflusst die Wirtschaft. Aus diesen Erkenntnissen lassen sich dann Massnahmen ableiten.»

Er verweist auf die gute alte Laffer-Kurve: Diese sieht aus wie ein Torbogen und gibt an, ob eine bestimmte Steuererhöhung für den Staat eher kontraproduktiv wirkt oder nicht, gemäss der Frage: Wenn der Steuersatz erhöht wird – steigt oder fällt dann die Summe der Steuereinnahmen? Der amerikanische Ökonom Arthur Laffer hatte 1974 skizziert, dass bei Steuersatzerhöhungen irgendwann der Punkt erreicht sei (oben Mitte im Torbogen), ab dem die Einnahmen trotz steigenden Sätzen sanken, da die Leute entmutigt, weniger arbeiten und Steuern umgehen würden. Der grobe Test für den Ökonomen als Politikberater also: Steigen die Einnahmen noch, oder sinken sie schon?

«Eigentlich geht es immer auf irgendeine Art um diese Laffer-Wirkungen, wenn die Frage nach Steueränderungen ansteht», meint Scheuer. Dahinter steht allerdings die staatsfreundliche Auffassung, dass steigende Steuereinnahmen als positiv einzustufen sind. Nun also: Empfiehlt er den USA aus dieser Sicht, künftig die Reichen stärker zur Kasse zu bitten und auch die nicht realisierten Kapitalgewinne zu besteuern? Scheuer: «Grosse Chancen auf eine Umsetzung hat wahrscheinlich der Vorschlag, dass die unrealisierten Kapitalgewinne zumindest am Lebensende zu versteuern sind, also vor dem Übergang des Vermögens an die Erben.» Damit würden die heutigen Möglichkeiten zur Steuervermeidung erheblich eingeschränkt.

Sachlich un schlüssig

Und wie ist eine Kapitalgewinnsteuer für die Schweiz zu beurteilen, wie sie die 99-Prozent-Initiative fordert? Für Scheuer stellt sich die grundsätzliche Frage, weshalb die Initianten diesen Weg einschlagen. «Es existiert ja bereits die Vermögenssteuer als Umverteilungsinstrument, das funktioniert. Wenn man der Meinung ist, diese belaste die höchsten Vermögen zu wenig, kann man deren Progression anpassen.» In der Initiative spiele die Vermögenssteuer jedoch kaum eine Rolle, das sei sachlich nicht schlüssig, man ziele einfach auf die hohen Kapitalgewinne – wahrscheinlich ab 100 000 Franken pro Jahr, und zwar bei Realisierung der Gewinne. Davon sei ein kleiner Anteil der Steuerzahler betroffen, die zudem im Investieren beweglich seien und entsprechende Ausweichmöglichkeiten suchen würden.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo Digital:
8 Ausgaben nur Fr. 19.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Keine Empathie, keine Reue

In Deutschland töteten zwei Afghanen ihre Schwester. Solche Ehrenmorde liessen sich verhindern.



Maryam H. ist tot. Ermordet von ihren eigenen Brüdern, zwei Afghanen, die ihre Leiche in einem Koffer quer durch Deutschland transportierten, um sie anschliessend in Bayern in einem Erdloch zu verscharren. Zum Motiv der beiden Tatverdächtigen heisst es von der Berliner Polizei, dass sie sich gekränkt gefühlt hätten, weil das Leben ihrer 34-jährigen Schwester «nicht ihren Moralvorstellungen» entsprochen habe. Maryam H. musste sterben, weil sie geschieden war und ihr Kopftuch nicht mehr trug. Weil sie in Freiheit leben wollte und ihre Brüder diesen westlichen Lebensstil ablehnten.

In Berlin entbrannte kurz nach der Tat eine Diskussion. Freilich nicht über die Folgen unkontrollierter Migration und Desintegration, sondern über den Begriff des Ehrenmordes. Dieser sei, wenn es nach Berlins Integrationsministerin Elke Breitenbach (Die Linke) geht, nicht passend. In Deutschland würde schliesslich an jedem dritten Tag eine Frau von ihrem Partner oder Ex-Partner getötet. Das sei kein Ehrenmord, sondern Femizid, so die Politikerin. Ihre Absicht ist klar: Mit der Verallgemeinerung soll der Fokus von der Herkunft der Täter abgelenkt werden, um eine Debatte über fehlende Integration und Zuwanderung im Keim zu ersticken.

Nun schliesst das eine das andere nicht aus. Ein Femizid ist ein Mord an einer Frau, weil sie eine Frau ist. Jeder Ehrenmord ist insofern auch ein Femizid, aber – und das ist der Unterschied – nicht jeder Femizid ist auch ein Ehrenmord. Natürlich bringen auch nichtmuslimische Männer Frauen um. Aber wer den Ehrenmord unter dem Oberbegriff des Femizids verschwinden lassen will, der betreibt nicht nur unsäglichen

Whataboutism, um das eigene brüchige Weltbild am Leben zu erhalten, sondern lässt vor allem die Opfer im Stich und unterstützt die Täter, indem er den Druck zur kulturellen Anpassung künftig so gering wie möglich hält.

Die linke Elke Breitenbach will ablenken. Die Erhaltung der eigenen Ideologie steht über dem Willen, Ursachen zu benennen und Probleme zu lösen. Das ist bedauerlich. Denn allein für 2020 wurden in Deutschland 53 Ehrenmorde registriert, also einer pro Woche, wobei die Dunkelziffer hoch ist. Dabei liessen sich Ehrenmorde,

Wer vom Begriff Ehrenmord ablenken will, lässt die Opfer im Stich und unterstützt die Täter.

wie der an Maryam H., verhindern. Sie sind nämlich das grausame Ende, nicht der Anfang einer langen Leidensgeschichte über Unfreiheit und familiäre Kontrolle. Keine Affekthandlungen, sondern zumeist geplante Taten. Nicht selten sind deshalb auch andere Familienmitglieder, Frauen wie Männer, in die Tat involviert.

Dass wir uns in diesem Kontext am Begriff der Ehre stören, liegt daran, dass der islamische Ehrbegriff nichts mit unserer westlichen Vorstellung von Ehre zu tun hat. Und dennoch beschreibt er exakt das, worum es den Tätern geht: die Ehre der Familie. Sie steht über allem. Das kollektive Ansehen der islamischen Gemeinschaft hat gegenüber der individuellen Freiheit des Einzelnen immer Vorrang. Wer «Schande» über die Familie bringt, indem er die Familien Ehre «beschmutzt», hat jedwedes Recht auf

Leben verwirkt. Denn die Ehre einer Familie kann nur durch die Beseitigung des «Problems» wiederhergestellt werden.

Und so kommt es, dass Täter und Familie in der Regel weder Empathie für das Opfer noch Reue empfinden. Dass die Mutter vor Gericht um ihren verurteilten Sohn und nicht um die getötete Tochter weint. Das unterscheidet den islamischen Ehrenmörder und seine Familie wesentlich vom deutschen oder schweizerischen Täter, der sich in der Regel, auch wenn er es nicht bereuen sollte, doch zumindest über das begangene Unrecht im Klaren ist und dafür nicht nur vom Gericht, sondern auch von der Gesellschaft und seiner Familie verurteilt wird.

Wer die kulturelle Komponente dieser Morde ausblendet, indem er sie pauschal den sogenannten Femiziden zuordnet, ignoriert die Strukturen und Mechanismen hinter der kulturell bedingten kollektiven Kontrolle und Unfreiheit, der systematischen Ungleichbehandlung der Geschlechter und der Unmöglichkeit einer Integration von Menschen in eine westliche Gesellschaft, die sie aus tiefstem Herzen verachten.

Aber wahrscheinlich übt man sich in der Politik genau deshalb seit Jahren in politisch korrekten Scheindebatten. Denn wie Elke Breitenbach selbst zugab, hat sie «keine Idee, wie man diese Männer besser integrieren kann». Das ist – wohl unbeabsichtigt – erstaunlich ehrlich. Leider zieht man in Deutschland nicht die entsprechenden Konsequenzen daraus. Am vergangenen Mittwoch wurde ein genereller Abschiebestopp nach Afghanistan verhängt. Dieser gilt auch für Maryam H.s Brüder.

Weiter so!

Nr. 32 – «Der Sinn des Lebens»
Editorial von Roger Köppel

Einer der besten und wahrsten Artikel, die ich je gesehen habe in der *Weltwoche*. Bitte weiter so!

Theo Poot, Sulzbach

Affentheater

Nr. 32 – «Klimapolitik mit allen Tricks»
Eilmeldung von Beat Gygi

Beat Gygi hat das Affentheater gewisser Kreise um die Erderwärmung seit der Kleinen Eiszeit mit eigentlich wenigen Worten treffend beschrieben. Erwähnenswert wären noch die Millionen an Forschungsgeldern, die für Universitäten und Wissenschaftler unter der Bedingung geflossen sind, dass CO₂ als Klimatreiber bestätigt wird. Andere Studien wurden nicht berücksichtigt. Wer die Klima- und die Corona-Hysterie ausserhalb des Mainstreams vertieft studiert, kommt nicht um den Verdacht herum, dass es die gleichen Kreise sind, welche diesen Wahnsinn bewusst antreiben.

Klaus Frick, Grüt

Asche aufs Haupt

Nr. 32 – «Inquisition im rechtsfreien Raum»
Christoph Mörgeli zum Fall Gottfried Locher

Wie Christoph Mörgeli den Fall Locher nach dessen Fakten aufdröselte, ist einfach genial! Ich selbst sass der evangelisch-internen Berichterstattung ebenfalls auf und schäme mich jetzt dafür. Auch ich fragte mich zwar halbherzig, ob diese Art von Justiz irgendeine Relevanz hat, aber wenn's diese Kirchenoberen so unisono

verkünden, wird's ja wohl seine Richtigkeit haben, und wo Rauch ist, wird es ja immerhin den Hauch eines Feuerchens geben. Asche auf mein Haupt! Und Herrn Mörgeli ein grosses Kompliment für seine brillante Analyse!

Barbara Peter, Wil

Dank Christoph Mörgelis messerscharfer Analyse weiss ich nun, dass jenes von ihm beschriebene Wesen nicht nur klaviert, sondern auch flötet; verzuckert flötet.

Peter Meier, Volketswil

Bürgerdienst für alle

Nr. 32 – «Frauen im Militär»
Pierre Heumann über Soldatinnen im Ernstfall

Der Artikel ist impulsgebend mit Blick auf den Einsatz unserer Frauen in der Armee. Der Armee laufen die Soldaten weg. «Alarm!» rufen genügt nicht. Es gilt, die Ursachen zu analysieren. Viola Amherd kann nicht auf Biegen und Brechen die Anzahl dienstleistender Frauen erhöhen. Um Unterstützung und genügende Dienstleistungen in Krisen und Katastrophen subsidiär zur Armee sicherzustellen, muss mit Blick auf die verfassungsmässige Gleichstellung von Mann und Frau ein allgemeiner Bürgerdienst eingeführt werden. Die FDP hat sich 2020 diesen zeit- und zivilgesellschaftlichen Forderungen angeschlossen, und eine bedeutende bürgerliche Organisation, «Service Citoyen», macht für diese Gleichstellung Druck. Wir brauchen das bewährte Potenzial und das Können unserer Frauen in neuen zukünftigen Bedrohungslagen und als Engagement für die älter werdende Bevölkerung. Dieser Dienst muss verfassungskonform für unsere Frauen obli-

gatorisch werden. Er hat eine hohe volkswirtschaftliche, soziale und zivilgesellschaftliche Dimension und Perspektive.

Roger E. Schärer, Stäfa

Falsche Weichenstellung

Nr. 29 – «Verfassungsschänder am Werk»
Christoph Blocher über die Umdeutung des Ehebegriffs

Die betroffenen 1 bis 2 Prozent, bei denen sich das richtige sexuelle Begehren im falschen Körper entwickelt, haben nur zwei Möglichkeiten, darauf zu reagieren: Sie können es verdrängen, sich anpassen und leiden – oder sie können es im Gegenteil kompensieren durch Wiederherstellen einer unmöglichen oder eingebüsstten Freiheit, die der verlorenen möglichst ähnlich sieht. Es genügt also den Betroffenen nicht, dank der Institution der eingetragenen Partnerschaft ihre zivilrechtliche Gleichstellung erreicht zu haben – nein, sie versuchen zwanghaft, das Unmögliche möglich zu machen: Sie verlangen die Ehe für alle – um so die Tür aufzustoßen für die freie Adoption, die Samenspende für alle, die Leihmutterchaft. Dabei werden die Dritten in der Ehe vergessen: die Kinder und ihr Recht auf ein neutrales soziales Umfeld bei ihrer Individuation! Die 98 bis 99 Prozent der Kinder, die das richtige Gefühl im richtigen Körper entwickeln könnten, werden einem sozialen Vorbild ausgesetzt, das einer falschen Weichenstellung gleichkommt. Es ist der bewusste oder unbewusste Versuch, die Natur zu überlisten.

Oskar B. Camenzind, Brunnen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Marco Borradori (1959–2021)
Gerd Müller (1945–2021)



Enthusiast des Lebens: Bürgermeister Borradori.

Er war einer der beliebtesten Tessiner Politiker im Tessin seit Menschengedenken. Er hat eine ganze politische Generation geprägt, er hat die höchsten institutionellen Ämter und Aufgaben mit grossem Engagement, Prestige und mit Popularität erfüllt. Sein Tod kam aus dem Nichts, keiner hat damit gerechnet.

Marco Borradori hatte vom Nationalrat über den Staatsrat zur Exekutive von Lugano gewechselt, wo er Bürgermeister war, ohne je den menschlichen und politischen Kompass zu verlieren – dank seiner Nähe zu den Menschen und seiner angeborenen Empathie bewahrt praktisch jeder Tessiner eine persönliche und private Erinnerung in seinem Herzen. Marco erhob die Bereitschaft, den andern zuzuhören, und die Höflichkeit zu siegreichen politischen Waffen. Diese war nicht die Frucht einer Wahlstrategie, die irgendwo im stillen Kämmerlein entworfen wurde. Marco war einfach und natürlich so, wie er war. Er war einer von uns.

Marco konnte es mit allen, weil er ein Enthusiast des Lebens war. Die Menschen schätzten ihn, weil er, durchaus Machtmensch, nie eine elitäre oder snobistische politische Klasse repräsentierte. Er liebte es, unter den Menschen zu sein und vor allem: für die Menschen zu arbeiten. Marco war ein Beispiel für alle Politiker, die ihrer Bevölkerung dienen wollen und ihre institutionellen Ämter nicht als private Pfründe betrachten.

Sein politischer Weg war eng mit dem der Lega dei Ticinesi verbunden. Mit seiner Heiterkeit und Höflichkeit schaffte er es allerdings schnell,

über die Grenzen der von Giuliano Bignasca gegründeten Bewegung hinauszugehen. Giuliano und Marco, das waren die zwei Seiten einer Medaille, mit diametral entgegengesetzten Charakteren und Rollen. Es war zugleich eine explosive Mischung, sowohl auf intellektueller wie auch auf politischer Ebene. Giuliano war das Genie der überfüllten Persönlichkeit. Marco war das saubere, gemässigte Gesicht der Konkordanz, er stand für das Institutionelle. Er war der Mann, der das Vertrauen der gesamten Bevölkerung gewinnen und in die Exekutiven gewählt werden konnte.

Marco hinterlässt ein immenses politisches und persönliches Vermächtnis. Doch er wusste, dass er nicht unersetzlich war. Er hatte ein Leben nach der Politik geplant, weshalb wir oft gemeinsam über die Zukunft unserer Stadt diskutierten, mit der wir beide stark verbunden sind. Sein Tod wirft uns brutal zurück auf das Provisorische der menschlichen Natur. Ausgerechnet er, die vermeintlich unbesiegbare «Wahlmaschine»! Der Tod holte ihn im Alter von 62 Jahren, als er für den New-York-City-Marathon trainierte.

Lugano ist ohne seinen Bürgermeister nicht mehr die gleiche Stadt; die Politik ist ohne Marco nicht mehr die gleiche Politik. Wir alle wurden vom höhnischen Schicksal eines wahren *gentiluomo* beraubt. Es fühlt sich an, als hätte man einen treuen Freund der Familie verloren. Aber vielleicht sollten wir über das Bedauern unsere Dankbarkeit stellen für alles, was er getan hat, was er in unseren Herzen hinterlassen hat: *grazie*, Marco Borradori. *Marco Chiesa*

Es gibt wenige Fussballer, die es mit ihrem Namen in den Sprachgebrauch schaffen. Gerd Müller schaffte es. «Müllern» wurde im Fussball mit unübertrefflicher Effizienz gleichgesetzt. Die Nummer 9 des FC Bayern traf im Fallen, im Stehen, im Sitzen, mit dem Hinterkopf und mit den Oberschenkeln, die das Ausmass eines Eichenstamms besaßen.

Müller war ein Wirbelwind im Strafraum – und gleichzeitig der stille Star der wohl grössten Bayern-Mannschaft. Er traf in einer Bundesliga-Saison 40-mal – und in der Nationalelf in 62 Länderspielen phänomenale 68-mal. Unvergessen ist sein Siegestreffer im WM-Final gegen die Niederlande 1974 in «seinem» Olympiastadion. Es war das Jahr, als ich meine erste Stelle bei der Fifa antrat. Später lernte ich alle Grossen des FC Bayern kennen: Franz Beckenbauer, Uli Hoeness, Sepp Maier, Karl-Heinz Rummenigge und natürlich Müller. Aber der «Bomber der Nation», wie ihn die Medien nannten, hielt sich lieber im Hintergrund. Stargehabe war im fremd. Sein Torjubel war eine schlichte Pose der Zufriedenheit – und keine eitle Selbstinszenierung, wie sie heute oft praktiziert wird.

Als er mit achtzehn seinen ersten Vertrag bei Bayern München unterschrieb, kassierte er pro Monat 150 Mark. Um sich über Wasser zu halten, arbeitete er halbtags als Möbelpacker. Von der Physis her verkörperte er die Antithese des Modellathleten. «Kleines dickes Müller», sagte Trainer Tschik Cajkovski über ihn. Doch Müller machte seinen Weg. Neben dem Platz aber dribbelte er sich selbst aus. In seinem Steakhouse in Florida sass er zu oft an der Bar. Zurück in München kümmerten sich Beckenbauer und Uli Hoeness um ihn. Aber nochmals nahm das Leben eine unliebsame Wende. Gerd Müller erkrankte an Alzheimer. Am vergangenen Sonntag ging das Spiel des Lebens für ihn zu Ende. *Sepp Blatter*



Stiller Star: Torjäger Müller.

Früher waren es Mastsauen – und heute?

Karl Reichmuth empfiehlt Realwerte als Rezept gegen Inflationsgefahren.



Kommt jetzt die Inflation? Die Frage treibt Anleger, Ökonomen und Politiker um. Nervös schauen sie auf die jüngsten Preissteigerungen in den USA und Deutschland, wo die Inflationsdaten über den zwei Prozent liegen, die üblicherweise als Grenzwert für Preisstabilität gelten. Auch im Alltag wird die Debatte intensiver, unter Handwerkern und Industrieunternehmern, deren Beschaffungspreise dieses Jahr je nachdem um zehn und mehr Prozent in die Höhe geschneit sind und die irgendwie an die Kunden weiterzugeben sind.

In der Schweiz sind allerdings noch keine scharfen Zunahmen des Konsumentenpreisindex sichtbar, das ist ja die gängige Messgrösse für Inflation bei normalen Konsumgütern – allerdings blind für überschäumende Immobilien- und Luxusgüterpreise. Aber die extrem lockere Politik der Notenbanken, die weiterhin die Märkte fluten, führt zu schlechten Vorahnungen für die Zukunft des Geldes.

Wohin aber mit dem Geld, wenn überall dessen Entwertung droht? Da fällt der Blick auf das Buch «Neue Währungen in Sicht – Privates Geld gegen Geldblase der Notenbanken», das der Bankier Karl Reichmuth von der gleichnamigen Privatbank kürzlich herausgegeben hat. Das tönt verheissungsvoll – aber ist es realistisch, dass man privat eine Währung konstruieren kann, die gegen die übermächtigen Riesen des staatlichen Gelddrucks etwas ausrichten kann? Einzelne Menschen?

Ja. Reichmuth legt das in einem Interview im Buch anschaulich dar. Jeder kann sich eine Art Währung schaffen. Man müsse auf das Reale schauen, nicht auf das nominale Geld, sagt er.

Was ist real? Er erklärt es einprägsam: «Als mein Vater, 1900 geboren und Käsermeister, meinem Bruder 1963 seine Schweinemästerei überschrieb, fragte ihn der Notar, was er denn für seine alten Tage als Vorsorge für eine Pacht verlangen wolle, zumal es damals noch keine staatliche Rente gab. Seine Antwort: «Monatlich den Gegenwert einer mastreifen Sau.» Reichmuth war es, wie er sagt, damals peinlich, dass der Vater nicht eine Miete vereinbaren wollte, aber der Vater erklärte ihm dann, wie Nominalguthaben, die nicht real gedeckt sind, durch schleichende oder galoppierende Inflation oder gar Währungsschnitte verlorengehen könnten.

Was entspricht heute dem, was früher eine mastreife Sau war? Es müssen ebenfalls reale Werte sein, einfach aus der moderneren Welt, die etwas Begehrtes darstellen, Bedürfnisse befriedigen, eine Art solide Naturalien, mehr oder weniger unverwüstlich. Die Antwort: Im Prinzip sind das gute Produkte von Unternehmen, die immer begehrt sind. Aber halt, diese kann man ja nicht direkt kaufen und horten, das ist undenkbar – also schaut man, was dem am nächsten kommt.

Das sind Aktien dieser Unternehmen, die gute, begehrte Produkte hervorbringen, denn deren Bewertung an der Börse hängt eng mit dem Wert zusammen, den die Firma für die Kunden erbringt. Mit dem Kauf von Nestlé-Aktien beispielsweise tauscht man sein Geld im übertragenen Sinn sozusagen in Ernährungssicherung, mit dem Kauf von Roche-Aktien in Gesundheitsschutz, mit dem Kauf von Disney-Aktien in Unterhaltung. Auf

diese Weise nimmt man portionenweise Ernährungssicherung, Gesundheitsschutz und Unterhaltung ins Portefeuille. Das sind seriös erarbeitete Qualitätsprodukte, die durch Wertschätzung der Kunden gestützt werden.

Wenn das Preisniveau irgendwann inflationsmässig nach oben schiessen sollte, dürften die Kurse dieser Portionen simultan mitsteigen, deren realer Wert dürfte also erhalten bleiben, wie bei Mastsauen. Natürlich kann man nichts mit Gewissheit voraussehen, aber klar ist jedenfalls: Wer sein Geld vor Wertverlust schützen will, muss Aktien gutgeführter Unternehmen halten, die durch ihre Geschäftstätigkeit Wert schaffen für die Kunden, für die Menschheit.

Und wie gesagt, jeder kann das kaufen, das ist ein Triumph des Marktes. Reichmuth hat schon vor rund zwanzig Jahren die Idee lanciert, dass man sein Geld in eine geeignete Kombination solcher Aktien investiert, in einen Korb, einen Fonds, in dem sich daneben auch Bargeld, Gold und andere Edelmetalle befinden. Nimmt man diese Kombination und schneidet sie in Stücke, erhält man quasi x Häppchen reale Wirtschaft, Eigentumswerte.

«Real Unit», so taufte Reichmuth diese Einheit: handhabbar wie Franken oder Dollar, aber eben als eine Währungseinheit, die fest mit Produkten und Leistungen der Wirtschaft verbunden ist. Im Buch kommen auch andere Alternativen zu den staatlichen Währungen zur Sprache, etwa Kryptowährungen samt der ihnen zugrundeliegenden Blockchain-Technologie, aber der «Real Unit» als Wertspeicher wirkt besonders realitätsnah, weil jeder frei ist, von sich aus so zu handeln.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Philip Roth brillierte
als Intellektueller,
Humorist und bei Bedarf
auch als Charmeur.»
Jean-Martin Büttner, Seite 52



Es gibt nur eine Hoffnung.

Wiktor Wasnezow, Die apokalyptischen Reiter, 1887 – Ein Lamm nur soll das Buch mit den sieben Siegeln öffnen können, die Offenbarungen des Johannes, und die Apokalypse über die Welt bringen, jene Nacht ohne Morgen. Zuerst würden vier Reiter dem Buch entspringen; sie brächten Krieg, Hungersnöte, Machtmissbrauch durch die Obrigkeit und das Leben ausmerzende Pandemien.

Vielleicht gibt es die Buchrolle tatsächlich, und sie liegt, für den Menschen verborgen, irgendwo am Berg Ararat, an dem nach der Sintflut die Arche Noah gestrandet sein soll, und ein Lamm hatte sich verirrt und, aus Versehen oder auch nicht, das Siegel gebrochen und die Pro-

phezeiung wahrgemacht. Und jetzt galoppieren sie mit fliegenden Hufen auf uns zu und in unsere Sphären, die vier apokalyptischen Reiter.

Die Welt, so scheint es, ist unwiederbringlich aus den Fugen geraten und zu einem Stück Erde geworden, das sich die vier Reiter untertan machen. Täglich fast wird sie von neuen Blutungen heimgesucht, und gelähmt und hilflos versuchen wir, mit Pflastern und Druckverbänden die blutenden Wunden zu versorgen. Wir leisten Erste Hilfe, mehr nicht, und wissen doch, dass wir ein Krankenhaus bauen müssten, in dem die Welt Platz hätte.

Aber so sind wir Menschen, wir werden es erst bauen, wenn der Blutverlust so hoch sein

wird, dass sie auf die Intensivstation muss. Wir klammern uns an brüchige Hoffnungen, dass wir Eiszeiten überlebt haben, Pest und Cholera und Weltkriege und Naturkatastrophen, und das mag schon stimmen, aber das war nur das Sterben eines Stückchens der Welt und nicht der ganzen.

Es gibt nur eine Hoffnung: dass wir das hinter uns lassen, was uns auf unseren Pferden mit den die Erde verletzenden Hufen in die Anfänge des Verderbens ritt. Wir müssen wieder, wenn man so will, vom hohen Ross absteigen und viel sanfter die Erde mit unseren Füßen durchschreiten.

Michael Bahnerth

Blowjobs und Heuchelei

Mit seinem Roman «The Human Stain», erschienen in den Clinton-Jahren, nahm Philip Roth vor zwanzig Jahren die heutige Empörungskultur vorweg.

Jean-Martin Büttner

Philip Roth: Der menschliche Makel. Aus dem Amerikanischen von Dirk van Gunsteren. Hanser. 408 S., Fr. 24.90

Eine Botschaft kann so aufschlussreich sein wie der Ort, an dem man sie vernimmt. Vor allem, wenn die Botschaft (puritanisch-streng) und der Ort (katholisch-sinnlich) nicht zusammenpassen. Diesen Kontrast erlebte ich einmal in New Orleans, in einem Café im French Quarter. Puderzucker lag auf dem Tresen, Kakerlaken kletterten die Wände hoch, an den Tischen sassen die Gäste, tranken, assen, lasen und diskutierten. Die Zeitungen hatten an diesem Morgen das lange erwartete Resultat einer Untersuchung gegen Bill Clinton, damals Präsident der USA, vermeldet. Es war der 8. September 1998.

Vier Jahre zuvor hatte der Kongress eine Untersuchung gegen den Präsidenten angestrengt. Wegen sexueller Belästigung, möglichen Meineids und anderem. Kenneth Starr, Leiter der Inquisition, fokussierte seine Recherche auf den Sex, den Clinton mit Monica Lewinsky gehabt hatte. Die 21-jährige Praktikantin bestätigte die Affäre, die der Präsident abgestritten hatte; er hatte also unter Eid gelogen.

Die Mehrheit der Amerikanerinnen und Amerikaner reagierte empört auf seine Demütigung. Die meisten mochten ihn. Auch hatte er für sie einiges geleistet: Aufschwung, Jobs, ein ausgeglichenes Budget. Bevor sich die Bürger empörten, lasen sie natürlich jedes Detail seiner Affäre nach.

Einer ihrer Landsleute geriet darob derart ausser sich, dass er einen 400-seitigen Roman schrieb – unter anderem über das, was wir politische Korrektheit nennen. «The Human Stain» heisst der Roman von Philip Roth, der im Jahr 2000 erschien, dem letzten Amtsjahr von Bill Clinton. Und der seine Ambivalenz schon im Titel trägt. Denn *stain* heisst Makel und zugleich Fleck, eine Anspielung auf das Sperma, das die Ermittler auf dem blauen Kleid von Miss Lewinsky gefunden hatten.

Zu Beginn des Romans lässt Roth einen langen, sich von der Fassunglosigkeit zur Wut steigernden und dann im Sarkasmus vereisenden Satz los: «In Amerika war es der Sommer eines gewaltigen Frömmigkeitsanfalls, eines Reinheitsanfalls, denn der internationale Terrorismus, der den Kommunismus als grösste Bedrohung der nationalen Sicherheit ersetzt hatte, wurde seinerseits durch Schwanzlutschen ersetzt, und ein viriler, jugendlicher Präsident in mittleren Jah-

Roths literarisches Ich gerät in eine Mechanik der Bezichtigungen und Denunziationen.

ren und eine verknallte, draufgängerische einundzwanzigjährige Angestellte führten sich im Oval Office auf wie zwei Teenager auf einem Parkplatz und belebten so die älteste gemeinsame Leidenschaft der Amerikaner wieder, die historisch betrachtet vielleicht auch ihre trügerischste und subversivste Lust ist: die Ekstase der Scheinheiligkeit.»

Vor diesem voyeuristischen Hintergrund erzählt Nathan Zuckerman, Roths literarisches Ich, die Geschichte von Coleman Silk, einem Professor für Altphilologie an der fiktiven Universität Athena. Silk, in einfachen Verhältnissen aufgewachsen, hat es mit Ausdauer und intellektueller Brillanz zum Rektor gebracht;

hat alte Männer entlassen und junge, begabte Dozentinnen und Dozenten angestellt und ist bei seinen Studenten beliebt, weil er mit Leidenschaft und Humor unterrichtet.

Aber dann verwendet er absichtslos ein Wort, das zu seiner Beschuldigung, Blossstellung und Deklassierung führen wird. Und ihn zu einem Unberührbaren der akademischen Welt werden lässt. Das Wort entfährt ihm als Missverständnis. «Kennt irgendwer diese Leute?», fragt er die Klasse, als zwei Plätze im Vorlesungssaal nach fünf Wochen immer noch leer bleiben. «Do they exist or are they spooks?»

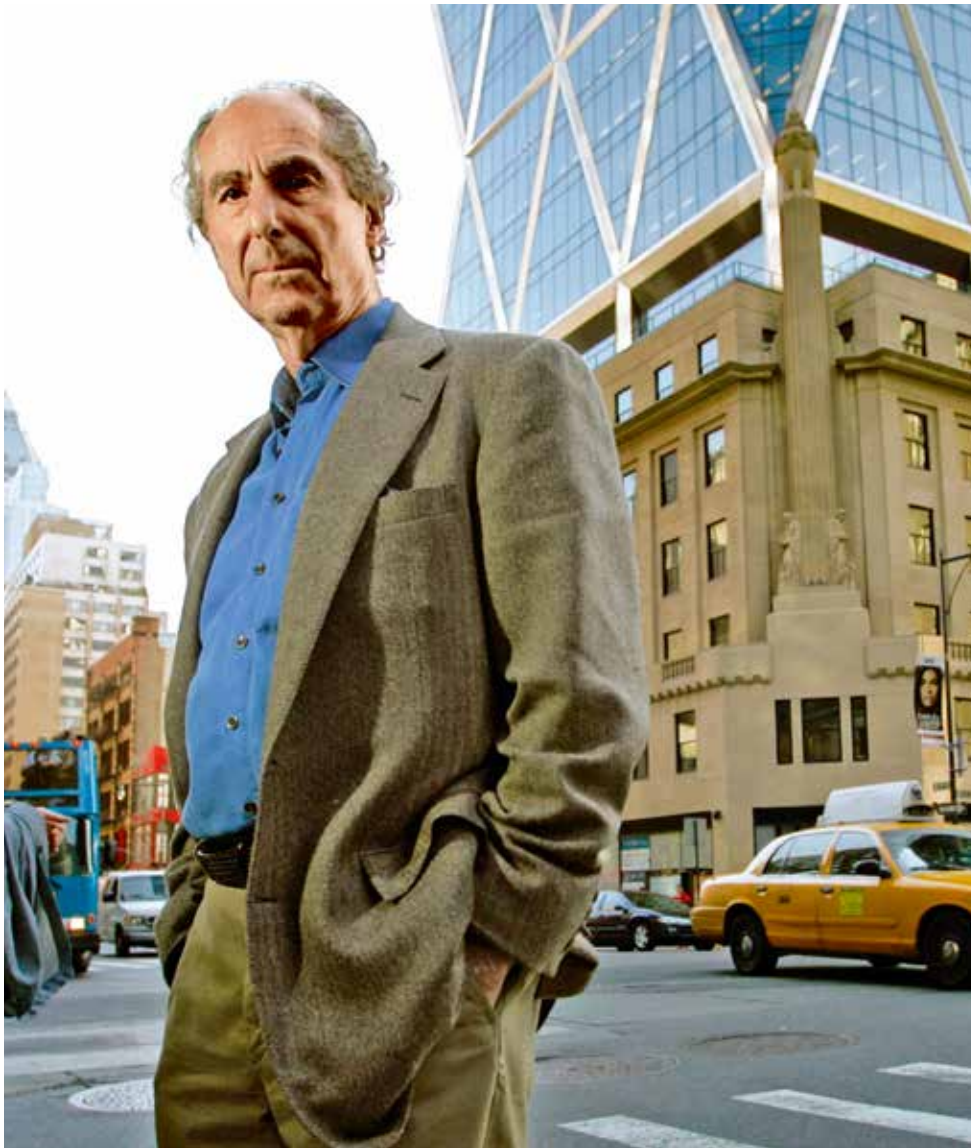
Fixierung, Verachtung, Selbsthass

Was Silk nicht weiss: Die beiden Abwesenden sind schwarz. Was er weiss, aber nicht meint: Das Wort *spook* bedeutet nicht nur «Gespenst», sondern wird auch als abfälliger Ausdruck für Schwarze verwendet. Der afroamerikanische Schriftsteller Ralph Ellison hat dieses Gespensterdasein von Schwarzen im weissen Amerika in seinem Roman «Invisible Man» (1952) beschrieben. Der Kontext von Coleman Silks Frage macht klar, welche Bedeutung des Begriffs er meint. Aber es ist zu spät. Die beiden Studenten werfen ihrem Professor Rassismus vor. Er gerät in eine Mechanik der Bezichtigungen, Denunziationen und Diffamierungen. Nach zwei Jahren resigniert er und kündigt.

Dabei trägt er ein Geheimnis durchs Leben, das den Rassismus-Vorwurf noch absurder macht: Coleman Silk wurde selber in eine schwarze Familie hineingeboren. Da er eine so helle Haut hat, trägt er sich bei der US Navy als *Caucasian* ein und gibt sich von da an als weisser Jude aus, tauscht also den Rassismus gegen ihn mit dem Antisemitismus. Mit seiner Familie bricht er. Und versucht ein Leben lang, seine Lüge geheim zu halten.

Zwei Jahre nachdem Coleman die Universität verlassen hat, beginnt der über Siebzigjährige eine Affäre mit einer 34-jährigen Gelegenheitsarbeiterin. Faunia Farley ist eine Analphabetin, die von ihrem Stiefvater und später von ihrem Mann, einem traumatisierten Vietnamveteranen, systematisch geschlagen,





Abfolge reflexartiger Vorwürfe: Autor Roth.

vergewaltigt und zur Prostitution gezwungen wurde; ihre beiden Kinder sind bei einem Wohnungsbrand erstickt.

Typisch, liesse sich deuten: Der Opfer gewordene Mann revanchiert sich für die ihm zugefügten Demütigungen, indem er eine geschundene, viel jüngere Frau zur Geliebten nimmt. Womit wir beim Vorwurf angelangt sind, der Philip Roth sein ganzes Leben und Werk über verfolgt hat: dass er Frauen sexuell gebraucht, schlecht behandelt und systematisch betrogen habe. Und ihnen in seiner hyperneurotischen Kombination aus Fixierung, Verachtung und Selbsthass ein mieser Liebhaber, Freund und Mann gewesen sei.

Worauf er sich gerächt habe, in dem er seine Wahrnehmung von ihnen in die jeweils nachfolgenden Romane einbaute. So erlebte ihn auch seine ehemalige Frau Claire Bloom, die britische Schauspielerin. Sie demontierte ihren Ex in ihrem Schlüsselroman «Leaving a Doll's House» (1996) als «Psychopathen, tablettenabhängig, voller Hass auf Frauen, paranoid, einen Sadisten und krankhaft geizig».

Der Angeklagte hatte es ihr im ersten Roman nach der Scheidung vorausbezahlt. Darin lässt er Bloom als ausgesprochen unsympathische Figur auftreten. Philip Roth, der zu den grössten Literaten Amerikas gezählt wird, brillierte als Schriftsteller, Intellektueller, Humorist und bei Bedarf auch als Charmeur. Gelassenheit war nicht seine Stärke. Immerhin verfügte er über ironische Distanz. Als sich der Biograf Blake Bailey bei ihm empfahl, gab ihm Roth sein Archiv frei und liess sich auf lange Gespräche mit ihm ein. Eingemischt hat er sich in die Recherche nie. «Make me interesting», blieb seine einzige Regieanweisung.

Gefühl der Scham

Philip Roth starb im Mai 2018 mit 85 Jahren; in diesem Frühling erschien Baileys lange erwartete Biografie. Die Rezensionen klangen zu Recht begeistert. Dann aber stoppte der Verlag die Auslieferung. Der Biograf war von mehreren Frauen der sexuellen Anmache bis hin zur Vergewaltigung beschuldigt worden. Er wurde von seinem Verlag fallengelassen, ohne dass

es je zu einem Gerichtsverfahren gekommen war: schuldig auf Verdacht. Das wäre Roth bekannt vorgekommen, und er hätte die Ironie genossen.

Die Beschuldigungskultur von 1998, die Roth beschreibt, droht zu einer Paranoia der Denunziationen zu verkommen, einer Abfolge reflexartiger Vorwürfe wegen Sexismus, Rassismus und weisser Herrschaft. Als eine amerikanische Lehrerin über Rassismus sprach und in diesem

Die Beschuldigungskultur, die Roth beschreibt, droht zu einer Paranoia zu verkommen.

Zusammenhang das Wort *nigger* verwendete, wurde sie entlassen. Studenten, die ihre Seminararbeiten ohne Gendersternchen schreiben, riskieren eine schlechtere Bewertung. Gegen Autorinnen wie Margaret Atwood oder J. K. Rowling werden Feuer der Empörung angefacht, weil sie nicht auf feministischer Linie sind.

Philip Roth, der seine Rolle im Roman «Mein Leben als Mann» ironisierte, hat mehrere solche Attacken erlebt. Als Zeitzeuge und Zielscheibe. Wer daraus aus linker Haltung heraus ableitet, der Autor habe alle Frauen schlechtgemacht und sich gleichzeitig als Mann verherrlicht, sollte seine Romane lesen. Gerade «The Human Stain». Und wer glaubt, Roth liesse sich als Kämpfer gegen linke Verlogenheit vereinnahmen und sei der rechten Masslosigkeit gegenüber blind gewesen, sollte ebenfalls «The Human Stain» lesen.

Zurück nach New Orleans, an jenem Septembermorgen 1998, als die Resultate des Starr-Reports öffentlich wurden. Die amerikanischen Gäste im Café reagierten mit nervösem Lachen. Und dann, wie sich aus den über alle Tische geführten Gesprächen heraushören liess, mit einem Gefühl der Scham. Als würden sie selber vor der Welt blossgestellt und nicht nur ihr Präsident. Einige fragten sich auch, wie viele Kongressleute, die Clinton verurteilten, moralisch besser dastünden als er.

Während das Repräsentantenhaus den Präsidenten in der Folge für schuldig erklärte und ein Amtsenthebungsverfahren verlangte, sprach ihn der Senat frei und verhinderte damit, dass eine Sexaffäre zu einer Staatsaffäre anschwell. In beiden Kammern stimmten sowohl Demokraten wie Republikaner für oder gegen das Impeachment, heute ein undenkbarer Vorgang. In der Folge explodierten die Zustimmungsraten der Bevölkerung für Bill Clinton; sie erreichten zuletzt 64 Prozent, Rekord für einen abtretenden Präsidenten.

Seine Leistungsbilanz wird heute durchzogen beurteilt. Dass aber das Sexualleben eines Präsidenten in die Öffentlichkeit gezerrt wurde und beinahe ein Impeachment auslöste: Das kommt einem, nach vier Jahren Donald Trump, etwas gespenstisch vor. Spooky.

Agatha Christie der Gegenwart

Anton Beck

Katrine Engberg: *Das Nest*.
Diogenes. 416 S., Fr. 29.90

Kriminalromane aus dem hohen Norden sind wie Kaffee – egal, wie viel davon man bereits hatte, einer mehr geht immer noch. Diesem Konzept folgt auch Katrine Engberg. Die Dänin, die vor dem Schreiben in ihrem Heimatland vom Fernsehen und Theater her als Tänzerin, Choreografin und Regisseurin bekannt war, bringt mit «Das Nest» den mittlerweile vierten Kriminalroman über das Ermittlerduo Anette Werner und Jeppe Kørner in die Buchhandlungen und bietet einmal mehr, was ihre Fans erwarten und ihr Erfolgsrezept ausmacht: einige hundert Seiten solide Kopenhagen-Spannung entlang unmenschlicher Verbrechen.

Nähe und Distanz

In «Das Nest» verschwindet der fünfzehnjährige Oscar Dreyer-Hoff, und es beginnt eine Suche mit der üblichen Polizeiarbeit. Da gibt es verdächtige Eltern mit finanziellen Geheimnissen und schulinterne Mobbing-Konflikte. Dabei erfährt der Leser in mundgerechten Happen das eine oder andere über das Privatleben der Kommissare – etwa wie Kørner sich als Stiefvater versucht und mit dieser Rolle zwischen Nähe und Distanz hadert.

Anette Werner, die in früheren Teilen der Reihe ihre grossen Auftritte hatte, bleibt im vierten Band der Kopenhagen-Reihe relativ unbeeindruckt von den Geschehnissen (etwa als der Dänischlehrer von Oscar tot aufgefunden wird) und auch etwas im Hintergrund. Ausser dass sie gefühlt alle zwanzig Seiten gegen die unterdrückte Lust auf eine Zigarette kämpft, treibt sie etwas mechanisch die Handlung voran und beschleunigt die Auflösung des Falls.

Das klingt banal. Warum aber sind Engbergs Krimis dann doch so populär und auch lesenswert? Tatsächlich hat das mit einem Literaturtrend zu tun, der gerade als «Midcult» zu einem neuen Modewort verkommt. «Triviales wird als bedeutungsvoll verpackt, und Leser werden mit Leid und Schmerz gekidnappt», beschreibt es *Die Welt* und ordnet dem «Stil leichter Lesbarkeit» Autoren wie Frank Schätzing, Haruki Murakami oder Bernhard Schlink zu. Der «Midcult» ist also eine Art Prototyp der Belletristik, Romane durchschnittlicher Länge, die handlungs- und dramareiche Geschehnisse erzählen.

Engbergs Romane sind ebenfalls Prototypen nordischer Krimis. Ihre Bücher sind gewisser-



Szenen wie aus einem «Tatort»: Autorin Engberg.

massen der «Midcult» der Spannungsliteratur. Das ist überhaupt nicht negativ gemeint, sondern kann sehr unterhaltsam sein. Als Leser muss man sich nicht geistig verbiegen und Wege gehen, die anstrengend sind, man wird aber auch nicht für blöd verkauft.

So erzählt Engberg im typischen Krimi-Präteritum, überrascht aber mit regelmässigen Spuren intensiver Spannungsgegenwart und schildert bildreich Szenen wie aus einem «Tatort»: «Der Junge befindet sich in einem klaustrophobisch kleinen Raum. Die Decke ist niedrig, der Platz beengt. Es ist schwer, sich in der Dunkelheit zu orientieren.» Auch ein gewisser literarischer Anspruch ist da: etwa,

wenn durch Ermittlungshinweise auf Oscar Wildes «Bildnis des Dorian Gray» verwiesen wird.

Klischee-Kulisse Kopenhagen

Ein weiterer Prototypen-Faktor ist der Ort, den Engberg wählt: Kopenhagen, das Zentrum aller ihrer Krimis, ist keine x-beliebige Kleinstadt, wie sie in vielen Regionalkrimis auftaucht, sondern eine nordische Hauptstadt, die mit dem trüben Wetter, dem stets nahegelegenen Wasser und den murrigen Gestalten eine perfekte Kulisse für das Klischee eines Nordic-noir-Buchs bildet. Hinzu kommen die Schwerpunkte, die bei jedem Fall

von Kørner und Werner variieren. «Krokodilwächter», der erste Band der Serie, etwa ist ein Ausflug ins Studentenmilieu. In «Blutmond», dem zweiten Band, spielt sich das Mord- und Ermittlungsgeschehen in der Modewelt rund um die «Copenhagen Fashion Week» ab, und

Als Leser muss man sich nicht geistig verbiegen und Wege gehen, die anstrengend sind.

der dritte Band, «Glasflügel», taucht in die Jugendszene ein.

Dieses Konzept erinnert an eine Meisterin der Kriminalgeschichten: Agatha Christie. Auch ihre Bücher, von «Mord im Orientexpress» bis hin zu «Tod auf dem Nil», bieten gekonnte Unterhaltung, zeigen verschiedenste Kulissen und ein ganzes Spektrum an gesellschaftlichen Themen, wagen sich aber nie ins Extraordinäre vor.

Gute Strand- oder Bettlektüre

Bücher wie «Das Nest» sind also so etwas wie ein Äquivalent zu einem gut produzierten Popsong – unterhaltsam, zugänglich und nicht schlechtzureden, aber eben auch keine monumentale, komplizierte Symphonie. Das muss es allerdings auch nicht immer sein. Wenn wir am Strand liegen, neben uns ein farbenfroher Cocktail und im Ohr Musik aus dem Kopfhörer – wer will dann wirklich die Anstrengung eingehen, Tolstoi zu verstehen? Die wenigsten.

Katrine Engberg und ihr Verlag wissen das ganz genau und machen es sich zunutze. Sie bieten im immer unübersichtlicher werdenden Büchermarkt das Versprechen an, eine gute Strand- oder Bettlektüre zu liefern und kein Experiment, das schrecklich enttäuschen könnte.



„Müller ist schon wieder urlaubsreif!“

Ein dahingezirptes «Murr»

Daniela Niederberger

Hape Kerkeling: Pfoten vom Tisch!
Meine Katzen, andere Katzen und ich.
Piper. 304 S., Fr. 34.90

Die Menschheit lässt sich gemäss dem italienischen Dichter Francesco Petrarca in zwei Gruppen einteilen: in Katzenliebhaber und vom Leben Benachteiligte. Hape Kerkeling gehört eindeutig zu den Ersteren, obwohl er, wie er im Vorwort zu seinem Buch über Katzen schreibt, nichts gegen Hunde habe. Sie seien ihm bloss zu fixiert auf den Halter, das erinnere ihn immer sehr an Stalking; ausserdem seien sie dauerunternehmungslustig, seine Devise hingegen laute: Ruhe im Karton.

Eine Katze, dieses edle Geschöpf, «kann eine verwandte Seele sein und das Leben enorm bereichern», schwärmt der deutsche Komiker und Autor und hofft, der Leser, die Leserin würden nach der Lektüre «Katzen genauso lieben wie ich, denn Sie wissen ja: Jeder Katzenhasser wird als graue Maus wiedergeboren.»

Natürlich bleibt es nicht bei Schwärmereien und Katzen-Wortspielen (dem dicken Kater empfiehlt er «Mausgleichsport» im Garten), auch wenn Kerkelings Freude an der Sprache zuweilen fast überschäumt. Er erzählt von seinen Katzen und von sich als Katzenpapa, was sie für ihn waren und wie sie ihn erzogen.

Als Erstes kam Peterle. Seine Oma und sein Opa suchten «irgendwas Weiches zum Kuschneln» für den achtjährigen Hanspeter, nachdem seine depressive Mutter sich das Leben genommen hatte. Opa Kerkeling wusste, dass «so ein Haustier einen festen Ankerplatz in einem zerbrechlichen Kinderherzen einnehmen» kann. Er schlug erst einen Hund vor, aber Klein Hanspeter winkte ab: «Bist du verrückt geworden? Dafür habe ich wirklich keine Nerven!» Er darf sich dann auf dem Hof von Tante Elfriede ein Kätzchen auslesen. Im Stroh neben Kuh Resi erblickt ihn ein schwarz-weiss-grau getigertes Katzenexemplar und «hüpft förmlich begeistert auf mich zu», schaut, als führte es etwas Freches im Schilde – und um Hanspeter ist es geschehen. Peterle soll der kleine Kater heissen.

«Der Kater kommt mir aber nicht ins Haus!», sagt die Oma. «So wie sie es sagt, scheint sie zu ahnen, dass dieser Vorsatz schon bald Makulatur sein könnte.» In Opas Werkstatt soll Peterle wohnen. Dort nun aber miaut Peterle aus ganzem Herzen und schaut Hanspeter flehentlich an. Dann beginnt er zu zittern, verkriecht sich unter der Werkbank und brüllt wie am Spiess. In seiner Not legt sich Hanspeter auf den Boden. «Irgendetwas sagt mir, ich solle gefälligst damit aufhören, den Kater so eindringlich anzustarren



Etwas Weiches zum Kuschneln:
Katzenfreund Kerkeling.

und derartig verzweifelt mit Nachdruck auf ihn einzureden. Das nervt nämlich [...] Das Tier fühlt sich dadurch anscheinend sogar von mir bedroht. Na gut. Dann gucke ich einfach mal unbeteiligt nach oben, an die Decke [...] Dabei trällere ich leise ein Liedchen.» Und siehe da! Peterle wird sichtlich ruhiger.

Und so kann Kerkeling dem Leser gleich eine der vielen «goldenen Katzenregeln» näherbringen: Starren Sie die Katze nie direkt und lange an.

Das «Miezen-Grüss-Gott»

Peterle lebt sich bestens ein und darf später, wenn auch nicht ins Schlafzimmer, so doch mit am Frühstückstisch sitzen. Wir lernen dann auch, wie man eine Katze dazu bringt, die Pfoten von der Leberwurst zu halten.

Mehr als zwanzig Jahre später möchte Kerkeling wieder Katzen, am besten gleich zwei. Wie er dann im tiefsten Ruhrpott bei der Messie-Familie Paslowski («Ja, dat is dat wahre Leben. Sehen Se warscheins au nich so oft, wat, Herr Kerkeling!») zu Samson und Spock kommt, wie sich der gemütliche Dicke und der nervlich rasch überforderte Dünne bei ihm einleben, warum ein Kratzbaum mit integriertem Höhlenschlafplatz «nicht nur dringend empfohlen, sondern unbedingt erforderlich ist, zur Schonung des Inventars und der Nerven», wie man mit den Stubentigern reden muss (Blinzeln Sie Ihre Katze langsam an!) und wie sie sich dann doch Zugang zum Bett verschaffen (das Nachtlager zu teilen, ist für Katzen «in Merkel-Manier alternativlos») – all dies beschreibt Kerkeling unterhaltsam und witzig.

Man ist im Nu durch und lernt dabei auch als langjährige Katzenhalterin enorm viel. Kannten Sie zum Beispiel das Katzen-Abc: das «Miezen-Grüss-Gott», ein erfreut dahingezirptes «Murr» oder das «Ich will jetzt essen»-Miau? Wissen Sie, wie Ihre Katze Ihnen sagt, dass sie Sie mag? Oder warum Katzen oft genau die Menschen mögen, die es ihrerseits überhaupt nicht mit Katzen können? Nach der Lektüre wissen Sie es.

Artifizielles Verwirrspiel

Pia Reinacher

Adolf Muschg: Aberleben.
C. H. Beck. 366 S., Fr. 36.90

Deutschland hatte Günter Grass, Frankreich Jean d'Ormesson, Italien Andrea Camilleri und Amerika Philip Roth. Sie alle waren Schriftsteller von über ihr Land hinausreichendem Rang, widerspenstige Vordenker, Instanzen der nationalen Befindlichkeit, unerschrockene Kritiker des Zeitgeistes. Es waren Figuren mit Doppelfunktion: einerseits Schriftsteller, die in ihren Romanen die politischen Verwerfungen ihrer Zeit thematisierten, andererseits Intellektuelle, die respektlos brisante politische Debatten öffentlich kommentierten. Ob man mit ihnen einverstanden war oder nicht, war einerlei: Medien, Politiker und Leser verehrten sie als Säulenheilige und befragten sie in Krisensituationen wie ein Orakel zum Zustand der Nation.

Versöhnung mit Blocher

In der Schweiz nimmt Adolf Muschg seit bald sechzig Jahren diese Position ein. Der 87-jährige Schriftsteller gehört bis heute zu den prominentesten Schweizern im deutschen Sprachraum. Hierzulande hat er Freunde und Feinde, da er sich nie vor Einmischung scheut und unerschrocken Position bezieht – vor ein paar Monaten etwa mit seiner Sicht auf die Cancel-Culture, in der er eine Form totalitärer Unfähigkeit sieht, mit den eigenen Widersprüchen umzugehen; stattdessen würden unliebsame Meinungen mittels Shitstorm niedergewalzt.

Diese Kritik trug ihm auf der Stelle einen Shitstorm ein. Muschg beklagte den fehlenden Willen, miteinander zu reden, auch aus unterschiedlichen Positionen heraus. In der Anonymität sozialer Medien werde nur noch die eigene Weltsicht zelebriert, um sich damit «Follower» zu verschaffen, die in Wahrheit keine echte Öffentlichkeit seien. Das Schöne an Muschgs Einwürfen ist: Er knickt auch nachträglich nicht ein, heute weniger denn je.

Schon 1997 schuf er sich Feinde, als er sich in den Fragen der Rolle der Schweiz und der Banken im Zweiten Weltkrieg, des Nazigolds und der Nichtanerkennung der historischen Schuld engagierte. Dass er sich selber mit seinen Gegnern auch nach wildem Schlagabtausch versöhnen kann, bewies er nach der heftigen Kontroverse, die er mit Christoph Blocher austrug, der seinerseits Muschg in Vorträgen und Anzeigen als «landesverräterischen Volksfeind» bezeichnete – was Muschg wiederum mit dem Buch «O mein Heimatland! 150 Versuche mit



Erstaunliches Alterswerk: Schriftsteller Muschg.

dem berühmten Schweizer Echo» (1998) konterte. Die beiden trafen sich Jahre später auf dem Podium des Schauspielhauses zum freundschaftlichen Gespräch.

Adolf Muschgs eben erschienener neuer Roman «Aberleben» nimmt die Fäden der eigenen Biografie, aber auch des eigenen Werks wieder auf und verknäuelte sie zu einem aberwitzigen Gespinnst. Der krebserkrankte Ich-Erzähler Peter Albisser setzt seine Therapie aus, verlässt seine jüngere Frau Henny, die er mit der Krankheit nicht belasten will, reist

Muschg ist zwar wie eh und je auf der Höhe seiner Zeit, aber er will zu viel und zu viel gleichzeitig.

nach Berlin und bezieht ein karges Studio in der Berliner Akademie der Künste, mit Blick auf die Bäume des Tiergartens. Muschg selbst war von 2003 bis 2005 deren Präsident und verliess sie vorzeitig, entnervt vom Dauerstreit über die anstehenden Strukturreformen. Sein Held A. soll jetzt die Institution mit der ehemaligen Präsidentin Judith gendernässig aktualisieren.

Der Erzähler von «Aberleben», meist A. genannt, macht von Anfang an klar, was sein Ziel ist: einer stillen Verzweiflung durch die Krankheit und die mässig erfolgreiche Sisyphusarbeit des Schreibens zu entfliehen, sein Leben und das seiner Helden umzuschreiben – und damit mit heiler Haut der Vergänglichkeit zu entkommen. So kündigt er an, den Gerichtsreporter Sutter, mit bürgerlichem Namen Emil Gygax, den er in «Sutters Glück» (2001) sterben liess, ins Leben zurückzuholen und dessen wie

auch seine eigene Biografie schreibend «nachzubessern». Damit will er mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen: nicht nur «Sutters Glück», sondern auch der frühere erfolgreiche Roman «Albissers Grund» (1974) sowie auch das eigene Leben sollen «optimiert» und in eine Art «erschriebene» Ewigkeit übergeführt werden.

Wer Adolf Muschgs Biografie kennt, findet – eingestrect in den Lauf der Geschichte – viele reale Splitter seiner existenziellen Lebenskrisen. Sein Vater, ein Volksschullehrer, starb früh und liess die viel jüngere, überforderte Mutter mit dem Kind zurück. Die Familie beschloss, Muschg in einer Schneiderlehre zu «versorgen» – was rückblickend eine Katastrophe gewesen wäre. Im Buch ist es der Nachbar und Oberrichter Sigg, der ihn rettet, im wahren Leben war es ebenso; der Vater hatte auf dem Totenbett dem auch an der ETH einflussreichen Mann das Versprechen abgenommen, für den Sohn zu sorgen, welches dieser auch hielt. Er ermöglichte Muschg den Besuch des Gymnasiums, und als dieser in der Evangelischen Mittelschule Schiers zu sehr litt, holte er ihn zurück, liess ihn die Schule in Zürich beenden und half ihm später bei seiner Karriere an der ETH. Im Roman sagt er zum Buben schlicht und ergreifend: «Du kommst jetzt zu uns.»

Suche nach dem roten Faden

Im artifiziellem Verwirrspiel mit dem Zitieren von Leben und Werk ist der hochgebildete Literaturwissenschaftler dieses Mal dem Schriftsteller in die Quere gekommen. Der Roman gerät bei aller Virtuosität tektonisch aus den Fugen. Kann der Leser in der

ersten Hälfte des 370 Seiten starken Buches noch einigermaßen all den Assoziationsketten, Einfällen, politischen Kommentaren, dem erzählerischen Mäandrieren, den Erinnerungssplittern, inneren Monologen und der in unterschiedlichem Schriftbild gesetzten, parallel erzählten «neuen» Sutter-Story noch folgen, gerät der Roman im zweiten Teil vollkommen aus den Fugen. Alles spiegelt sich in allem, die Vergangenheit ist mit der Gegenwart verquickt, die Erfindung mit dem wahren Leben. Der Leser verliert sich in der Achterbahn der Geschichte und lechzt nach einem banalen roten Faden, der ihn zu deren Ziel führen könnte.

Muschg ist zwar wie eh und je auf der Höhe seiner Zeit, aber er will zu viel und zu viel gleichzeitig: Viele aktuelle Debatten blitzen in «Aberleben» auf, die Genderfrage genauso wie die Bedrohung durch das Coronavirus (die Figuren müssen sich regelmässig die Hände desinfizieren), die durch Transmenschen neu gestellten Fragen der sexuellen Identität, die Klimakatastrophe, vor allem aber der Skandal des Verschwindens allen Lebens. Sagen wir es so: Adolf Muschg legt ein erstaunliches Alterswerk vor, aber er verlangt dem Leser viel Geduld und Ausdauer ab.

Vernunftbegabte an Erde

Björn Hayer

Steffen Mensching: In der Brandung des Traums. Gedichte. Wallstein. 104 S., Fr. 31.90

An alle Ausserirdischen: Solltet ihr je auf Bilder von unserer Erde treffen, solltet ihr je all unserer Errungenschaften gewahr werden, wie «Erntemaschinen, / Pfahlbauten in der Savanne, Taj Mahal und das Opernhaus / in Sidney», und solltet ihr gar «Sympathie für uns und unsere unterentwickelte / Zivilisation» empfinden, dann tut eines: Dreht um. Kommt nicht hierher. Denn «wenn ihr vernunftbegabt seid», dann sollte man unserer perfiden Vernunft gerade nicht trauen. Wir neigen zur Grausamkeit und zur Unterwerfung.

Wer einen Lyrikband mit einer derartigen Ansage beginnt, verfügt nicht nur über reichlich Ironie, sondern ebenso über ein kulturkritisches Sensorium. Szenen einer Gesellschaft – so liessen sich die neuen Gedichte von Steffen Mensching überschreiben. Denn in summa bilden viele Texte eine Chronik unserer sozialen und politischen Wirklichkeit ab. Manchmal gibt ein einziger Tag, wie der Titel des Gedichts «22. Dezember 2012» nahelegt, die globale Lage wieder. Aufzählungsartig erfahren wir darin von der Regierungskrise in Italien, dem Kälte-

einbruch in Sibirien und der Besorgnis der Uno über die Situation in Syrien, um am Ende zu vernehmen: «Die Maya in den ewigen Jagdgründen lachten sich scheckig / über ihren Witz, die Welt ging nicht unter.»

Und in der Tat dreht sich das Rad der Fortuna weiter, erfasst in Poemen, die oftmals an Tagebucheinträge und Anekdoten erinnern. *By the way* treffen wir auf eine «FSJlerin» mit der Ambition, «irgendwas / mit Kunst» machen zu wollen, oder auf Obdachlose beim Amüsement über die Staumeldungen im Radio. Dass sich in diesen Miniaturen auch Geschwätz findet und ihnen in ihrer Zusammenstellung ein

Zwischen mediokrer Kleinstprosa offenbart sich existenzielle und bildstarke Wortkunst.

thematischer oder kontextueller Überbau fehlt, lässt sich leider nicht bestreiten. Doch zwischen so manch mediokrer Kleinstprosa, die mal klüger, mal weniger klug in Versen arrangiert ist, offenbart sich ebenfalls existenzielle und bildstarke Wortkunst.

So zum Beispiel im Poem «Leibesvisitation»: «Früher warst du wunderbar / leicht, gingst neben mir / wie ein Schatten, jetzt / beobachte ich dich / wie einen Gebrauchtwagen / auf den man sich besser nicht blind verlässt [...] wir lebten / jahrelang wie zwei Fremde / im gleichen Haus [...] kurz vor dem Auszug, begreifen wir / wie wenig wir voneinander / wussten und wie viel / uns miteinander verband.» Die Rede ist vom alternden Körper, der – wie alles andere – der Vergänglichkeit unterliegt und das Textsubjekt zu einer innigen Auseinandersetzung mit der eigenen Verletzlichkeit motiviert.

Vorliebe für die Farbe Grau

Die Lyrik des 1958 in Berlin geborenen Mensching, der sich sowohl als Schriftsteller als auch als Intendant am Theater Rudolstadt einen Namen gemacht hat, entspringt mitten im Dasein. Sein Stil verspricht Alltagsnähe, wobei es seinen Texten nie an Hintersinnigkeit, allen voran in den Pointen, mangelt. Nachdem in seiner Allegorie «Die Geduld» als «sauer-töpfisch[e] [...] Piätistin» und ungeliebte «alte Jungfer» mit Vorliebe für die Farbe Grau daherkommt, entfaltet sie am Ende doch noch ihre verkannten Qualitäten: «Aber keiner liebt sie, wenn / die Helfer aufgeben, drei Tage / nach dem Erdbeben, sucht sie stumm und stoisch weiter / nach den Verschütteten.»

Es ist die Erkenntnis auf den zweiten Blick, die schlitzohrige Kehrtwende und Neuperspektivierung, welche Menschings Luzidität zum Ausdruck bringt. Zumindest nach der Lektüre des Bandes sollten es sich also die Aliens überlegen, unserem Planeten vielleicht eine weitere Chance zu geben.



Die Bibel Rücksicht

Und Jesus sprach: Ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr eingeworfen als alle anderen. Denn die haben alle aus ihrem Überfluss etwas zu den Gaben gelegt, sie aber hat aus ihrem Mangel alles, was sie zum Leben hatte, hergegeben (Lukas 21, 3–4). – Die Menschen sind ungleich und leben in verschiedensten wirtschaftlichen Verhältnissen.

Die kleine Spende bedeutete für die mittellose Witwe eine spürbare Entbehrung. Auch zwischen Gemeinwesen, Städten und Ländern bestehen solche Unterschiede. Schaltet man sie gleich, ergeben sich Verzerrungen und Diskriminierungen. Italien bestand vor seiner Vereinigung aus Königtümern, Herzogtümern und Republiken. Sie waren trotz gemeinsamer Sprache verschieden und hatten eigene Währungen wie Scudo, Piastra oder Fiorino. Mit der Vereinigung 1861 und der Einheitswährung Lira wurde der wirtschaftlich schwache Süden mit den starken Nordregionen gleichgeschaltet. Unterschiedliche Wirtschaftsräume brauchen jedoch Wechselkurse, die wie Ventile die Unterschiede ausgleichen. Der Lebensstandard in Sizilien, Kampanien und Kalabrien sank. Als Kompensation bot sich das organisierte Verbrechen an. Nicht zufällig erlebte die Mafia in den 1860er Jahren einen markanten Aufschwung.

Heute spielt sich der gleiche Mechanismus im europäischen Umfang ab. Die Einheitswährung Euro ist für die starken Wirtschaftsräume zu tief und für die schwachen zu hoch bewertet. Dutzende Millionen von Menschen in wirtschaftlich schwachen Regionen könnten in die Fänge von kriminellen Netzwerken schlittern. Diese sind bereits erstarrt. Ihre Gönner sitzen in der EZB-Zentrale in Frankfurt. Eine Gesundung wäre möglich durch massgeschneiderte Währungen. Eine geringere Wirtschaftskraft ist keine Schande, so wenig wie eine geringe Spende. Sofern die Liebe und die Rücksicht mitwirken.

Peter Ruch

Nichts für Feiglinge

Die in Bern lebende Patricia Kopatchinskaja ist mehr als eine Geigerin. Die Moldauerin begeistert mit lustvollen Grenzüberschreitungen, auch am Lucerne Festival.

Manuel Brug

Bisweilen wirkt sie verhuscht und verloren, wie sie sich so elfenhaft barfuss und in kunstvoll zerrissener Frackjacke auf dem Podium bewegt. Doch darin täuscht man sich bei der Geigerin Patricia Kopatchinskaja. Wie in so vielem. Sie hat immer noch einen mädchenhaften Blick, obwohl die 44-jährige Mutter einer Tochter schon einige Karrierestationen hinter sich hat, Reise- und Familienstress nicht geringer werden. Doch hinter der Sanftmut lauert ein Kobold, der gerne und mit Lust den Konzertbetrieb aufmischt. Seit Jahren höchst erfolgreich.

Patricia Kopatchinskaja wird gebucht, weil sie anders, weil sie störrisch ist und trotzdem die Leute begeistert. So wie kürzlich bei einem Freiluftkonzert an den Kunstfestspielen Herrenhausen im Hannoveraner Barockgarten. Da trippelte sie mit ihrem bewährten Partner, dem Schweizer Klarinettenisten Reto Bieri, zwischen diversen Notenständen über die Bühne, auch Wäscheständer waren dabei, und spielte, fiepte, sprach, sang, stampfte vor sich hin. Kleines, Skurriles, Erhellendes, Witziges, Nachdenkliches für Geige und Klarinette von diversen Komponisten, auch von einem gewissen «PatKop»... Intensive, feine siebzig Minuten lang. Einzigartig.

Fest des Schrägen, des Verrutschten

Dann verschwanden beide, und auf der leeren Bühne explodierte als Film Kurt Schwitters' «Ursonate»: «Fümms bö wö tää zää Uu,/pögiff,/kwii Ee». Ein Fest des Schrägen, des Verrutschten, von ihr selbst erdacht, mit Bieri und zwei anderen mit grosser Lust an der Verkleidung und am intelligenten Blödeln inszeniert. Zu sehen war sie damit auch am Lucerne Festival, unter dem Motto «Verrückt 1».

Doch verrückt ist die 1977 in Chisinau geborene moldauische Violinistin keineswegs, die 1989 mit ihren Eltern – die Mutter Geigerin, der Vater Zimbalspieler, beide hatten ein grosses Folklorensemble und waren Stars ihrer Zunft – nach Wien auswanderte und dort auch studierte. Nur eigenwillig ist sie, dickköpfig und sehr besonders. Meist sind von ihrer un-

umstösslichen Entscheidungskraft Komponisten, Noten, Interpretationsansätze betroffen. Aber auch den Konzertalltag durchbricht sie lustvoll.

«Der konventionelle klassische Konzertbetrieb zeigt Ermüdungserscheinungen», sagt Patricia Kopatchinskaja im Gespräch. «Es ist eine Frage des Überlebens, diesen Betrieb und damit auch sich selber immer neu zu erfinden. Denn ich habe mich nie als Geigerin gefühlt. Das ist eine Eingrenzung. Ich will meine

Selbst im prunkvollsten Konzertsaal wirkt sie wie ein Wildtier, das sich durch nichts einschüchtern lässt.

Möglichkeiten beständig erweitern, solange meine Neugierde auf unbekannte Welten so gross bleibt. Gewissheit und Komfort mag ich gar nicht. Man muss auch mal scheitern, auch als Hexe verbrannt werden, um überhaupt zu sehen, wo die Welt ist. Die Kunst ist nichts für Feiglinge und Langweiler.»

«Ich bin wie ein Koch, meine Menükarte wird immer grösser», sagt sie lachend. Deshalb wird sie auch so gern von Festivals, Konzerthäusern und Orchestern als «Artist in Residence» gebucht, in Luzern und Davos war sie es schon, auch beim Orchestre Philharmonique de Radio France – die nächste Spielzeit bei den Berliner Philharmonikern. Für das Brahms-Konzert

sollte man sich womöglich eine andere Geigerin suchen, aber für das Ausgefallene, Seltene, Unerwartete, dafür ist Patricia Kopatchinskaja längst erste Wahl.

Gerne auch zusammen mit dem ihr sehr ähnlichen griechisch-russischen Dirigentenguru Teodor Currentzis: «Teo ist mein Bruder, in ihm habe ich ein Familienmitglied mit einer ungebändigten Inspiration gefunden, egal, ob er dirigiert, dichtet, Noten oder Düfte komponiert. Unser beider Leben ist dauernd Kunst.»

Patricia Kopatchinskaja kommt aus einem der ärmsten Länder Europas. Doch die äusseren Lebensumstände haben sie nie davon abgehalten, ihren Weg zu suchen und zu finden. Sie erinnert sich noch gut an ihren ersten Wiener Eindruck: «Die Leute hatten einfach so schöne Zähne.» Wobei es vielleicht genau dieses erste, moldauische Leben gewesen ist, das sie zu der freigeistigen, spontanen, aber auch sehr nachdenklichen, dabei stets direkten und herzlichen Künstlerin geformt hat, die sie heute ist. Das mag erklären, dass sie selbst im prunkvollsten Konzertsaal gerne noch wie ein Wildtier wirkt, das sich durch nichts einschüchtern lässt.

Das Moldauische, die süsse Sehnsucht, die hochfliegende Fantasie, das Temperament, der Trotz und auch die plötzliche Melancholie, das ist in der DNA von Patricia Kopatchinskaja, und das versteckt sie auch nicht. Diese osteuropäische, gerne auch ein wenig kitschig anmutende Seele, sanft, aber auch laut, introvertiert, aber sehr exhibitionistisch, wenn es sein muss – das ist der Stempel, den sie ihrer Kunst so formvollendet und eigensinnig aufgedrückt hat.

Bei ihr ist nichts aufgesetzt, da schwingt selbst bei der gereiften Interpretin noch das Vogelfreie und Ungebundene mit, weite Felder, warmer Sommerwind, auch wenn sie längst gelernt hat, diese Aura im Goldrahmen ihrer immer prestigeträchtigeren Auftrittsorte zu domestizieren. Doch wenn ihr danach ist und wenn es die Musik verlangt, dann kann sie auch völlig loslassen, die Schleusen der Emotionen öffnen, sich mit- und fortreissen lassen:



„Haben Sie vielleicht einen Job im Personalabbauwesen?“



«Meine Menükarte wird immer grösser»: Violinistin Kopatchinskaja.

«Ich will wie ein Adler sein, der nach oben aufsteigt und dann zuschaut, was da kommt. Ich möchte mich von der Musik, auch wenn ich sie zu kennen glaube, jedes Mal begeistern, zu neuen Manövern verführen lassen. Man muss dafür offen und durchlässig sein. Meine Partner, Instrumentalkollegen wie Dirigenten, wissen, dass es bei mir zu Überraschungen kommen kann, dass selbst auf einer Tournee, wenn es gut läuft, kein Konzert wie das andere ist. Denn jedes Mal beginnt das Abenteuer Musik von vorn.»

Aus dem Berner Idyll in die ganze Welt

Bei ihrer Plattenfirma Alpha Classics hat Kopatchinskaja Carte blanche, denn selbst Exotisches von ihr verkauft sich gut. Von ihren inszenierten Konzerten war es für sie nur ein kleiner Schritt zu eigentlichen Verfilmungen. Der Lockdown hat solches beschleunigt: «Death and the Maiden» ist mit der Camerata Bern entstanden, «Phantasmagorien» kann im Youtube-Kanal der Hamburger Elbphilharmonie besichtigt werden, auch

der von ihr gesprochene «Pierrot lunaire» mit Mitgliedern des Orchestre Philharmonique de Radio France gehört dazu.

Wegen einer Sehnenscheidenentzündung vor sechs Jahren konnte sie kaum üben, und sie nutzte die Gelegenheit, aus der Rolle als Geigerin auszubrechen. Sie hat die Stimmrolle des «Pierrot lunaire» gelernt, das Kostüm dazu hängt an ihrer Arbeitszimmertür, dann oft auf-

Das Temperament, der Trotz und die plötzliche Melancholie, das ist in ihrer DNA.

geführt und kürzlich auf CD aufgenommen. Im Sommer gab es in Aix-en-Provence eine inszenierte Aufführung mit einer Seiltänzerin. Auch den Chef der Gepopo aus György Ligetis «Mysteries of the Macabre» hat sie inzwischen drauf: «Die Beschäftigung mit der Stimme hat mir auf der Geige neue Freiheiten eröffnet, zum Beispiel in Schönbergs Geigenkonzert», ist sie sich sicher.

Und noch etwas treibt Patricia Kopatchinskaja um: «Der Lockdown hat mich zuerst depressiv gemacht, dann habe ich mich aufgefangen und wieder begonnen zu komponieren, wie in meiner Studentenzzeit. Darauf will ich nicht mehr verzichten, und neben anderen modernen Komponisten wird mein Publikum wohl auch meine eigenen «PatKop»-Werke zu ertragen lernen müssen.» Und nach der Verfilmung der «Ursonate» soll es daraus nun im nächsten Jahr mit Reto Bieri und Herbert Fritsch in Basel einen Theaterabend geben.

Heute lebt Patricia Kopatchinskaja im beschaulichen Bern mit ihrem Mann, einem Neurologen, der sechzehnjährigen Tochter Alice und dem Hund, der manchmal neues Repertoire als erste kritische Instanz zu hören bekommt. Da ist Geborgenheit, «auch wenn Mama gerne Chaos fabriziert». Doch aus dem Schweizer Idyll und der Ruhe zieht es «die musikalische Nomadin» immer wieder hinaus in die Konzertsäle der Welt, es kitzelt sie, sich stets von neuem der Herausforderung Konzert, dem öffentlichen Auftritt, zu stellen.

Theater

Woke unter sich

Daniel Weber

Schauspielhaus Zürich:
Saisonvorschau 2021/22

Es gibt Schauspielhäuser, die informieren ihr Publikum über die neue Saison mit Vorschauen auf die kommenden Aufführungen. Und es gibt das Schauspielhaus Zürich. Beziehungsweise das Schauspielhaus Sürich, wie es sich nennt, wobei «Z» und «S» spiegelverkehrt geschrieben werden – so viel Originalität muss sein. Dieses Haus erzählt dem Publikum lieber von der Befindlichkeit seines Führungspersonals.

Von Benjamin von Blomberg, Co-Intendant, erfahren wir: «Also wenn ich jetzt alle 300 Mitarbeiter*innen betrachte, finde ich, dass es nicht so viel männliches bam, bam, bam Gepolter am Haus gibt. [. . .] Aber es ist nach wie vor ein irrer Weg für mich und ein gigantischer Weg für die gesamte Institution. [. . .] Wie gestalten wir das Schauspielhaus Zürich miteinander und für einander aufregend und zugleich achtsam?» Nicolas Stemann, Co-Intendant, hadert ein bisschen mit seiner Verantwortung: «Ich finde es nicht geil, Macht zu haben, auch nicht als Regisseur. [. . .] Aber auf institutioneller Ebene gibt es irre viel zu tun, das ist ja auch spannend!»

Die Hausregisseurin Suna Gürlar findet es als Direktionsmitglied schwierig, «mich einzusetzen für die Regisseurin in mir, weil das eine sehr verletzbare, fragile Position ist». Zumal es da am Theater diese typische «Schweizer toxische Männlichkeit» gibt. Und sie hat erkannt, «dass das Schauspielhaus eine traditionell weise Institution ist und dass man das nicht einfach wegreden kann». Derweil beschäftigt sich ihre Kollegin Yana Ross mit «porn studies», einem neuen akademischen Feld, das von den «queer and feminist studies» herkommt.

Die protokollierten Zoom-Unterhaltungen – die Hälfte davon auf Englisch, so viel Weltläufigkeit muss sein – beweisen: Mit der Wokeness klappt es schon ganz gut am Schauspielhaus. Freuen wir uns also in der kommenden Saison auf hellwach bearbeitete Klassiker. Stücke «nach» Shakespeare, «nach» Strindberg, «nach» Schiller stehen auf dem Programm – auf «Die Räuberinnen» sind wir besonders gespannt.

Die Saisonvorschau zeigt: Am Schauspielhaus Sürich sind windschlüpfrige Zeitgeist-Surfer unterwegs. Auf 200 Seiten wird Ego-Marketing betrieben, originell, wie man es von Schülerzeitungen her kennt («Diese Seite wurde absichtlich leer gelassen», steht auf einer leeren Seite), illustriert mit Ensemble-Fotos, die das Schlechteste aus den Abgebildeten herausholen. Offen bleibt die Frage: Warum gebärden sich die Verantwortlichen, als sei das Schauspielhaus eine Dépendance der Roten Fabrik?



Heikler Stoff: «Quo vadis, Aida?»

Film

Zwischen Mühlsteinen

Wolfram Knorr

Quo vadis, Aida? (2020)

Regie: Jasmila Zbanic. Mit Jasna Djuricic, Johan Heidenbergh, Raymond Thiry

«Es ist beängstigend, dass ein solcher Völkermord direkt vor europäischen Augen stattgefunden hat – nachdem wir millionenfach wiederholt haben: «Nie wieder.» Der Genozid, von dem die in Berlin lebende bosnische Regisseurin Jasmila Zbanic in einem Interview mit der deutschen Presseagentur sprach, ereignete sich 1995 in Srebrenica unter Führung von General Ratko Mladic mit serbischen Paramilitärs.

Tausende Männer und Frauen, die in und vor eine Uno-Sicherheitszone geflüchtet waren, wurden nach quälenden Verhandlungen von den Freischärlern und von Mladics Truppe aus der Zone geholt und in Bussen abtransportiert. Etwa 8500 Männer und Halbwüchsige unter den Deportierten wurden herausgegriffen und erschossen. Unfassbar an der brutalen Selektion: Mladic wurde verurteilt, während die Rolle der niederländischen Blauhelme, unter

deren Augen das Schreckliche geschah, bis heute nicht untersucht worden ist.

Für eine dramatische Verfilmung ist das ein heikler Stoff. Die renommierte Regisseurin Jasmila Zbanic beschäftigt sich seit «Grbavica» (2006), für den sie an den Berliner Filmfestspielen den «Goldenen Bären» erhielt, mit dem Bosnien-Konflikt. Hatte sie sich in «Grbavica» mit Vergewaltigung als Kriegswaffe auseinandergesetzt, so erzählte sie in «Na putu» (2010) von einem jungen Mann, der als radikaler Islamist aus dem Krieg zurückkehrt.

Vervollständigung der Bosnien-Trilogie

Zur Vervollständigung ihrer Bosnien-Trilogie stützte sich Zbanic auf die Recherchen des Autors Hasan Nuhanovic, der zahlreiche Zeugen der schrecklichen Ereignisse von 1995 interviewt hatte.

Um jeden Voyeurismus zu vermeiden, aber zugleich emotional erzählen zu können, bedient sich die Regisseurin in «Quo vadis, Aida?» eines Kunstgriffs: Sie erfindet die Figur einer Dolmetscherin, die buchstäblich zwischen Stuhl und Bank hockt, zwischen Kriegern und Friedenstruppen; hilflos verkörpert sie die bosnische Bevölkerung, zu der sie und ihre Familie gehören.

Aida selber ist durch ihre Funktion und Nähe zu den Kommandeuren Karremans (Johan



Heldenbergh) und Franken (Raymond Thiry) in Sicherheit. Aber sie ist in ständiger Sorge um ihre Familie, die sich unter den Geflüchteten befindet. Nur unter grösster Mühe und Umgehung von Vorschriften kann Aida sie in die Sicherheitszone lotsen. Je breitbeiniger Mladic und die Freischärler den Uno-Kommandeuren gegenüber auftreten und Bedingungen und Forderungen stellen, desto grösser werden Aidas Übersetzungsbemühungen. Jasna Djuricic, eine serbische Bühnengrösse, spielt Aida als



„Der Chef hat ihn gelobt...“

eine Mutter Courage, die sukzessive zwischen zwei mahelnden Mülhsteinen zerrieben wird. An ihrer Mimik bei den Übersetzungen von Mladics Forderungen und an jener der hilflos in Duldung erstarrten Niederländer wird der ganze Schlamassel sichtbar.

Verspottete Blauhelme

Es gibt im Film keine physischen Kriegs- oder Gewaltszenen. Die Brutalität spiegelt sich im Verhalten von Mladic und seinen Schergen, die mit höhnischem Selbstbewusstsein die Sicherheitszone betreten und die Uno-Sol-

Ein Politfilm, der frei von jeder Belehrung und Didaktik ist. Ein seltenes Kunststück.

daten in ihren pennälerhaften kurzen Hosen zur Seite drängen, verspotten, ihnen die blauen Helme vom Kopf nehmen und sich selber aufsetzen. Die Friedenstruppe erscheint als Verein von Kaspem, mit Kommandeuren, die wie erstarrt um Luftunterstützung bitten, die sie nicht erhalten.

Von der Führung im Stich gelassen, bleibt der niederländischen Truppe nichts anderes, als sich zu fügen, sich strikt an die geforderte Nichteinmischung zu halten; egal, ob das Menschenleben kostet. Mladic und seine Leute wissen das ganz genau und spielen genüsslich auf dieser Klaviatur.

Mit dem Zusammenbruch der Ordnung in der Sicherheitszone und der Verladung der Flüchtlinge in die Busse geht es Aida nur noch um ihre Familie. Sie will diese retten, in der Schutzzone, einer ehemaligen Batteriefabrik mit labyrinthischen Fluren und Gängen, verstecken – angesichts Tausender, die auch in die Schutzzone wollen und rücksichtslos deportiert werden. Die Kommandantur verweigert Aida ihre Hilfe, worauf diese versucht, alle Regeln zu unterlaufen. Vergeblich. Trotzdem lässt Jasmila Zbanic die Tragödien mit einem Hoffnungsschimmer enden.

Das Faszinierende an «Quo vadis, Aida?» ist die starke Emotionalisierung, die einer erstaunlich distanzierten Schilderung der Ereignisse gleichwohl nicht im Wege steht. Mladic und seine Spiessgesellen sind mit ihrem Auftreten, mit ihrem ethnischen Säuberungswahn die verblendeten Bösen, die Uno-Soldaten in ihrer lähmenden Ratlosigkeit sind die Vorgeführten. Dazwischen steht mit emotionaler Wucht Aida – Verkörperung ihres geschundenen Volkes.

Bewundernswert die gelungene Dramaturgie, die durch die Kamera der Österreicherin Christine A. Maier mit ihrer kraftvollen Hollywoodästhetik noch potenziert wird. Ein Politfilm, der frei von jeder Belehrung und Didaktik ist. Ein seltenes Kunststück.

Alben für die Ewigkeit



AC/DC: Powerage

Die meisten Rockfans kennen die Alben «Highway to Hell» und «Back in Black», weil da die grossen Radio- und Mitsing-Songs drauf sind. Der echte Meilenstein war aber «Powerage». Das ist reinstes, fadengerader Rock 'n' Roll ohne Faxen und wohl auch der Grund, warum es Keith Richards' Lieblingsalbum von AC/DC ist. Ein Grossteil der Magie – neben den kompromisslosen Riffs und dem unglaublichen Drive – kommt vom Sänger. Es ist Bon Scotts Sternstunde. Brillante Porträts von Hoffnung, Enttäuschung, leeren Taschen und vollen Herzen, Strassenpoesie vom Allerfeinsten. Scott hatte immer eine Schwäche für die gebrochenen, verletzten Figuren, Typen mit Löchern in den Schuhen und Löchern in den Zähnen. Trotzdem bricht in den Songs immer Hoffnung, etwas blauer Himmel durch.

Alles, was AC/DC ausmacht, hört man im Herzstück-Song des Albums: «Sin City». Grandioses, spannendes Intro, mitreissende Dynamik, mit dem famosen E-H-D-A-G-E-Gitarrenriff, während der Bass stur auf dem tiefen Grundton E bleibt und dadurch diese dunkle, geniale Spannung erzeugt. Dann die Auftaktworte: «Diamonds and dust. Poor man last, rich man first».

Volles Feuer dann bei «Riff Raff» und weiteren Perlen wie «Rock 'n' Roll Damnation», «Down Payment Blues», «What's Next to the Moon» und «Up to My Neck in You». Alles geprägt von dieser typischen «Fuck you, Schicksal»-Haltung: Wir trotzen allem, was da kommt.

AC/DC machten später geformtere und cleverere Alben, aber selten mehr würden sie mit so viel Herz, Dreck und Seele aufspielen. Die pure Essenz des Hardrocks wurde nie besser destilliert.

Chris von Rohr

Ausstellung Frühstück am Genfersee

Rolf Hürzeler

Audrey Hepburn in Switzerland:
Expo Fondation Bolle, Morges.
Bis 5. September

Gregory Peck kurvt als Reporter auf seiner Vespa durch Rom – mit Audrey Hepburn auf dem Rücksitz. So schrieb die britisch-niederländische Schauspielerin Audrey Hepburn 1953 im Spielfilm «Roman Holiday» von Billy Wilder Kinogeschichte. Natürlich führte Hepburn neben ihrer Hollywoodkarriere ein privates Leben. Eine kleine Ausstellung in Morges stellt dieses jetzt vor.

«Audrey Hepburn in Switzerland» heisst die Schau in der Fondation Bolle mitten im Städtchen. Die Schauspielerin lebte fast dreissig Jahre am Genfersee, in Tolochenaz, um genau zu sein, einem Dorf oberhalb von Morges. Kuratorin Charlotte Lukaszewski sagt dazu: «Sie verbrachte hier die glücklichste Zeit ihres Lebens und hatte ihren Frieden gefunden.» Nach Jahren beruflicher Hektik und persönlicher Aufregungen beschloss Hepburn 1966, auf dem Höhepunkt ihrer Laufbahn, sich in Tolochenaz niederzulassen.

Schickes Deux-Pièces

Offenkundig hat es ihr dort gefallen. Ein Foto zeigt sie in ihrem Garten bei der Rosenpflege. Die Schauspielerin war eine Kennerin der Blumen und berichtet in einem Video von ihren rosigen Erfahrungen in europäischen Gärten. So sitzt sie in der Roseraie du Val-de-Marne, wo sie gewissermassen sich selbst als Blumenexpertin spielt. Sie berichtet vom mehrfachen Bedeutungswandel der Rose, die nicht immer als blumiger Liebesbeweis gegolten hatte. So hatte sie in den englischen Kriegen zwischen den adligen Clans von Lancaster und York eine kriegerische Bedeutung, wie das Wort «Rosenkrieg» belegt.

Ein fotografisch illustrierter Lebenslauf dokumentiert Hepburns wichtigste Stationen: ihre unglückliche Kindheit, nachdem der Vater die Familie verlassen hatte. Ihre ersten Versuche als Tänzerin und schliesslich die Erfolge in Hollywood mit Filmen wie «Breakfast at Tiffany's». Audrey Hepburn war zweimal verheiratet, einmal mit dem Schauspieler Mel Ferrer, ein zweites Mal mit dem Psychiater Andrea Dotti. Beiden Verbindungen war kein Glück beschieden, sie endeten mit der Scheidung.

Die Ausstellung zeigt Audrey Hepburn in und um ihr Haus in Tolochenaz. Die Liegenschaft aus dem 18. Jahrhundert steht heute noch, ist aber in Privatbesitz und nur von



Reverenz mit Blumen: Hollywood-Idol Hepburn in ihrem Garten in Tolochenaz.

aussen zu besichtigen. Unweit daneben ist der Friedhof mit ihrem Grab, das angeblich japanische Touristen sehr gerne besuchen. Sie pflegen, der Bewundernden die Reverenz mit

Audrey Hepburn war äusserst beliebt und gehörte in Morges zum Lokalkolorit.

Blumen zu erweisen, die sie in den Gärten der Nachbarschaft pflücken.

Die Ausstellung zeigt auch ein schickes Deux-Pièces von Hepburn. Das von Hubert de Givenchy entworfene Kleid ist knallgelb, und man fragt sich, ob sie darin etwa für die ungewöhnliche Rolle einer Film-Zitrone probte.

Das tat sie natürlich nicht, Audrey Hepburn war keineswegs säuerlich, sondern äusserst beliebt und gehörte in Morges zum Lokalkolorit. Ihre Umgänglichkeit bestätigt die Unicef-Funktionärin Christa Roth in einem weiteren Video. Hepburn arbeitete in ihren letzten Jahren als Botschafterin für das Kinderhilfswerk, um Spenden zu sammeln. Sie bot Roth sogar an, eine Geburtstagsparty für sie zu organisieren. Die Schauspielerin telefonierte die Gästeliste persönlich ab, und man kann sich die verwirrten Reaktionen vorstellen, wenn sie sich mit «Audrey Hepburn am Apparat» meldete.

Die Schauspielerin war für viele heute ältere Menschen ein Filmidol. Wer ihr etwas näherkommen möchte, der findet in der Ausstellung von Morges einen schönen Weg zu ihr.

Games

Die Killerspiele-Debatte meldet sich zurück

Marc Bodmer

Anfang August schreckte ein Video auf der Website zomin.ch die Schweizer Gamer auf. Darin war die Rede von Vorstössen verschiedener Kantone, die ein Verbot von Gewaltvideospiele forderten und am 10. August im Ständerat hätten behandelt werden sollen.

Wer sich nun in die Zeit der Killerspiele-Debatte zurückkatapultiert fühlt, irrt nicht. Die erwähnten Standesinitiativen der Kantone Freiburg, Bern, St. Gallen, Tessin und Zug stammen aus den Jahren 2008 und 2009. Zwischenzeitlich hat sich einiges getan: So ist CVP-Politiker Norbert Hochreutener, der an allen Vorstössen beteiligt war, seit zehn Jahren nicht mehr im Amt. Und das Bundesgesetz über den Jugendschutz in den Bereichen Film und Videospiele ist auf bestem Weg, geboren zu werden. Es geht das Thema differenzierter an als der Rundumschlag mit der Moralkeule, mit dem sich Politiker damals zu profilieren versuchten. Dass die Geschäfte verschoben wurden, gibt Anlass zur Hoffnung, dass deren Relevanz gering ist.

Was bleibt, ist die Unsicherheit

Ein Blick zurück zum Ursprung der Killerspiele-Mär: Die Verbindung zwischen Gewalt inszenierenden Videospiele und Massenmorden geht auf das *Highschool-shooting* in Columbine, Colorado, zurück. Am 20. April 1999, dem 110. Geburtstag von Adolf Hitler, töteten die beiden bis an die Zähne bewaffneten Studenten Eric Harris und Dylan Klebold zwölf Mitschülerinnen und -schüler, einen Lehrer und anschliessend sich selbst. Eine geschockte Nation verlangte nach einer Erklärung, und die Medien lieferten sie: Harris und Klebold spielten exzessiv den Egoshooter «Doom» (1993). Die Logik: Der übermässige Konsum des Ballerspiels müsse dazu geführt haben, dass die beiden durchdrehten und wie im Computerspiel alles an ihrer Highschool abknallten.

Der Verstand neigt zum Kurzschluss, dass mediale Gewaltinszenierungen zu realen Gewalttaten animieren. Mit dem Aufkommen eines neuen Massenmediums geht jedes Mal die gleiche Leier los: Bücher, Filme, Comics und Rockmusik haben diese Phase der *moral panic* gekannt, in der das neue Medium für alle möglichen gesellschaftlichen Probleme verantwortlich gemacht wird. Doch was in unserem Kopf abgeht, ist weit komplexer, als viele es wahrhaben möchten: «Diese Panikzustände erklären sich zum grössten Teil durch generationelle Differenzen im Umgang mit einer neuen Technologie oder einem neuen Medium», schreiben die Psychologen Christopher Ferguson und Patrick Markey

in ihrem Buch «Moral Combat», das die Debatte um Gewalt in Games und in der Gesellschaft aufarbeitet. Sie zeigen auf, dass keine seriöse Studie einen signifikanten kausalen Zusammenhang zwischen Gewaltdarstellungen in Computerspielen und realer Gewalt nachweisen konnte. Vielfach geht die Entwicklung gar in eine gegenläufige Richtung. Frei nach dem Motto: Wenn zu Gewalt neigende Menschen gamen, machen sie nichts Dümmeres.

Aber: «Der Einfluss der Wissenschaft auf die Gesetzgebung ist praktisch gleich null», sagt Marcel Niggli, Strafrechtsprofessor an der Universität Freiburg. «Die Damen und Herren Parlamentarier tun zwar so, als hätten ihre Entscheidungen ein wissenschaftliches Fundament, aber das Problem der Wissenschaft ist, dass sie selten eine direkte Legitimation zu dem liefert, was man als Gesetzgeber machen möchte.» Tatsächlich geht es bei dieser Form der Gesetzgebung um etwas, das man einfach nicht haben will.

Wie das aussehen kann, zeigen Machenschaften bei der Harmonisierung des Strafgesetzbuches, «Besonderer Teil», die im Vergleich zur Behandlung der eingangs erwähnten Standesinitiativen schon weit fortgeschritten ist. Eigentlich geht es darum, das Strafmass der verschiedenen Tatbestände auszugleichen. Doch nun wird die Gelegenheit genutzt, auch inhaltliche Änderungen vorzunehmen wie zum Beispiel bei Artikel 135, «Gewaltdarstellungen». «Hier wurde stillschweigend der Konsum ergänzt», sagt Professor Niggli. «Das kann zur Folge haben, dass jemand, der ein Action-Game spielt oder jemandem dabei zuschaut, sich möglicherweise strafbar macht.»

Marcel Niggli nimmt an, dass die «Harmonisierung» aus dem Tatbestand zur Kinderpornografie, bei der der Konsum strafbar ist, «herübergeschwappt» ist. Doch während pädophile Inhalte einfach zu identifizieren sind, entziehen sich Gewaltdarstellungen der klaren Kategorisierung. So bleibt Unsicherheit – und das Risiko, dass man aufgrund seines virtuellen Freizeitvergnügens ins Gefängnis kommt.



Jazz

Subtil subversiv und metaphysisch

Steff Rohrbach

Andrew Cyrille Quartet: The News. ECM 2681

Zu jenen Alten, die sich laut Ludwig Hasler verhalten, als wären sie bloss noch Passivmitglieder der Gesellschaft, gehört der bald 82-jährige New Yorker Andrew Cyrille nicht. Aber wohl zu den glücklicheren, wenn, so der Philosoph, Glück bedeutet, sich nützlich zu machen und auch etwas für andere in Bewegung zu setzen. Seit über sechs Jahrzehnten ist der Drummer und Komponist genau damit zugange. Mit 75 in einem Interview gefragt, an welchen Aspekten seines Spiels er noch arbeite, antwortete er, an den drei grossen Teilen der Kreativität: Technik, Konzept und Kommunikation – am Gefühl, das man zu erreichen versuche, der metaphysischen Ebene der Musik.

Die Laufbahn des 1939 in der Bronx Geborenen ist aussergewöhnlich. Ab 1958 studierte er bei Philly Joe Jones, später an der Juilliard School und trat, kaum zwanzigjährig, mit Jazz-Granden wie Mary Lou Williams, Coleman Hawkins, Roland Hanna und Illinois Jacquet auf. Er hat die Tradition intus, auch wenn er bis Mitte der Siebziger elf Jahre mit Cecil Taylor, Inbegriff des Free Jazz, und insgesamt querbeet mit Grössen der Improvisation arbeitete und seine Fühler nach Afrika und Europa ausstreckte. 1988 erschien eine Duo-CD mit Irène Schweizer.

Bei der Aufnahme des neuen Albums mit seinem Quartett sprang 2019 an den Tasten kurzfristig der feine Kubaner David Virelles für Richard Teitelbaum (gestorben im April 2020) ein. Sowohl Cyrille als auch Ben Street, am Bass einer der Vielseitigsten, spielten schon in Virelles' Band Continuum.

Die Zusammenarbeit mit dem – nicht nur an seinem leicht Country-parfümierten Sound – unverkennbaren Gitarristen Bill Frisell war neu. Im Vierter, dessen Magie sich nach einem eher harmlos scheinenden Vorspiel fast unmerklich der Sinne bemächtigt, erreicht das teils miteinander verzahnte, von Impulsen und Freiraum von Bass und Drums mitprovozierte Spiel Frisells und des Pianisten seine Höhepunkte.

Im erwähnten Interview verriet Cyrille, je älter er werde, umso leichter falle es ihm, zu sagen, was er wann zu sagen habe. Genau so klingt sein aus den verschiedenen Provenienzen genährtes Spiel, das leichtfüssig den Puls gibt, in den acht von allen ausser Street beigeordneten Nummern die Akzente setzt und sich im subtil Subversiven der Improvisation und auch in den metaphysischen Momenten dieses Albums äussert.



Streifzug durch die jüngere Kunstgeschichte: Sammlung im zweiten Stock.

Kunstmuseum Basel

Meisterwerke der klassischen Moderne

Wegweisende Zeugnisse menschlicher Gestaltungskraft machen einen Besuch des Kunstmuseums Basel lohnenswert. Eine Auswahl aus der grossartigen Sammlung.

Rolf Hürzeler

Die Farbe Blau in allen Schattierungen: Der französische Impressionist Claude Monet hat die Felsformation Porte d'Aval in der Normandie in subtil abgestimmten Tönen stimmig umgesetzt. Das Gemälde vermittelt ein austariertes Zusammenspiel von Wasser, Himmel und Kreidefelsen, wie es nur ein Künstler mit hochentwickeltem Farbsinn zu erkennen vermag. Das Gemälde «Die Steilküste von Aval mit Felsentor und Felsnadel» aus dem Jahr 1884 ist im ersten Stock des Kunstmuseums Basel zu sehen.

Es hängt in den Räumlichkeiten mit Werken von der frühen Renaissance bis Ende des 19. Jahrhunderts. Die gesamte, 360 Jahre alte Sammlung des Kunstmuseums umfasst heute 300 000 Werke, deutlich mehr als die Stadt Einwohner zählt. Die umfangreichen Bestände aus acht Jahrhunderten beruhen auf einer zielgerichteten Sammeltätigkeit und auf zahlreichen Schenkungen, die das Haus in den letzten fünfzig Jahren zu einem Magnet der internationalen Kunstwelt werden liessen.

Das blaue Landschaftsbild von Monet gehört zu einem Ensemble von Gemälden des Impressionisten. Darunter findet sich auch das Spätwerk «Der Steg über den Seerosenteich» aus dem Jahr 1919, das Monet in seinem selbstgestalteten Garten seines Anwesens in Giverny an der Seine gemalt hatte. Der Künstler wagte im Gegensatz zum Bild der Normandie-Küste eine radikale Abstraktion. Die Intensität der Pflanzenwelt in ihren Grüntönen zieht den Blick an; die einzelnen Gewächse sind lediglich zu erahnen. Unverkennbar ist dagegen die kleine Brücke, die über den Gartenteich führt, den Monet nach japanischem Vorbild anlegen liess.

Vorahnung der Apokalypse

Wer vom Kunstmuseum spricht, denkt mancherorts an Picasso mit seinen Werken im zweiten Obergeschoss des Museums, in der Abteilung der klassischen Moderne. Im Jahr 1967 entschieden die Basler Stimmbürger nach einer emotionalen Abstimmungskampagne, zwei frühe Picasso-Bilder anzukaufen: «Die beiden Brüder» aus der

rosa Periode nach der Jahrhundertwende sowie der spätere «Sitzende Harlekin».

Picasso lud nach dem positiven Volksentscheid den damaligen Museumsdirektor in sein Atelier bei Nizza ein und schenkte dem Haus vier neue Werke. Dazu kam ein kubistisches Gemälde aus dem Bestand der Mäzenin Maja Sacher-Stehlin. Mit diesen und anderen Gemälden bietet der Bestand im Kunstmuseum heute einen wohldokumentierten Einblick in die wichtigen künstlerischen Phasen Picassos. Werke von seinen Wegbegleitern wie das Bild «Krug und Violine» des Kubisten Georges Braque runden die Reihe ab.

Einzelne Bilder in der Sammlung erzählen Episoden der europäischen Kunstgeschichte, beispielhaft ist das Bildnis «Tierschicksale» von Franz Marc aus dem Jahr 1913. Für die Kuratorin Eva Reifert ist dieses expressionistische Werk mit einem sterbenden Reh im Mittelpunkt «eine Vorahnung der drohenden Apokalypse, die der Weltkrieg brachte». Franz Marc verlor 1916 bei Verdun sein Leben, und der Kunstverein Wiesbaden wollte das grossformatige Bild ein

Jahr später in einer Ausstellung postum zeigen. Ein Brand im Keller der Speditionsfirma, bei der es lagerte, beschädigte indes die rechte Seite des Gemäldes. Marcs Künstlerfreund Paul Klee hat es später restauriert und versuchte dabei, den Intentionen des Verstorbenen möglichst nahe-zukommen, ohne das Original zu imitieren.

Paul Klee wiederum ist unter anderem mit seinem wunderbaren Porträt «Senecio (Baldgreis)» aus dem Jahr 1922 vertreten, das er in seiner Zeit als Lehrer im Bauhaus in Weimar malte. Er setzt das Gesicht aus einfachen Formen wie Kreisen oder Quadraten zusammen und lässt es in warmen Farben weich erscheinen. Die Augen, leicht schielend, verraten List, der Mund ist auf zwei winzige Quadrate reduziert, als verbiete er sich unbedachte Worte. Der kryptische Titel könnte eine selbstironische Anspielung auf das zunehmende Alter des Künstlers und dessen nachlassende Haarpracht sein.

Neben den Werken von Künstlern mit ganz grossen Namen sind in der Sammlung Preziosen zu entdecken, wie die kleine Hinterglasmalerei «Dame und Junge», ein Frühwerk der deutschen Expressionistin Gabriele Münter aus dem Jahr 1912. Das kleine Werk vermittelt einen sakralen Eindruck, aber das Kind trägt statt eines Heiligenscheins einen profanen Strohhut, der ihm Erhabenheit verleiht. Das Bild ist im bayerischen Murnau entstanden, in einer Zeit, als sich Münter und ihr Lebensgefährte Wassily Kandinsky einige Jahre intensiv mit der Hinterglasmalerei beschäftigten und diese auch sammelten.

Das Grün des Gartens

Der Rundgang durch die klassische Moderne auf dem zweiten Stockwerk bietet einen Streifzug durch die jüngere Kunstgeschichte. Dazu gehört ein längerer Halt vor der Gipsplastik «Die Nase» von Alberto Giacometti, die er in der Nachkriegszeit schuf, als er lange Jahre in der Pariser Rue Hippolyte-Maindron in Montparnasse lebte und arbeitete. Die groteske Skulptur erinnert auf den ersten Blick an eine verzerrte Karikatur, hat etwas Komisches, aber auch Bedrohliches. Die Nase mit dem Gesicht als Halterung sollte in ihrer Verformung an eine menschliche Waffe erinnern, ein Echo auf den aufkommenden Existenzialismus von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre.

So unterschiedlich die Werke der klassischen Moderne des Basler Kunstmuseums sein mögen: Sie illustrieren stets eine historische Entwicklung des letzten Jahrhunderts mit seinen menschlichen gestalterischen Höchstleistungen. Sie sind das Ergebnis einer Entwicklung, die vor allem in Frankreich ihren Anfang genommen hatte. Da begibt man sich gerne zurück zu den Farbfeuerwerken eines Monet im unteren Stockwerk und lässt die Grüntöne des Gartens von Giverny in aller Ruhe auf sich wirken.

Camille Pissarro

Unerschrocken für die Gerechtigkeit

Er sicherte sich die beste Aussicht, um den Trubel auf seiner Leinwand farblich umzusetzen. Der französische Künstler Camille Pissarro sass am 2. März 1897 in einem Pariser Hotelzimmer und beobachtete das Geschehen auf dem Boulevard Montmartre. Es war der letzte Tag vor der Fastenzeit, und die Menschen hatten Grund zur Ausgelassenheit. Einzelne Personen sind indes nicht erkennbar, die schiere Masse vermittelt den Eindruck von Allotria. Die Städteansichten entdeckte Pissarro indes erst in seinen letzten Jahren. Lange Zeit beschäftigte ihn vor allem das provinzielle Landleben, etwa die Bäuerinnen bei der Feldarbeit.

Dieses späte Bild des Malers ist demnächst in der Retrospektive «Das Atelier der Moderne» im Kunstmuseum Basel zu sehen. Sie dokumentiert mit 180 Werken das künstlerische Schaffen von Camille Pissarro (1830–1903). Die Schau zeigt ihn im Zusammenhang mit Weggefährten wie Paul Cézanne, Paul Gauguin oder Claude Monet.



Aussergewöhnlicher Impressionist: «Frau mit grünem Schal» von Camille Pissarro (1893).

Immer wieder verstehen es die Verantwortlichen des Basler Kunstmuseums, hochkarätige Kunst nach Basel zu bringen, wie die grosse Retrospektive kürzlich mit Werken von Sophie Taeuber-Arp belegt, die international grosse Resonanz gefunden hat.

Jetzt also Pissarro. Er war einer der wegweisenden Künstler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auch wenn er zeitlebens um öffentliche Anerkennung kämpfen musste. So kam er im damaligen Kunstmarkt dominierenden Pariser Salon nicht an. Er zeigte seine Bilder deshalb im Salon des Refusés, in der Ausstellung der Zurückgewiesenen. Pissarro lehnte im Gegensatz etwa zu einem Renoir jede Anbiederung an die ästhetischen Vorstellungen des Bürgertums ab. Der Künstler litt mit seiner kinderreichen Familie unter Geldnot.

Anarchistische Ideale

Schon seine Herkunft unterschied ihn von seinen Zeitgenossen. Er wuchs in einer jüdischen Familie auf einer Antilleninsel in der Karibik auf, die damals eine dänische Kolonie war und heute zu den Jungferninseln der USA gehört. Der Vater führte eine Eisenwarenhandlung, der Sohn sollte das Geschäft übernehmen. Nach familiären Querelen reiste er 1855 nach Paris, um sich ernsthaft der Malerei zu widmen.

Dieser Künstler war ein liebenswürdiger Zeitgenosse, der sich in dieser Ära des Aufbruchs Respekt verschaffte. Er war auch ein politisch denkender Mensch, den anarchistische und frühsozialistische Ideale packten. Allerdings widerstand er der Versuchung, seinen politischen Impetus in der Kunst propagandistisch umzusetzen. Auch dann nicht, als Emile Zola ein Jahr nach diesem Mardi Gras seine Anklageschrift «J'accuse...!» veröffentlichte, in der er sich für den Freispruch von Alfred Dreyfus einsetzte. Pissarro trat unerschrocken für die Gerechtigkeit ein. In der Kunst wie in der Politik war ihm jede Konzession zuwider.

Die Basler Retrospektive weckt das Verständnis für den aussergewöhnlichen Impressionisten. Es kommt ihr das Verdienst zu, das umfangreiche Œuvre Pissarros Kunstinteressierten näherzubringen.

Rolf Hürzeler

**THIS IS
BASEL**

Mit seiner hohen Dichte an Kunstmuseen ist Basel auch jenseits der Art Basel ein weltweit strahlendes Juwel. In Zusammenarbeit mit Basel Tourismus präsentiert die Weltwoche ausgewählte Glanzstücke des Kunst-Sommers.

Fondation Beyeler

Basler Champions League

Mark van Huissingling

437 000 Menschen schauten sich 2019 die Ausstellungen im schönen, von Renzo Piano entworfenen Haus beziehungsweise in dem dazugehörigen Berower Park mit schattenspendenden Bäumen, Teich und, last, but not least, feinem Restaurant an. Bald wird sich zeigen, ob das Kunsthaus Zürich mit seinem grossen Erweiterungsbau von David Chipperfield, der diesen Herbst für die Öffentlichkeit aufgeht, die Erwartungen der Direktion erfüllen und statt wie bisher 250 000 über 400 000 Besucher im Jahr anziehen wird.

Spielt es eine Rolle, ob ein Museum am meisten oder am zweitmeisten Besucher hat? Wahrscheinlich nicht. «Unser Ziel ist – ähnlich wie beim FC Basel – nicht in erster Linie die Maximierung der Zuschauerzahlen, sondern Meister zu werden und international an der Spitze mithalten zu können», sagte Sam Keller, der Direktor der Fondation Beyeler, in einem Interview für die *Weltwoche* vor einigen Jahren. Damals war Basel noch der führende Fussballklub der Schweiz.

Keine Angst vor Erfolg

Die Fondation Beyeler spielt noch immer ganz vorne mit. Sich an den Besten zu orientieren, sozusagen an der Champions League, dieser Anspruch sei für ihn eine Selbstverständlichkeit, sagte Keller. Nach seinem (nicht abgeschlossenen) Studium der Kunstgeschichte begann er in der Kommunikationsabteilung der Art Basel zu arbeiten, wo er rasch aufstieg und Chef wurde; der Galerist, Sammler und Art-Basel-Gründer Ernst Beyeler, mit dem er zusammenarbeitete, wurde sein Vorbild, sein Förderer und später auch ein Freund. «Zuerst kommt die Qualität, dann nochmals die Qualität und nochmals die Qualität», gab Keller den Mann Beyeler wieder, der ihn 2007 zum Ver-

Werke von Francisco de Goya werden in der Fondation diesen Herbst zu sehen sein.

antwortlichen seiner wichtigen Sammlung, die er in eine Stiftung («Fondation») eingebracht hatte, und seines Museums machte. Plus: Man dürfe keine Angst haben vor dem Erfolg, wenn man ein Museum führen möchte.

Angst vor Erfolg, so sieht's aus, hat der 55-Jährige keine. Vielmehr eine Nase dafür. Das bewies er schon bei der Art Basel, die unter seiner Führung zur wichtigsten Kunstmesse der Welt wurde – die Idee einer Schwestermesse,



Schwächere Schultern würden unter dieser Last einknicken: Museumsdirektor Keller.

im Dezember im sommerlich warmen Miami Beach abgehalten, war eine des damals 34 Jahre alten Keller (inzwischen wurde die Standortentwicklung weiter vorangetrieben, es gibt mittlerweile auch eine Art Basel Hongkong).

Was man Keller, der verheiratet ist und einen erwachsenen Sohn hat, auch nicht vorwerfen kann: dogmatisch oder stur zu sein. Stattdessen ist er beweglich, ohne deshalb Ziele nicht mit der nötigen Hartnäckigkeit zu verfolgen. Eine Wesensart, die Menschen, die viel erreichen, oft aufweisen. «Ich verehere Bosch, Tizian und Goya – auch wenn wir sie nie im Museum ausstellen», sagte er in einem anderen Gespräch mit der *Weltwoche*. Und Werke welches Künstlers werden in der Fondation Beyeler diesen Herbst zu sehen sein? Richtig, Werke von Goya, Francisco de Goya. Nämlich in einer der «bisher bedeutendsten Ausstellungen des letzten

Hofkünstlers und Wegbereiters der modernen Kunst ausserhalb Spaniens» (Website-Text; 10. Oktober 2021 bis 23. Januar 2022). «Ich will mir ein möglichst ungezwungenes Leben und meine Freiräume bewahren», sagte er.

Wer möchte das nicht? Bloss, manche Leute haben mehr Sachzwänge und weniger Spielraum als andere. Weil sehr viele Menschen etwas von ihnen wollen. Keller gehört dazu. Der «Mann mit 60 000 Freunden» (*Le Monde*) – die Zahl ist fünf Jahre alt, heute sind es vielleicht doppelt so viele – ist frei in einer Hinsicht: Er führt ein privates Museum, kein öffentliches mit Service-public-Auftrag. Sein Leistungsauftrag lautet, dieses so zu betreiben, dass die Inhalte dem breiten Publikum gefallen. Ohne dabei der schmalen Zielgruppe von Bewohnern der Kunstwelt – wichtigen Sammlern, Kuratoren, Museumsdirektoren sowie Künstlern – zu

missfallen, also sind auch deren Erwartungen und Anforderungen zu erfüllen. Schliesslich will er (wieder) mit ihnen zusammenarbeiten, um die nächste Blockbuster-Ausstellung – Shows auf der Höhe derer von Gauguin, dem

Sich an den Besten zu orientieren, dieser Anspruch ist für Sam Keller eine Selbstverständlichkeit.

jungen Picasso oder Edward Hopper wie in der Vergangenheit – auch in Zukunft auf die Beine stellen zu können. Obwohl die Beyeler-Sammlung umfassend ist, könnte er damit allein das Haus nie bespielen, die Massen, die für den wirtschaftlichen Betrieb nötig sind, nicht erreichen.

Auch Brad Pitt ist beeindruckt

In Zahlen ausgedrückt, präsentiert sich die Ausgangslage der Fondation Beyeler wie folgt: Der jährliche Umsatz beträgt rund 25 Millionen Franken, 18 Millionen erwirtschaftet das Museum durch Besuchererträge, Sponsoren und Spenden, 3 Millionen kommen von der öffentlichen Hand. Das verbleibende Defizit von 4 bis 5 Millionen Franken decken die Beyeler-Stiftung und die des Medizinalunternehmers Hansjörg Wyss. Anträge auf Subventionserhöhung lehnte der Kanton Basel-Stadt auch schon ab, beispielsweise weil das erweiterte Basler Kunstmuseum mehr Geld beanspruche.

Schwächere Schultern würden unter dieser Last einknicken. Sam Keller dagegen fürchtet sich nicht vor Erfolg. Weshalb er neben seinem gut wirtschaftenden Museum ein zweites bereitstellt. Ein Erweiterungsbau war seit längerem in Planung. Im Juni hat die Beyeler-Stiftung die Baubewilligung erhalten. Schon in diesen Tagen soll der Neubau im benachbarten Iselin-Weber-Park erfolgen, die Bauzeit wird auf zwei bis drei Jahre geschätzt. Die Gesamtkosten (einschliesslich Betrieb, Unterhalt und Programm für die ersten zehn Jahre) sind mit 120 Millionen Franken veranschlagt; die Mittel sind dank Schenkungen der Wyss Foundation, der Daros Collection der Familie Stephan Schmidheiny sowie weiteren privaten Unterstützern zusammen mit der Beyeler-Stiftung zu 90 Prozent gesichert. Wir reden, nebenbei erwähnt, nicht von einem Neubau, die Museumserweiterung besteht aus drei Gebäuden (ein neuer 1500-Quadratmeter-Ausstellungsbau, ein Pavillon für Veranstaltungen und ein Nebenhaus für Dienste).

Der Architekt? Peter Zumthor, der zurzeit etwa an einer Erweiterung des Museums für zeitgenössische Kunst in Los Angeles (Lacma) arbeitet. Brad Pitt hat den Entwurf des grossen Schweizers als «Meisterwerk aus Licht und Schatten» bezeichnet. Und Sam Keller hat wieder mal gezeigt, wie «sich an den Besten zu orientieren» geht.



Zärtliche Seite: Jean Tinguely, «Méta-Matic No. 10» (1959)

Museum Tinguely Anti-Kunst als Kunst

Anton Beck

Impasse Ronsin. Mord, Liebe und Kunst im Herzen von Paris: Museum Tinguely, Basel. Bis 29. August.

Das Museum Tinguely in Basel ist ein wuchtig wirkendes Gebäude (entworfen von Mario Botta), das ebensolche Maschinen beherbergt. Obwohl «Maschinen» womöglich nicht der richtige Begriff ist, denn dazu sind diese zu wenig zweckorientiert. Die Kolosse aus Holz und Metall und Stoff, die an Gerüste erinnern, nur mit allzu viel Abstrusem dazwischen (als wäre ein Karussell mitverschluckt worden), stehen einfach nur da, gross und schwer – und trotzdem spielerisch leicht. «Seine Maschinen-skulpturen aus Weggeworfenem und Unbrauchbarem funktionieren, produzieren aber nichts ausser Kunst», heisst es auf einer Plakette des Tinguely-Museums.

Klar, dass solche Konstrukte zu Lebzeiten Jean Tinguelys (1925–1991) nicht von allen Zeitgenossen wohlwollend aufgenommen wurden. Die «Schweizer Wochenschau» strahlte im November 1960 einen Beitrag mit dem Titel «Und das soll Kunst sein?» aus. Heute, nach Tinguelys Erfolgen mit den Maschinen namens «Méta-Matics», die ihn auch in Übersee Bekanntheit erlangen liessen, stellt das wohl kaum mehr einer in Frage. Interessanterweise fokussiert sich das Museum in Basel aber nicht nur auf die grossen Maschinen, sondern zeigt auch die zärtliche Seite des Schweizers, die kleinen Dinge, die er schuf, Maschinen wie die «Méta-Matic No. 10», ein schwarzes Gemenge aus Drähten und Kreisen, an dessen Ende ein Buntstift befestigt ist – so öffnet sich eine Tür für die interaktive Kunst.

Vielleicht hätte Tinguely das selbst nicht so gesehen. Im Museumsflur mit Blick auf den Rhein hängen auf grossen Plakaten Tinguely-Zitate wie: «Ich war immer anti-alles und sicherlich anti-Kunst oder méta-Kunst oder scheisse-Kunst.» Ob Kunst oder Anti-Kunst:

Gerade die verspielten Ausstellungsstücke machen das Tinguely-Museum zum Familienmagneten schlechthin – auch für Kinder faszinierend.

Versteckte Anekdoten und Geschichten

Ebenfalls im Haus gezeigt wird zurzeit die Ausstellung «Impasse Ronsin: Mord, Liebe und Kunst im Herzen von Paris». Die Impasse Ronsin, ein Teil des legendären Montparnasse-Viertels in der französischen Hauptstadt, beherbergte eine ganze Kolonie von Künstlerpersönlichkeiten – von den frühen 1880er Jahren bis hin zu den 1970ern. Ausgestellt werden 200 Werke von über fünfzig Künstlern. Da steht man etwa fasziniert vor «La vallée de Senlis» (1906), einer trüben Spätsommerlandschaft mit Äckern und Weizenfeldern, durch die zwei Kinder streifen. Das Gemälde von Marc-Aurèle de Foy Suzor-Côté versetzt einen zurück in eine längst verlorengegangene Vergangenheit, als abgelegene Dörfer noch wirklich abgelegen waren und ihre Bewohner kaum gross mit der Aussenwelt in Kontakt kamen. Nur wenige Schritte und Jahrzehnte weiter zeigt sich mit Joseph Lacasse' «Tachisme» (1935) ein völlig undefinierbares Zusammenwirken verschiedenster Rottöne – unterbrochen von gelben, giftgrünen und schwarzen Flecken – so postmodern strahlend, dass das Bild zeitgenössisch sein könnte.

Ein weiteres Highlight, das in «Impasse Ronsin» Gestalt annahm, sind die Skulpturen des Amerikaners Isamu Noguchi (alle 1928 entstanden). Die seltsamen Formen, die mal an eine verbogene Erdscheibe, mal an ein Messinstrument aus der Physik, mal an einen Türstopper erinnern, erstrahlen in einem solch intensiven Goldton, dass sie jederzeit in die Showrooms von Modemarken wie Chanel oder Louis Vuitton passen würden. Zwischen den Werken verstecken sich auch Anekdoten und Geschichten, etwa jene vom Doppelmord, der sich 1908 in der Impasse Ronsin abspielte, oder von der Welle amerikanischer Künstler, die es nach dem Zweiten Weltkrieg nach Paris zog. Auch Tinguely – das ist die Verbindung zur Ausstellung – ist in der «Impasse Ronsin» wiederzufinden. 1955 zog er mit seiner Frau Eva Aeppli ins Künstlerquartier und lebte ab 1960 – von da an mit Niki de Saint Phalle – auch eine Zeitlang dort. So bekommt der Anti-Künstler seinen gebührenden Platz zwischen all diesen Künstlern.

BaselCard

Als Bonus zu jeder Buchung in einem Basler Hotel gibt es gratis die BaselCard. Gäste erhalten sie beim Check-in geschenkt, man kann sie auch als App auf das Smartphone laden. Mit der BaselCard bekommen die Gäste 50 Prozent Ermässigung auf alle Museumseintritte.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Über Druck

Mark van Huisseling

Kürzlich erwiderte der stellvertretende Chefredaktor einer deutschen Zeitschrift mit hoher Auflage auf mein Textangebot: «Okay, aber schreib was Grosses, Tom-Wolfe-mässig» (bis Ende der Woche).

Mit anderen Worten: Er legte ein paar Kilos der Bürde, die auf ihm lastet, auf MvHs Schultern. Was tut man dann als jemand, der von Geschichten lebt, die gut genug sind, dass Leute sie lesen und Verleger dafür zahlen? Man liefert, was man verkauft hat (oder wenigstens das Beste, was man hat). Danach findet man die nächste Geschichte, den nächsten stellvertretenden Chefredaktor/Verleger, der diese will, und so weiter und so fort.

Ähnlich geht's jeder und jedem, die/der nicht wirtschaftlich unabhängig ist beziehungsweise einigermassen anspruchsvoll sich selbst gegenüber. Die allermeisten kommen klar damit, machen ihren Job, wie man sagt. Und eine kleine Minderheit, bestehend aus besonders Fleissigen, Talentierten, Starken et cetera, steigt auf. Diese Leistungsträger bringen es zu Ansehen und Reichtum, werden möglicherweise Branchenstars oder sogar Superstars – um dann unter dem Stress der Erwartung von (erheblich weniger erfolgreichen) Beobachtern, Fans oder von fordernden Chefs, Coaches, Geschäftspartnern zusammenzubrechen, wenn's um besonders viel geht.

Diesen Eindruck bekommt, wer die Olympischen Spiele in Tokio verfolgte: Naomi Osaka, eine Japanerin in Amerika, 23 und zweitbeste Tennisspielerin der Welt, verlor in der dritten Runde gegen eine Marketa Vondrousova (Welt-rangliste Nummer 42). Immerhin machte sie mit, dieses Frühjahr sagte die Multimillionärin

ihre French-Open-Teilnahme ab, zum Schutz ihrer mentalen Gesundheit («schwarze Hündin der Depression»). Oder Simone Biles, die 24-jährige Texanerin, 1,42 Meter klein, Gewinnerin von 25 Weltmeisterschaftsmedaillen plus sieben Medaillen bei Olympischen Spielen. Der besten Kunstturnerin der Geschichte war ein Sprung im Teamfinal missglückt (zudem eine Tante gestorben) – danach brach sie den Wettkampf ab, aus Rücksicht auf die psychische, aber auch physische Gesundheit.

Ist der auf jungen Rücken lastende Druck erheblich gestiegen? Vermutlich nicht. Was sich dagegen scharf verändert hat, ist die gesellschaftliche Wahrnehmung von Leistungserbringung beziehungsweise -nichterbringung. Früher machte es Athletinnen oder Stars mit aus, dass sie in einem bestimmten Augenblick ihr Bestes abrufen konnten. Heute erhält Applaus, wer just dann nicht *liferet*, sondern *laferet*, also von seinen Problemen erzählt. «Mit ihren Startverzichten hat Biles starke Signale der Selbstermächtigung ausgesandt», stand nicht in *Happinez*, einem «Mindstyle-Magazin», sondern in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Und: «Wahrscheinlich hat sie mehr für ihren Sport getan, als wenn sie geturnt hätte wie immer und vier, fünf Goldmedaillen gewonnen wie erwartet.»

Der Gegenentwurf dazu lässt sich im sehenswerten, bei Netflix erhältlichen Dokumentarfilm «Some Kind of Monster» von 2004 anschauen. Darin geben die Mitglieder von Metallica, der amerikanischen Metal-Band und einem der bestverdienenden *touring acts*

Die Mitglieder von Metallica geben Anschauungsunterricht, wie man eine mentale Krise überwindet.

der 1990er Jahre, Anschauungsunterricht, wie man eine mentale Krise, die den künstlerischen Prozess zum Erlahmen brachte, überwindet.

Sänger und Songschreiber sowie Grossmaul James Hetfield machte einen Alkohol- und Drogenentzug plus änderte sein Leben (er stand für Metallica anfangs bloss noch von 12.00 bis 16.00 Uhr zur Verfügung). Schlagzeuger und Besserwisser Lars Ulrich passte seine Sicht auf die Welt, die Band und Hetfields Bedeutung in dieser an. Und Kirk Hammett, Gitarrist sowie der «Ich bin o. k., du bist o. k.»-Guy der Gruppe, lernte, auch

mal über etwas/jemanden streng zu urteilen. Kurz, jeder riss sich zusammen – und performte. Vor den Kameras des Filmteams (das die Band bezahlte) und unter Zuhilfenahme eines Psychologen. Plus reichlich Druck des Managements / der Plattenfirma, die ein hochverkäufliches Album plus eine Rekord-Tour verlangten.

Ergebnis: «St. Anger», das 2004 erschien, belegte in über dreissig Ländern Platz eins der Album-Charts. Die Band nahm rund 43 Millionen Dollar ein, was Metallica in Amerika zum dritterfolgreichsten *act* des Jahres machte.



UNTEN DURCH

Schwester Conny

Linus Reichlin

Meine Schwester heisst Cornelia, weil mein Vater auf Conny Froboess stand, eine deutsche Schlagersängerin. Andere Väter standen auf Beethoven und Debussy, aber er kam kulturell zeitlebens nicht über «Pack die Badehose ein» hinaus. Natürlich nannte er meine Schwester nie Cornelia, sondern stets Conny. Ich nannte sie Arschgeige – ein Wort, in das ich in der Kindheit richtiggehend vernarrt war, weil es total zu Cornelia passte: Sie war ein Mensch, der mit dem Arsch Geige spielte.

Wenn man sich das konkret vorstellt, setzt ein solcher Mensch sich mit heruntergelassener Hose zwischen dem Geigensattel und der vierten Lage aufs Griffbrett, und danach streicht er hinter seinem Rücken mit dem Bogen über die Saiten, so dass die Tonfolge E–A–D–G entsteht. Das sind Töne, die in den Ohren genauso kratzen wie Cornelias Stimme kratzte, wenn sie mir eine von Mutters Schlafpillen vor die Füsse warf und schrie: «Damit wolltest du Putzi vergiften!» Putzi war ihr Goldhamster. Ich sagte

ganz ruhig zu Cornelia: «Setz dich mal lieber wieder mit deinem Arsch auf die Geige, Conny, anstatt deinen eigenen Bruder des Hamstermordes zu bezichtigen!»

Ich konnte mit zwölf schon gut mit Worten umgehen, aber noch besser mit dem Luftgewehr. Als Conny Putzi eines Tages im Garten frei herumlaufen liess, erlöste ich ihn durch einen Blattschuss von seiner Existenz als Streichelobjekt. Ich behauptete, ich hätte gedacht, er sei eine Ratte. Meiner Meinung nach war Putzi selber schuld: Warum wollte er partout die Schlafpillen nicht essen! In der Nacht darauf erwachte ich, weil Conny mir einen Caran-d'Ache-Farbstift in die Nase gebohrt hatte. Sie schrie durch ihre Zahnücke hindurch: «Oh entschuldige, ich dachte, du bist eine Ratte!» So sind Schwestern: rachsüchtig, grausam und rattenfeindlich! Im Krankenhaus operierte mir ein von meinen Schreien überforderter Assistenzarzt ohne Lokalanästhesie die Spitze des Farbstifts aus dem sogenannten Riechepithel heraus. Damals brach ich innerlich den Kontakt zu Cornelia ab. Seelisch lief gar nichts mehr zwischen uns, aber physisch waren wir noch sechs Jahre lang aneinandergekettet.

Die Eltern erlaubten uns nicht, getrennt auf unseren Zimmern zu essen und individuell Weihnachten zu feiern. Sehnsüchtig warteten wir beide auf den Tag, an dem wir uns selber Essen und Christbäume kaufen konnten. Cornelia übersprang im Gymnasium sogar eine Klasse, in der Hoffnung, dadurch früher ausziehen zu können, und ich schrieb einen Brief an die amerikanische Botschaft in Bern, in dem ich mich freiwillig für den Vietnamkrieg meldete. Ich hätte lieber mit dem Vietcong «Stille Nacht» gesungen als mit meiner Schwester, aber der Kontakt mit dem Vietcong war – wie mir die Botschaft schrieb – nur amerikanischen Staatsbürgern vergönnt.

Als mich vor zwei Jahren die Nachricht vom Tod meines Vaters erreichte, war mein erster Gedanke, Cornelia durch meinen Anwalt aufzufordern, an der Beerdigung nur per Skype teilzunehmen. Als mein Anwalt den Kopf schüttelte, bestellte ich beim Floristen einen Trauerkranz mit der Schleifenaufschrift «Meinem geliebten Vater von seinem einzigen Kind». Doch noch in derselben Nacht klingelte ich den Floristen aus dem Bett und bat ihn, auf die Schleife zu schreiben: «Conny, ich verzeihe dir die Sache mit dem Farbstift!!» Der Flo-

rist weigerte sich mit der Begründung, Trauerkränze seien keine Kommunikationskanäle. Da begriff ich, dass nicht einmal der Tod Cornelia und mich von unserer Verwandtschaft erlösen wird: Wir werden auf ewig ungewollt Bruder und Schwester sein. Und das ist doch irgendwie auch etwas schrecklich Schönes. Oder ganz schön Schreckliches.



FAST VERLIEBT

Zeitgemässe Frauen

Claudia Schumacher

Meine vielleicht bestaussehende Freundin ist wieder single. Sie hatte was mit einem Mann, der ihr sehr gefiel – aber er verliebte sich nicht in sie. Ich beobachte dieses Schauspiel seit einiger Zeit mit runterhängender Kinnlade vom Seitenrand aus. Meine Freundin ist sehr kultiviert und sehr geistreich. Es ist die helle Freude, sich mit ihr zu unterhalten. Sie hat den Stil, das wallende Haar und das klassische Gesicht eines Siebziger-Jahre-Filmstars. Darüber hinaus ist diese Augenweide zuvorkommend, unglaublich zuvorkommend, sie krümmt niemandem ein Haar. Die meisten Männer, die sie trifft, sind nicht halb so toll wie sie – und doch verlieben sie sich nicht. Wie kann das nur sein?

Ich habe mich stundenlang mit ihr darüber unterhalten, es blieb uns ein unlösbares Rätsel, eine grausame Absurdität des Schicksals – bis meine Freundin den Rat ihrer Mutter zitierte: «Du darfst keine Erwartungen an ihn stellen.» Sie hatte sich nämlich hilfeschend an ihre Mutter gewandt, als ihr letzter Typ, mit dem es nun aus ist, erste Zeichen von Desinteresse zeigte. Das Mantra der Mutter, einer gutgeföhnten Hausfrau alter Schule, lautet: Sei ein gutes Mädchen. Halte mit deinen Wünschen hinterm Berg, richte dich nach ihm. Spiel

nach seinen Regeln, lächle und tu einfach so, als würde dich sein Rückzug nicht verletzen.

Da wurde mir einiges klar. «Liebes», sagte ich also zu meiner Freundin, «wird sind im Jahr 2021 – das weisst du schon, oder?»

Und dann fiel mir ein, wie es für mich war, meine Freundin kennenzulernen. Es dauerte sage und schreibe ein ganzes Jahr, bis ich sehen konnte, was für ein Mensch sie ist. Nach dem ersten Treffen mit ihr sagte ich zu meinem Freund: «Ich weiss nicht. Sie sieht wahnsinnig gut aus und ist sehr nett, aber ich fürchte, sie könnte etwas langweilig sein.» Da ich neu war in der Stadt und kaum jemanden kannte, gab ich ihr die Zeit, rauszukommen aus ihrem Schneckenhaus – und wurde belohnt mit einer witzigen Freundin, die mich überrascht mit ihren Gedankengängen, und ja: auch mit ihrer liebenswerten Schrulligkeit, die sie unbedingt verbergen will. Aber kein Mann nimmt sich heute noch ein Jahr lang Zeit, sich zu verlieben.

Das Tragische ist, dass die Anstrengungen meiner Freundin, sich zu beherrschen, sich zurückzuhalten, ein gutes Mädchen zu sein, nichts weiter sind als vergeudete Liebesmühen. Ich habe Freundinnen, die weniger hübsch sind als sie, die sehr fordernd sind, geradezu zähnefletschend ehrgeizig, Frauen, die spätestens ab dem dritten Date Probleme machen – und die absolut keine Mühe haben, Männer an sich zu binden. Auch wenn unsere Mütter uns das noch predigen wollten: Eine «schwierige Frau» sein, das ist kein Nachteil in der Liebe. Es gibt nur einen Fehler, den man heute nicht machen darf, und zwar: versäumen, man selbst zu sein.



„Sie hätten ihn nicht dauernd mit dem Kamel-Shampoo waschen dürfen.“

«Mach's gut, mein Freund»

Selten habe ich eine Landschaft so gut kennengelernt wie in diesen Tagen.

Ich weiss nicht, ob es bessere und weniger gute Tage für Beerdigungen gibt. Ob den Trauernden ein Freitag für den Abschied angenehmer ist als etwa ein Montag. Wichtiger ist wahrscheinlich das Wetter, dass es nicht regnet, dass es Sonnenschein gibt und vor allem einen grossen, offenen Himmel, in dem Hoffnung schwingt und ein Licht einer Unvergänglichkeit.

Es war mir tagelang unmöglich, meinen Freund, den an Krebs gestorbenen Olivenbaum, zu beerdigen. Ich fuhr nur umher, einen kleinen Ast von ihm mit ein bisschen Seele von ihm drin auf dem Beifahrersitz, und suchte nach jenem Ort, an dem er seinen Tod verbringen würde. Die ganze Landschaft im Süden des Peloponnes schimmerte als Möglichkeit eines Friedhofes. Selten habe ich eine Landschaft so gut kennengelernt wie in diesen Tagen, ihre Schönheit, ihre Verletzlichkeit, ihre Schatten.

Letztes Gespräch

Erst allmählich wurde mir klar, was im Grunde offensichtlich war; dass die Suche nach einer letzten Ruhestätte für meinen Freund nicht nur ein letztes Gespräch mit ihm war, sondern die letzte gemeinsame Reise. Deshalb dauerte sie tagelang und blieb stets unvollendet. Da war immer noch eine Kurve, hinter der die perfekte letzte Ruhestätte liegen könnte, obwohl ich sie, das wurde mir danach klar, schon längst gefunden hatte, am ersten Tag.

Das Gefühl der Lächerlichkeit sah ich irgendwann nur noch im Rückspiegel. Dass ein erwachsener Mann, ein Familienvater, alleine durch die Gegend fährt, um ein bisschen was von einem Olivenbaum zu vergraben, verlor auch mit jeder Kurve mehr seine Absurdität. Ich erzählte meinem Freund auf unserer letzten Fahrt viel von meinen Gestorbenen, vor allem von meinem Grossvater, von dem ich mich nicht

richtig verabschieden konnte, weil ich, wie beim Olivenbaum auch, nicht da war in seinen letzten Tagen, obwohl ich hätte da sein können.

Erzählte von diesem Fluss in Korsika, als ich ein paar Wochen nach seinem Tod auf einem grossen Stein lag unter dem Licht eines unendlichen Himmels. Da war nur das Rau-

meinem Grossvater, dass wir viel später irgendwann und irgendwo uns für immer in die ewige Erinnerung verabschieden würden, aber dann waren meine Wurzeln doch zu sehr in der christlichen Erde verankert, und ich wollte einen Ort auf dieser Erde, wo er begraben ist.

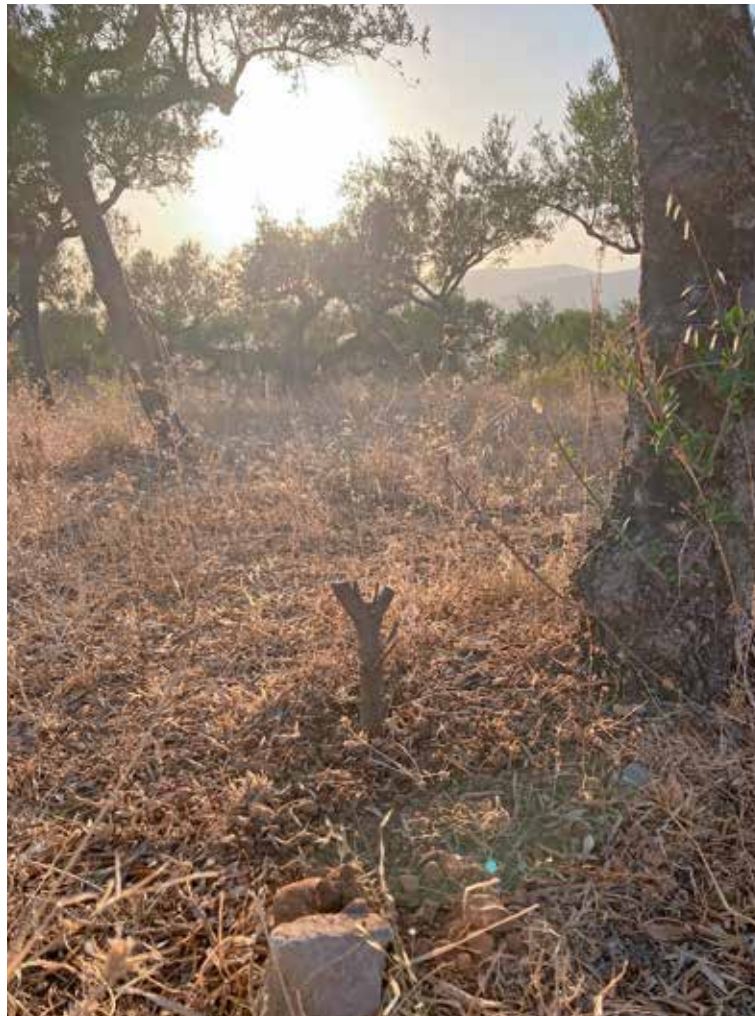
Der Ort war eine kleine Strasse hinter einem kleinen Dorf namens Petrovouni, die über ein Plateau führte, das voller Olivenbäume war. Das Meer lag zu Füssen, das Plateau war von der Sonne beschienen, und die Olivenbäume sahen unsterblich aus. Ich hatte vor, meinen Freund frühmorgens zu begraben, aber dann schien mir der Sonnenuntergang doch die bessere Zeit, das Verschwinden in die Nacht.

Etwas Ouzo auf die Erde

Ich fuhr los so gegen acht Uhr, eine kleine Handschaufel im Gepäck, einen Ouzo, ein bisschen Öl in einer Plastikflasche und meinen Freund auf dem Beifahrersitz. Die letzten Meter der Strasse liefen wir, schweigend, langsam, betraten die rohe Erde. Ich grub ein Loch, gerade so tief, um ihm Halt zu geben und ihn das Licht noch sehen zu lassen. Ich nahm ein wenig Öl, strich es über ihn. Ich hatte ein paar Worte vorbereitet, aber sie schienen mir jetzt unpassend, weil wir zeit unseres gemeinsamen Lebens viel mehr im Schweigen verbunden waren.

Ich setzte ihn in die Erde, deckte ihn damit wieder zu, setzte mich neben ihn, öffnete den Ouzo, goss etwas auf seine

Erde, prostete ihm zu und nahm einen Schluck. Ich dankte ihm für die letzten Tage, diese letzte Reise, die mich nochmals zu ihm führte und vor allem zu mir, und ich sagte ihm, er solle mir bald erzählen, ob es einen Himmel für Olivenbäume gibt. Dann packte ich alles zusammen und ging davon. Nach ein paar Schritten drehte ich mich nochmals um, sah ihn und das Licht und den Himmel und atmete tief.



Licht einer Unvergänglichkeit.

schen des Wassers, das Surren von Insekten, und ich schloss die Augen, was den Himmel noch unendlicher machte, und dann sprachen wir, mein Grossvater und ich, es war ein kurzes Gespräch, das mir als das längste in Erinnerung blieb.

Ich fragte meinen Freund auf dem Beifahrersitz, ob wir das lassen sollten mit der Beerdigung, weil es ja vielleicht sein könnte wie bei

Spiel mit Aromen

Jimmy Begaj, 44, ist Gelatiere und tüfelt ständig an Rezepturen. Sein grösster Kritiker kommt aus seiner Familie.

Als Gelatiere führe ich einen Glaceladen am Stauffacher in Zürich. Gleichzeitig bin ich *gelataio*, das heisst, ich produziere meine Glacen selber. Ich hole täglich frische Milch und Rahm, mische, pasteurisiere und fülle mein Eis im Labor in Glasgefässe ab. Im Restaurant rühre ich die Glace dann mit einer modernen Maschine an, damit die Textur perfekt ist und keine Aromen oxidieren. Meine Rezepturen sind genauestens bilanziert, wie eine Wissenschaft. Darin habe ich zwanzig Jahre Erfahrung. In meiner Philosophie geht es um Qualität. In meiner Philosophie geht es um Qualität. Pistazien etwa beziehe ich direkt von einem Bauern aus Sizilien, Erdbeerglace verkaufe ich saisonal mit einem Anteil von 50 Prozent Erdbeeren. Ich finde, eine Mutter soll sich keine Sorgen machen müssen, wenn sie ihrem Kind eine Glace kauft. Daher ist meine wichtigste Referenz auch mein neunjähriger Sohn. Wenn er meine Glace isst, kann ich sie mit gutem Gewissen verkaufen. Er ist gleichzeitig mein grösster Kritiker.

Was am meisten bestellt wird

An einem schönen Sommertag bedienen wir mehr als tausend Leute, als Familienbetrieb. Am meisten wird Nocciola-Pistacchio und Stracciatella bestellt. Vegane Schokolade läuft ebenso gut. Mich fasziniert es, Neues zu probieren und mich den Kundenwünschen anzupassen. Pro Jahr tüftle ich an rund siebzig Geschmäckern. Mir geht es um Fusionen, um das Spiel mit Aromen. Meine neusten Kreationen sind Avocado-Limette oder eine Chai-Latte-Mischung. Im Sommer finde ich Maracuja mit Basilikum und Minze spritzig. Glacen mit Alkohol sind derzeit hoch im Kurs – ein Negroni-, Aperol-Spritz- oder Gin-Glace. Schweizer sind experimentierfreudig, Italiener eher skeptisch gegenüber Neuem. Am liebsten mag ich den Klassiker: Nocciola-Pistacchio.

Ich war schon als Kind ein Süssigkeiten-Fan und nie besonders schlank. Aufgewachsen bin ich in Fontanelle, Italien. Meine Mutter arbeitete in einer Möbelfabrik, in der ich im Sommer aushalf. Mein Vater baute Gartenhäuser. Mich faszinierten Computer, aber ich spielte auch Fussball und Tennis. Nach der Schule begann ich ein Laborpraktikum, in dem Essen hergestellt wurde. Zwar ass ich nie besonders viel, dafür immer gut und gerne. Ich liebe die italienische Küche – und dazu gehört auch das Gelato. 2002 begann ich, diese Kunst zu studieren, in einer Privatschule, in der ich in einem

Intensivkurs die Rezepturen lernte – von A bis Z, drei Monate lang. Danach arbeitete ich in Rimini, gratis, aber ich lernte von den *maestri* meines Fachs. Ein Jahr später eröffnete ich meine erste Gelateria in Monastier di Treviso. Ich war 24-jährig und hatte keine Ahnung, was ich verkaufte. Es war eine Art Fastfood. Was wir



Immer Neues: Glace-Unternehmer Begaj.

den Leuten zumuteten, stimmt rückblickend nicht mehr.

Nach drei Jahren liess ich mich von meiner damaligen Frau scheiden und reiste durch Europa – Italien, Deutschland, Tschechien. Bei einem Grossprojekt in der Slowakei, wo verschiedene Gelaterias eröffnet wurden, lernte ich meine zweite Frau kennen. Wir zogen nach Italien und wenig später in die Schweiz, weil da ein Gelatiere gesucht wurde.

2006 startete ich mein erstes Projekt an der Badenerstrasse in Zürich. Vielleicht war das zu früh. Denn die italienischen Glacen waren noch nicht so bekannt. Es gab nur Mövenpick, etwas anderes kam nicht in Frage. 2015 lancierte ich einen Pop-up-Store beim Stauffacher. 2018 begannen wir mit einem festen Laden. Es ging alles ganz schnell – nur durch Mund-zu-Mund-Werbung. Leute probierten, was ich ihnen offerierte, und sie empfahlen uns weiter. Noch heute kommen Leute zu uns, denen ich etwas Neues zeigen kann. Das ist das Schöne.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Hätte, wäre, könnte

Berset: Schade, dass du die Task-Force verlässt, bevor wir das Problem gelöst haben.

Ackermann: Wenn wir gekonnt hätten, wären wir ...

Berset: Wir wissen bis jetzt ja noch nicht einmal, wo das Problem überhaupt liegt.

Ackermann: Hätte man gewusst, dass man hätte müssen ...

Berset: Haben wir denn überhaupt ein Problem?

Ackermann: Hätte man, obwohl man nicht gedurft hätte, gekonnt, was wir ...

Berset: Sag mal, Martin, was genau ist eigentlich eine Task-Force?

Ackermann: Eine Task-Force hätte, sollte, wäre, könnte.

Berset: Und welche Rolle spielt in eurer Task-Force eigentlich die Wissenschaft? Wissenschaftler, die ausserhalb eurer Task-Force stehen, vertreten ja anscheinend häufig ganz andere Ansichten.

Ackermann: Würde, was man gedacht hatte ...

Berset: Du hast doch gesagt, es sei die Aufgabe der Wissenschaft, vorauszuschauen. Weshalb sind dann die Prognosen eurer Task-Force so oft völlig falsch oder liegen so weit daneben?

Ackermann: Hätte man gewusst, hätte man können ...

Berset: Mir kommt das vor wie ein Blindflug ohne Destination.

Ackermann: Würde man, wenn es ginge, was man machte ...

Berset: Ich meine, dabei könnte rein theoretisch ja auch mal das Flugbenzin ausgehen.

Ackermann: Sollte, aber müsste nicht, denn es könnte ...

Berset: Also was soll ich den Journalisten denn nun sagen an der nächsten Medienkonferenz?

Ackermann: Hätte, sollte, wäre, könnte, würde, müsste, täte, käme, ginge, machte.

Andreas Thiel

Extravaganz in Tirol

Restaurant Stüva im Hotel Yscla
Dorfstrasse 73, A-6561 Ischgl;
Tel. +43 5444 5275. 18,5 Punkte (Gault & Millau)

Kürzlich fuhr ich, von Deutschland kommend (siehe Auto auf der Seite rechts), nach Ischgl, um im Gourmethotel «Yscla» zu essen. Vor zwei Jahren wäre das eine völlig unerhebliche Angelegenheit gewesen, in diesem Sommer ist das etwas Besonderes: Nach siebzehn Monaten Corona-Schliessung ist das Haus erst seit kurzem wieder geöffnet.

Der freundliche Gasthof im Dorfzentrum wird seit vier Generationen von der Familie Parth geführt, nun übernimmt der hochtalentierter Koch Benjamin Parth die Verantwortung. Mit neunzehn Jahren hatte er – gegen den Widerstand seines Vaters Alfons – die Küchenleitung übernommen, 2019 wurde



der heute 33-Jährige von Gault & Millau Österreich zum «Koch des Jahres» ernannt.

Das ist eine bemerkenswerte Karriere für einen jungen Koch, der keine Welttournee durch die Küchen grosser Meister gemacht hat, sondern mit einer gewissen Sturheit aus sich selbst herauschöpft. Und wenn man dann mitten in diesem für seine Après-Ski-Partys berühmten Dorf sitzt, im modern-schlichten Restaurant «Stüva», und eine Foie-gras-Terrine mit federleichter Textur und dem fruchtig-

säuerlichen Kontrast von Pfirsich isst, hat das etwas fast schon Unwirkliches. Benjamin Parth hat seinen klassisch grundierten Kochstil in den letzten Jahren verfeinert, leicht modernisiert vielleicht, einen Carabinero serviert er mit säuerlich-bitterer Grapefruitnote, ein gebratener Wolfsbarsch wird mit Zucchinirollchen und einer Safran-Beurre-blanc zum perfekten Kleinod, und daran, dass hier mitten in den Alpen sich einst ein Meer befand, erinnert die Kombination aus Steinbutt, Taschenkrebs und Zitronenmelissesauce, zu der es – ausgelagert in eine Schale – noch ein Algenmousse mit Steinbutttatar und Kaviar gibt.

Der Abend endet mit knusprigem Kalbskopf, französischem Käse von Maître Antony und einer ganzen Reihe Desserts und bleibt bis zum Schluss etwas Besonderes. Dieses Menü an diesem Ort hat jenes Extra österreichischer Extravaganz, das es einmalig macht.

WEIN/MARTIN KILCHMANN

Furchtlos abseits des Mainstreams

Rioja DOCa Blanco Viura Planas Gran Reserva Real Agrado 2016, Viñedos de Alfaro Real Agrado, 14 %, Fr. 42.–, Les Vins d'Auteurs, St. Gallen
www.lesvins.ch

Heute ist ein fantastischer Weisswein anzuzeigen, ein Solitär von grosser Eigenständigkeit, einer, der sich furchtlos abseits des Mainstreams bewegt. Schon im noch verhaltenen Bouquet zeigt er, wohin die Auffächerung im Alter führen wird: kandierte Orangenzeste, Quitten-, Gewürz- und Kräuterduft und eine dezente, an einen Vin jaune erinnernde oxidative Note. Das grosse Kino spielt sich darauf im Gaumen ab: stoffig, harmonisch, mit Schmelz und einem fein nachhallenden, salzigen Abgang. Kein Wein, den man in den Durst hinein trinkt. Ein Wein, der nach Essen verlangt: nach einer Meeresfrüchtepaella etwa, einem Poulet mit Morchelsauce oder einem Steinpilzrisotto.

Das Gewächs stammt aus der Rioja. Angesichts des Weinbooms in Spanien, wo in raschem Rhythmus neue Anbauegebiete mit

potenten frucht- und holzgesättigten Weingranaten in den Vordergrund treten, mag der Eindruck entstehen, dass es bei dieser grell-bunten Entwicklung ruhiger geworden sei um die Rioja, das älteste und vielleicht wertvollste Anbauegebiet Spaniens. Nur, beschäftigt man sich näher mit diesem stillen Giganten, der viermal mehr Wein erzeugt, als unsere Schweizer Rebberge hergeben, wird bald klar: Das Getöse der Parvenüs ficht Rioja nicht an. Wo anderswo die Beliebtheit

Kein Wein, den man in den Durst hinein trinkt. Ein Wein, der nach Essen verlangt.

droht, arbeiten die Winzer der Rioja still und fleissig an der Stilistik ihrer Weine. Sie verpassen ihnen – je nach Philosophie des Hauses – im Sinne eines aufgeklärten Modernismus mehr Frucht und Frische oder halten an der Tradition fest, die durch lange Fasslagerung zarte, elegante, feinwürzige Weine anstrebt.

Gänzlich in Vergessenheit zu geraten drohten die weissen Riojas, die mehrheit-

lich aus der dürreresistenten Sorte Viura, in Frankreich als Macabeo bekannt, hergestellt werden. Stammen sie aus tiefem Ertrag und durchlaufen eine lange Fasslagerung, erreichen sie nach ausgedehnter Flaschenreife eine geradezu aristokratische Dichte und Komplexität. Gewächse wie der Marqués de Murrieta Ygay Blanco Gran Reserva Especial oder López de Heredia Viña Tondonia Gran Reserva und Cune Corona zählen zu den grossen Weisswein-Ikonen.

Der Rioja Blanco Las Planas hat die besten Voraussetzungen, in diese höchste Liga aufzusteigen. Er wächst auf den hundert Hektaren umfassenden Viñedos de Alfaro in der Rioja Oriental. Aus dem gleichnamigen, neun Hektar grossen, vierzigjährigen Rebberg werden bloss 3000 Liter Viura gekellert und vier Jahre in amerikanischer Eiche ausgebaut. Alle Alfaro-Weine kommen unter der Marke Real Agrado auf den Markt. Real Agrado könnte man mit «echte Freude» übersetzen.

Was würde besser passen zu unserem fabelhaften Wein?

Von der Seele

Es gibt einige Gründe, die für den Verbrennungsmotor sprechen, was am BMW M5 CS sehr gut zu zeigen ist.



Elektroautos haben keine Seele.» Diesen Satz hat mein Vorgänger an dieser Stelle, Ulf Poschardt, in der Fernsehsendung «Hart, aber fair» gesagt. Der heutige Chefredaktor der *Welt* in Berlin wurde dafür natürlich hart kritisiert, und während ich kürzlich Hunderte von Kilometern mit meinem neuen Testwagen auf deutschen Autobahnen unterwegs war, musste ich immer wieder darüber nachdenken, ob die Aussage zutrifft.

Ich sass in einem BMW M5 CS, gewissermassen eine Kathedrale des Verbrennungsmotors. Dieses Auto zeigt in jedem Detail, warum diese hochentwickelte Technologie ein Kulturgut ist, das bewahrt werden muss, und warum mein Kollege recht hat. Ein strombetriebenes Fahrzeug ist in erster Linie funktional – ein überdimensionierter Akku, viel Software und ein Motor, wie er vom Prinzip her auch in einem Standmixer verbaut wird.

Ein M5 CS hingegen ist reine Emotion, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst. Sie beginnt bei den Carbon-Schalensitzen, die zunächst etwas gar überzeichnet erscheinen, sich aber selbst auf der Langstrecke als erfreulich komfortabel erweisen. Verschiedene Massnahmen zur Gewichtsreduktion zeichnen den CS (Competition Sport) aus, dank einer Motorhaube und einem Dach aus Kohleverbundfaser oder reduzierter Dämmung wurden 70 Kilogramm Gewicht eingespart, immerhin die Schwere eines ausgewachsenen Mannes.

Den roten Startknopf der Hochleistungs-Limousine zu drücken, hat mich jedes Mal freudig berührt. Einen M5 CS fährt man ja

nicht, weil man irgendwo hinkommen muss, sondern weil einen diese Mischung aus Kraft, Technik und Willen zum Aussergewöhnlichen begeistert. Wenn der Motor und die Pirelli-P-Zero-Corsa-Track-Reifen warm sind, erreicht der BMW mit seinem V8-Turbomotor, 635 PS Leistung und einem maximalen Drehmoment von 750 Newtonmetern in 3 Sekunden aus dem Stand Tempo 100. Fast noch eindrücklicher ist die Durchzugsgeschwindigkeit, wenn man bei 180 km/h (nur auf deutschen Autobahnen natürlich) weiter Gas gibt und scheinbar mühelos über 200 km/h hinaus beschleunigt.

Und bei alledem wirkt der M5 CS immer souverän, selbst durch enge Kurven steuert die grosse Limousine überraschend leichtgängig, der Kontakt mit der Strasse scheint im trockenen Zustand unerschütterlich, und auch harte Bremsmanöver führen nie zu Momenten der Besorgnis oder Unruhe. Vor allem aber hat der Über-BMW Charakter oder eben eine Seele. Er ist etwas laut, etwas ungestüm vielleicht, er will gefordert werden und fordert einen, wenn man es darauf anlegt. Der M5 CS mag kein Auto sein, mit dem man die Welt retten kann, aber es macht sie ein wenig unterhaltsamer und fröhlicher.

BMW M5 CS

Motor/Antrieb: V8-Twin-Turbo-Benziner, 8-Gang-Automatikgetriebe, Allradantrieb; Hubraum: 4395 ccm; Leistung: 635 PS (467 kW); max. Drehmoment: 750 Nm / 1800 bis 5950 U/min; Beschleunigung: (0–100 km/h): 3,0 sec; Höchstgeschwindigkeit: 305 km/h; Verbrauch (WLTP): 11,3 l/100 km; Preis: Fr. 212 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Die Wunder des Nachthimmels

Teleskop Unistellar eVscope eQuinox
Für 2799 Euro erhältlich.

Wer nach den Sternschnuppennächten der vergangenen Woche noch Wünsche hat, kann sich getrost zurücklehnen – und einen Blick durch dieses Gerät werfen. Oder besser: auf sein Handy. Denn das Unistellar-Teleskop stellt eine direkte und glasklare Verbindung zwischen den Lichtjahren entfernten Galaxien unseres Universums und dem Bildschirm her. Inert Minutenfrist ist das eVscope eQuinox einsatzbereit, mit dem Android- oder iOS-Apparat per Unistellar-App drahtlos steuerbar und macht einen mit den Wundern des Nachthimmels vertraut.

Der grosse Vorteil dieses Teleskops ist gemäss Experten die Erkennung von Objekten trotz Nebel oder zu starker Lichtverschmutzung. Das heisst: Durch den Bildverstärkungsmodus zeigt das Gerät das Beobachtungsziel so deutlich wie kein anderes Instrument dieser Grösse. Man erlebt dann live, wie das Bild von Minute zu Minute an Intensität gewinnt. Natürlich kann man das Erspähte als Foto abspeichern. Astronomie war noch nie so einfach. Zumal man – falls die Nacht einmal zu kalt werden sollte – die Sterne bequem vom Sofa aus auf dem Handy oder Tablet beobachten kann. Sie dürfen sich einfach nicht mehr als zehn Meter entfernt vom eVscope eQuinox befinden.

Das Teleskop dient auch als interessante Alternative, falls Sie punkto Netflix mal auf dem Trockenen sitzen, sorgt der Himmel doch für bestes Entertainment. Informationen auf Unistellaroptycs.com.

Benjamin Bögli

Gut ist, was für alle funktioniert

Gutes Design schafft angenehme Erfahrungen. Wie der Lichtschalter der Schweizer Firma Feller, der als Klassiker gilt. Viele Produkte hingegen vermögen es nicht, einer Mehrheit gute Erfahrungen zu vermitteln. Manchmal sind sie in ihrer Funktion für viele sogar beeinträchtigt, etwa Fussballschuhe, FFP2-Masken oder schussichere Westen. Weil sie typischerweise für «Otto Normalverbraucher», einen 1,77 Meter grossen, männlichen Körper mit einem Gewicht von 75 Kilo entwickelt wurden und nicht für eine «Eva Durchschnitt». Männerkörper sind in der Warenwelt die Norm, Frauenkörper die Abweichung, wie die Autorin Rebekka Ender in ihrem Buch «Das Patriarchat der Dinge» zeigt. Ein Beispiel für gendersensibles Design ist der Akkuschauber IXO von Bosch. Er liegt aufgrund von Grösse und Gewicht den meisten gut in der Hand und strahlt aufgrund seiner Farbe und seiner Applikationen Vertrauenswürdigkeit aus. Kurzum: Er erscheint als professionelles Elektrogerät. Und ist nebenbei eines der meistverkauften Geräte im Markt.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Kein Akkuschauber für «Otto Normalverbraucher», sondern für alle.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Wie weiss ich, dass etwas stimmt?
Welchen Quellen kann ich trauen?*
C. G., Chur

Herauszufinden, was ist, ist die Daueraufgabe im Leben. Wie ist es wirklich? Wenn ich das nicht weiss, kann ich auf der Wirklichkeit nicht aufbauen, und es geht schief. Sie kennen vielleicht den Spruch: «Trau keinem über zwanzig!» Das gilt nicht nur für Verliebte, die dauernd wissen wollen, ob das Gegenüber ihnen etwas vormacht, schmeichelnd und vielversprechend. Im Leben gilt: «Trau, schau, wem!»

Dazu passt: «Kinder und Narren sagen die Wahrheit.» Denken Sie an Unternehmer, die dauernd wissen müssen, wie es im eigenen Unternehmen aussieht. Aber wie findet man heraus, ob das stimmt, was jemand sagt, schreibt oder darstellt? Ist



zum Beispiel eine Fernsehsendung mit Bild wirklich die Wirklichkeit? Man glaubt es zunächst, weil Bilder und Filme angeblich eine grössere Glaubwürdigkeit haben als Worte. Doch sie können auch am ehesten täuschen, gerade weil sie so tun, als würden sie die Wirklichkeit eins zu eins abbilden!

Etwas vom Wichtigsten ist, dass man den Sachverhalt, der dargestellt worden ist und von dem man wirklich wissen will, ob er stimmt, durch verschiedene Quellen hinter-

fragt. Also man fragt zum Beispiel nicht nur eine Person, wie es ist, sondern verschiedene Personen ausserhalb des Bekanntenkreises des Befragten. Das gibt eine grössere Glaubwürdigkeit, da verschiedene Leute etwas beobachtet haben. Und wenn alle gleicher Meinung sind, ist das zwar noch kein Beweis, aber es kann ein gewisses Indiz sein, dass es stimmt. Allerdings muss man dann darauf achten, dass die Quellen wirklich voneinander unabhängig sind. Denn sehr oft reden die Leute einfach einander nach, ohne die Sache selbst geprüft zu haben. Wertvoll ist auch, herauszufinden, wer glaubwürdig ist – lange Erfahrung mit Menschen kann ein sicheres Gespür bringen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch

Ana Paula Bartolucci

Mit dem Sommergetränk Chandon Garden Spritz bringt die Kellermeisterin der Bodegas Chandon argentinisches Temperament in die Weingläser der Welt.

Die Saat, die der aus Frankreich stammende Schaumwein-Pionier Robert-Jean de Vogüé in Mendoza, Argentinien, gestreut hat, geht auf: Die Bodegas Chandon, 1959 als Premium-Hersteller für den argentinischen Heimmarkt gegründet, haben erstmals einen internationalen Exportschlager kreiert, den Chandon Garden Spritz.

Schöpferin des Getränks ist Ana Paula Bartolucci, seit vier Jahren Kellermeisterin bei den Bodegas Chandon. Die Önologin ist im Anbaugebiet Mendoza aufgewachsen und hat an der prestigeträchtigen örtlichen Facultad Don Bosco die Kunst des Weinbaus studiert. Es folgten Erfahrungen in Südafrika, vor allem Weisswein, und in Spanien auf einem kleinen, auf ökologische Weine spezialisierten Weingut.

Wenn Ana Paula Bartolucci per Videokanal über Mendoza und seine Weine spricht, ist ihre Begeisterung auch zehntausend Kilometer weiter östlich zu spüren. Während des Gesprächs wandert ihr Blick immer wieder über die schneebedeckten Andengipfel, die sich am Rande Mendozas erheben. «Gestern war es minus acht Grad kalt», sagt die Argentinierin. Die Temperaturextreme – Hitze im Sommer, Kälte im Winter – geben den argentinischen Weinen ihr unverwechselbares Gepräge.

64 Durchgänge

«Dass unser Garden Spritz in Europa und in den USA ein Erfolg ist, erfüllt mich als *mendocina* mit Stolz.» Als sie bei Chandon anfang, bestand vage die Idee: mit dem qualitativ hochwertigen Chandon-Sekt an den boomenden Spritz-Trend anzuknüpfen. Spritz, das ist ein Mischgetränk aus Schaumwein und einem bitteren Likör. Wer in einer Bar einen Spritz bestellt, bekommt normalerweise irgendeinen Sekt eingeschickt. «Beim Garden Spritz hingegen steht auch die Qualität des Weins im Zentrum.»

Die erste Frage, die Ana Paula Bartolucci mit

ihrem Team beantworten musste: «Wie bringen wir die Bitterstoffe in das Getränk?» Und zwar zu 100 Prozent natürlich. Experimentiert wurde mit verschiedenen Zitrusfrüchten: Pampelmuse, Zitrone, Orange. «Bei der Orange haben wir gesagt: <Das ist es!>» Dazu kamen Gewürze, die Komplexität und Tiefe verleihen. Kardamom, Kamille, schwarzer Pfeffer zum Beispiel. Die natürlichen Aromastoffe der



«Das ist es!»: Önologin Bartolucci.

Orangen und der Gewürze werden in einem aufwendigen Verfahren zu einer Art Likör oder Sirup verdichtet und dann mit dem Chandon-Sekt vermischt.

Bis zur endgültigen Rezeptur brauchte es 64 Durchgänge: verschiedene Konzentrationen, Einwirkungsdauern, Verfahren für die Extraktion der Aromen ... Eine entscheidende Weggabelung war Versuch Nummer 37. «Da waren wir auf Anhieb recht zufrieden mit

dem Resultat.» Eine Woche später war die Begeisterung verflogen. Zu wenig Temperament, zu wenig Feuer. Ana Paula Bartolucci ging zurück auf Feld eins und entschied, es mit der dreifachen Dosis Orange zu versuchen. «Ich wollte etwas, das intensiv schmeckt, bei dem der Konsument nicht herumraten muss.» Das Team war begeistert: «Das ist der Weg!» Es brauchte fast dreissig weitere Durchgänge, bis der Chandon Garden Spritz in Produktion gehen konnte.

«Das Beste von mir»

Bartolucci sieht das Getränk sowohl als Botschafter der argentinischen Weinkultur als auch der ökologischen Landwirtschaft. Für den Likör werden nur die Schalen von Orangen verwendet, die teilweise frisch eingelegt und teilweise im Ofen getrocknet worden sind. «Da ist es natürlich wichtig, dass ohne Pestizide gearbeitet wird.» Fündig wurde man auf einer Farm in der Provinz Entre Ríos, die seit drei Generationen von einer aus Italien eingewanderten Familie bewirtschaftet wird. «Für den Transport verwenden wir wiederverwertbare Kisten.» Auch der soziale Aspekt ist dem Unternehmen wichtig. Das Fruchtfleisch wird zu Orangensaft verarbeitet, den Chandon kostenlos an die örtlichen Schulen verteilt.

Beim Auswahlverfahren als Kellermeisterin, erzählt Bartolucci, habe sie sich gegen 200 Mitbewerber durchgesetzt. In die Schlussrunde kamen zehn Personen. «Alle hatten ein ähnliches Profil: gute Önologie-Ausbildung, internationale Erfahrung, Englischkenntnisse.»

Wenn sie den Job wirklich wollte, das wurde ihr klar, musste sie sich durch ihre Einstellung von den anderen abheben: «Ich musste Chandon das Beste von mir zeigen: meine Persönlichkeit, meine Energie und meine Kreativität.» Der Funke ist überggesprungen, bis nach Europa.

Florian Schwab

Italiener können's besser

Weshalb das fast unregierbare Land seine Sportstars heiss liebt, die so anders ticken als die Politik im Leerlauf und untätige Bürokraten.

Peter Hartmann

Woher kommt dieser Rausch, diese Bewunderung eines ganzen Landes für Geschwindigkeit? Die Liebe für seine gloriosen Medailiensportler und Mannschaften? Der Nationalstolz auf das rasende Technikwunderwerk eines Ferrari? Die kollektive Neugier, die eine Nixe wie Federica Pellegrini verfolgt, wenn sie dem Bassin entsteigt? Die Verehrung der Schöpfung, die solche fabelhaften Vierbeiner hervorbringt wie den Galopphegst Ribot oder den Traber Varenne?

Italien, diese politisch und gesellschaftlich festgefahrene, resignierte Nation, die vielleicht nie eine ist ausser in der Euphorie ihrer Siege, erweist sich immer wieder als eine grossartige Wettkampfnation und richtet sich an der Überlebensgrösse ihrer Sportstars auf.

Alles Zufall? Es war nur eine Hundertstelsekunde, die der italienische Schlussläufer Filippo Tortu vor seinem englischen Gegner über die Ziellinie flog. Schon wieder. Wie im Endspiel der Fussballeuropameisterschaft, als die Azzurri die Engländer in Wembley, im Feindesland, mit dem ultimativen Last-Second-Penalty besiegt hatten.

Zu schnell, um wahr zu sein?

Und der derzeit schnellste Mann auf dem Globus ist seit Tokio überraschend, wenn auch sofort unter Verdacht, ein Italiener. Lamont Marcell Jacobs, ein Name, den der Rest der Welt noch kaum gehört hatte. Plötzlich diese Sternstunde. Innert elf Minuten überwinden zwei Italiener die Schwerkraft: der Hochsprungsieger Gianmarco Tamberi und der Sprinter Jacobs.

Jacobs kam 1994 in El Paso zur Welt, der Vater, Berufssoldat, wurde nach Südkorea versetzt, und die Mutter, Italienerin, kehrte mit dem Kind in die Heimat zurück, an den Gardasee. Jacobs ist 27, zweifacher Vater, formal doppelter Staatsbürger, aber mit italienischer Identität, wie er sagt, und er spricht kaum ein Wort englisch.

Zu schnell, um wahr zu sein? Jacobs wird vorgeworfen, dass er bis im Frühjahr dem Guru

Giacomo Spazzini vertraute, gegen den die Justiz wegen Handels mit Steroiden ermittelt.

Reflexartig werden Erinnerungen geweckt an den Doktor Mabuse der Sportszene. Der Professore Francesco Conconi war Biochemiker und forschte an der Universität Ferrara über Epo. In Wirklichkeit betrieb er mit seinen Erkenntnissen auch eine Doping-Dunkelkammer und bildete Leute wie den berüchtigten «Dok-



Plötzlich diese Sternstunde: Sprinter Jacobs.

tor Epo» Michele Ferrari aus, den Arzt des notorischen Betrügers Lance Armstrong.

Der Prozess wegen Amtsmissbrauchs, Verstosses gegen das Arzneimittelgesetz, Unterschlagung und Urkundenfälschung wurde bis zur Verjährung verschleppt. Für die Öffentlichkeit blieb Conconi ein Ehrenmann; Schlaueit ist nicht verboten, gerade in Italien, wo das Sprichwort gilt: «Fatta la legge, trovato l'inganno.» Heisst: Kaum ist ein Gesetz erlassen, wird auch schon das Schlupfloch gefunden.

Jacobs ist aus siebzehn Dopingproben in diesem Jahr sauber hervorgegangen. Er liess sein fragiles Selbstvertrauen auch von Psychologin und Motivationscoach Nicoletta Rominazza aufbauen, die auch den italienischen Karate-Olympiasieger Luigi Busà und die Schweizer Ruderin Jeannine Gmelin behandelt.

Usain Bolt, der Unerreichbare, bleibt das Mass aller Rekorde und der Nostalgiekönig der Medien, die aber kaum erwähnen, dass er im jamaikanischen Paradies selten bis nie kontrol-

liert wurde und sein persönlicher Arzt zugleich der oberste Dopingkontrolleur des Landes war. Die anderen Sprinter des Italo-Goldquartetts gelten als völlig unbelastet: Filippo Tortu, 23, der von seinem Vater trainiert wird und schon 2018 die Zehn-Sekunden-Barriere durchbrach; Fausto Desalu, 27, gebürtiger Nigerianer, der 2012 den Pass bekam; Lorenzo Patta, 21, der Startläufer, der noch bei den Eltern in Oristano auf Sardinien lebt. Alle vier stehen formal im Sold des Staates, Jacobs bei der Polizei, die andern gehören den «Fiamme Gialle» an, der Sportabteilung der Finanzpolizei.

Es ist die Grundvoraussetzung des Erfolgsmodells: sichere Jobs in einem Land mit bis zu 40 Prozent Jugendarbeitslosigkeit, Sprungbrett für Karrieren (wie die von Klaus Dibiasi, der dreimal hintereinander Olympiasieger im Zehn-Meter Turmspringen wurde). Die Römer Gesellschaft klatscht gerade amüsiert über einen sagenhaften Karriere-sprung: Giovanni Malagò, der oberste Sportfunktionär, nutzte die Stunde der Euphorie und ernannte seinen früheren Masseur zum Administrator der Spar- und Leihkasse des Sportdachverbandes Coni.

«Dottore» Rossi

Politiker kommen und verbrennen in diesem Land, wie der linke «Verschrotter» Matteo Renzi, jetzt auch der Komiker Beppe Grillo mit seinen alternativen Cinque Stelle oder Silvio Berlusconi, der an Bedeutungslosigkeit kränkelt. Aber die Hauptdarsteller in der Arena müssen überleben, und sie leben nirgendwo so lange und so ruhmvoll wie im Belpaese.

Der Tag der Euphorie, als die Staffel in Tokyo siegte, offenbarte gleichzeitig die befürchtete Gewissheit, dass Valentino Rossi, 43, der «Dottore» und neunfache Motorradweltmeister, seine Karriere beenden wird. Rossi tuckerte schon als dreijähriger Knirps in einer Kiesgrube unter den Augen seines Vaters auf einem Dreirad-*motorino* und kannte überhaupt keine Angst vor Tempo und Stürzen. Er eroberte mit artistischer Unbefangenheit die Rennstrecken, bevor er überhaupt einen regulären Führerschein besass.



Inbegriff der emanzipierten modernen Sportlerin: Schwimmerin Federica Pellegrini.

Rossi war ein fabelhaftes Naturtalent, auch als Unterhalter, und die Universität Urbino verlieh ihm den Doktor honoris causa für seine Spässe und den Optimismus, den er damit verbreitete.

Tempo, das Wort für Geschwindigkeit, bedeutet im Italienischen auch Zeit und Wetter, also ein viel weiter gefasstes Wahrnehmungsspektrum. Und bei Ferrari, der Renn- und Sportwagenschmiede in Maranello, gesellen sich Ingenieurskunst und Eleganz des Designs hinzu. Alberto Ascari wurde 1952 und 1953 im Ferrari der bisher einzige italienische Weltmeister in der Formel 1 und verunglückte 1955 auf dem Autodrom von Monza bei einer privaten Testfahrt mit einem Ferrari-Sportwagen tödlich im Alter von 37 Jahren. Nach der Legende hatte er versucht, einer Gruppe unvorsichtiger Streckenarbeiter auszuweichen.

Die Leidenschaft für die Wagenrennen der Antike mit ihrer über tausendjährigen Geschichte in Rom und später in Konstantinopel vibriert in der modernen Formel 1 weiter, nur waren die Rad-an-Rad-Kämpfe der Gespanne mit zwei oder vier Pferdestärken damals vermutlich wesentlich spannender als der Korso der Boliden von heute. Im Circo Massimo drängten sich in der Blütezeit Roms 250 000 Zuschauer. Die Wagenlenker wurden von politischen Figuren unterstützt wie heute Fussballklubs von Oligarchen und Scheichs oder zuvor in Italien von Industriellen. Die Anhängerlager lieferten sich Schlachten wie Hooligans.

Der Sklave Gaius Appuleius, genannt Flavius Scopus, war der Muhammad Ali des

Altertums und gewann 2048 Rennen (laut Grabinschrift) sowie Säcke voll Gold und, vor seinem Tod mit 27 Jahren durch Rennunfall, auch seine Freiheit.

Zwei Jahrtausende später hütete der Pferdennarr Marchese Mario Incisa della Rocchetta den schnellsten Galopper des Erdballs im Stall, den Hengst Ribot, der kein einziges Rennen verlor. Der Graf wurde doppelt berühmt, weil er unweit der Pferdeweiden bei Bolgheri an der toskanischen Küste einen Wein anbaute, der mit dem Etikett «Sassicaia» die grossen Gewächse von Bordeaux herausforderte.

Tragische Schicksale überschatteten die Vergangenheit im Radsport: Fausto Coppi starb mit vierzig an Malaria, der verrückte «Pirat» Marco Pantani schon unvorstellbar früh mit 34 vereinsamt an einer Überdosis Kokain unter nie geklärten Umständen. Das Land litt und trauerte.

Ihren Abschied von der Weltbühne zelebrierte in Tokio an ihren fünften Olympischen Spielen die Chlorwassernixe Federica Pellegrini, 33, diesmal ohne Medaille, von denen sie Dutzende



in ihrer Schatulle stapelt. «La Divina», die Göttliche, bleibt der Inbegriff der emanzipierten modernen Sportlerin, die ihre französische Rivalin Laure Manaudou einst sogar erledigte, indem sie ihr den Freund ausspannte.

Karrieren enden nie ganz in Italien. Bis Francesco Totti, der Gladiator der AS Roma, zum endgültigen Abgang bereit war, wurde er vierzig. Das Ereignis erinnerte mehr an ein Staatsbegräbnis. Der ewige Torhüter Gigi Buffon macht auch mit 43 Jahren weiter, nach einem Zwischenspiel in Paris jetzt in Parma, wo er seine Laufbahn begonnen hatte.

Als Ort mit der grössten Medaillendichte der Welt schmückt sich das Provinzstädtchen Jesi im Hinterland von Ancona, 39 302 Einwohner, dank seines über Generationen erfolgreichen Fechtklubs mit seinen Familiendynastien. Allein die Florettistin Valentina Vezzali, 42, steuerte 64 Plaketten bei, davon sechs Olympia-Goldmedaillen. Im glücklichen Jesi kam auch Roberto Mancini zur Welt, der 2018 die Fussballnationalmannschaft übernahm und als Leitwolf einen Haufen von mut- und lustlosen Beschimpften in ein erfolgshungriges Rudel verwandelte.

Jesi als Kernzelle der Erfolge. Valentina Vezzali amtiert heute als Staatssekretärin für Sport, faktisch als Sportministerin, im Kabinett Mario Draghis und ist mit ihrer Vita eine Garantin für kurze Wege in der Administration des Coni, des 1914 gegründeten Lenkorgans, das sich zum selbstherrlichen Staat im Staat aufgebläht hatte mit dem 50-prozentigen Gewinnanteil aus dem Fussballtoto. Der eigentliche Arbeitgeber des Spitzensports ist die Finanzpolizei. Sogar der Skicharmeur Alberto Tomba, der aus reicher Familie mit Ferienhaus in Cortina stammte, trug einmal im Jahr zum Fototermin die Uniform.

Immer wieder Leichtathleten

Erstaunlich, die Vielfalt des Sportzirkus auf dem Stiefel: Der spätere Mittelgewichts-Boxweltmeister Nino Benvenuti war schon 1960 in Rom Olympiasieger im Weltergewicht; Eugenio Monti, Bobbilot mit zwei Olympiasiegen und neun Weltmeistertiteln; Franco Nones, Gold im 30-km-Skilanglauf 1968 in Grenoble. Immer wieder stehen Leichtathleten im Rampenlicht, wie Adolfo Consolini, Diskussieger 1948, die Sprinter Livio Berruti und Pietro Mennea, beide Olympiasieger über 200 Meter 1960 respektive 1980. Marcello Fiasconaro, der Weltrekord über 800 Meter lief, die Hochspringerin Sara Simeoni, die sich als erste Frau über 2,01 Meter schraubte. Die Marathon-Olympioniken Gelindo Bordin und Stefano Baldini. Dazu die Skikünstler Gustav Thöni und Tomba sowie Eistänzer, Turnprinzessinnen, Champions-League-Sieger, Fussballweltmeister.

Und demnächst, am 5. September, werden wieder die Schweizer Fussballer Italien den Puls messen in der WM-Qualifikation im Basler St.-Jakob-Stadion.

Es reicht mit dem Snobismus!

Ein Plädoyer für die artgerechte Haltung von Burgern.



Neulich habe ich mir in einem schicken Burger-Restaurant beim Blick in die Menükarte überlegt, ob ich öffentlich weinen soll. Ich habe mich dann dagegen entschieden – Sie kennen es, Schminke, rote Nase und so – und widerwillig Essen bestellt. Man sagt ja stets, wir würden uns zu viel um Nichtigkeiten kümmern. Das stimmt, darum besprechen wir heute etwas Essenzielles, den Burger.

Der Burger zählt zu den ausserordentlich sinnvollen Genüssen des Lebens, und es gibt ihn, den objektiv «richtigen» Burger. Und der ist nun mal zur Perfektion gelangt mit einem Stück saftigem Hackfleisch, knackigem Salat, frischen Zwiebeln und Tomaten, Ketchup und optional mit deftigem Cheddar, der aus dem weichen, leicht zerdrückten Burger-Bun tropft. Es braucht wirklich nicht viel. Vor allem muss der Burger nicht mehr sein, als er ist.

Unterschiedliche Auffassungen in Alltagsfragen, Neues ausprobieren, all das geht für mich völlig in Ordnung. Aber Himmel noch mal, beim Burger hört der Spass auf! Dieses Phänomen, das ich seit einer Weile und von Diner zu Diner beobachte, die Misshandlung des göttlichen Burgers und seine Transformation in eine Art hippe Lifestyle-Produkt, in einen Bourgeoisie-Blödsinn, blasiert und abgehoben, das bricht mir das Herz.

Wo um Himmels willen ist er hin, der gute alte, ehrliche Burger? Etwas Nachhilfe: Ein Burger ist kein Michelin-Sterne-Menü. Es gibt keinen Grund, ein Burger-Bun aussehen zu lassen wie eine polierte Glatze. Niemand braucht eine BBQ-Feigen-Senf-Cilantro-Sauce, auch wenn der Koch vier Monate lang selbstverliebt daran getüftelt hat. Ich will auch nicht mehr Brot als Inhalt verzehren.

Und das Schlimmste überhaupt: Welches Recht hat man, Zwiebelconfit in einen Burger zu

schmieren? Da kriegt man ja schon einen Dutt, wenn man es nur ausspricht: Zwiebel-Confit. Ich lüge nicht; während ich das schreibe, formt sich mein Haar zum Hipster-Knoten, und zwar mitten auf dem Scheitel. Wann hat das eigentlich angefangen mit diesem Zwiebel-Confit? Wer kommt dazu, so etwas einzuführen? Die halten sich doch für etwas Besseres. Gibt es einen Koch, der keine frischen Zwiebeln in der Küche hat? Und wer isst die glitschige Sauce überhaupt? Wenn ich eine Geschmacksverirrung erleben möchte, creme ich zu Hause Pommes frites mit Nutella ein. Bei den Amerikanern, die ja für sich beanspruchen, den ersten Burger kreiert zu haben, würde man von seinen Gästen zehn Jahre lang boykottiert, tischte man ihnen Burger mit lauwarmer Konfitüre auf. Was ich sagen will: Der Burger schmeckt nicht besser, wenn man ihm ein Tutu anzieht. *It's the basics, stupid.* Wenn ihr ein Statement machen wollt, hängt einen Warhol an die Wand.

Ich habe eine These: Die hippen Burger-Restaurant-Betreiber sind sich der Tragweite ihrer Burger-relevanten Entscheide nicht bewusst. Mit den Kreationen möchten sie wohl einfach vermehrt Leute der Sorte Galeristen, Architekten und Webdesigner in ihren Laden locken. Nichts gegen sie, aber anders kann ich es mir nicht erklären. Die sind nämlich immer nett und angenehm, total angesagt und schrecklich mondän. Prima Gäste. Machen ebenfalls gerne Statements mit ihren Produkten. Sitzen da in ihren Crocs, essen Zwiebel-Confit-Burger, während sie Podcasts hören mit ihrem iPhone und draussen das Lastenrad parkt.

Auch glaube ich, dass Köche ein bisschen leiden, wenn sie einfach einen schnöden o815-Burger braten müssen; schliesslich begreifen sie

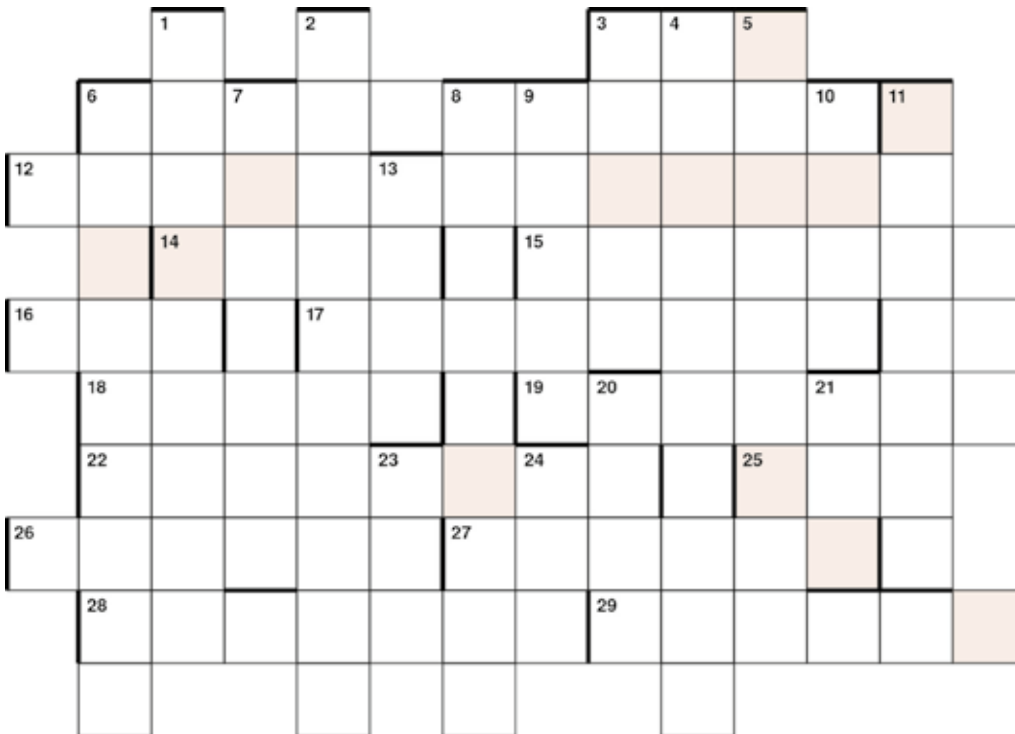
sich als Künstler, nicht als Koch. Das ist okay, der emotionale Zustand eines Kochs am Grill geht mich nichts an. Nur würde ich in dem Fall raten, entsprechenden Freizeitaktivitäten nachzugehen; das könnte Töpfern sein, Malen, Didgeridoo-Spielen oder Löffel verbiegen. Statt uns den Burger zu vermiesen.

Verstehen Sie mich nicht falsch, von mir aus kann man 800 Burger-Varianten kreieren, kann Taubeneier und Goji-Beeren ins Brötchen reinpacken – alles, von dem man überzeugt ist, dass es das Restaurant *special* macht. Aber wenn es ein anspruchsvoller Diner nicht zustande bringt, einen klassischen Burger anzubieten – nur einen einzigen! –, man also gezwungen ist, bei McDonald's und Burger King zu essen oder nach Deitingen zu Cindy's oder Five Guys nach Freiburg zu fahren, dann ist es gelaufen. Dann ist das ein Zeichen, dass es mit uns zu Ende geht.

Aber ich habe noch Hoffnung. Mir ist zwar klar, dass das Leben einfacher ist, wenn man keine Szene macht. Und sich ganz bestimmt nicht als Gast outet, der die Kreativität des Kochvirtuosen geringschätzig behandelt. Es ist bequemer, ohne aufzumucken 28 Franken für ein unliebsames Hackfleischsandwich hinzublättern, auch wenn man damit Übergangslos zum Oberbünzli mutiert.

Jedoch vertraue ich auf die schweigende Mehrheit, die zähneknirschend Burger mit Zwiebel-Confit verzehrt (während sie sich gleichzeitig einredet, es gut zu finden), also, dass die sich bei ihrer nächsten Bestellung gegen diesen Zivilisationsbruch wehrt. Der Anfang ist ja jetzt getan.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

**Lösungswort** — Warenlageplan für Warenlager

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **3** Oldschool bis obsolet, das schwarze Brett im Net. **6** Die folgende Aussage ist falsch: die vorhergehende ist wahr. **12** Ein Magazin, aber keins, in dem Geschosse stecken; ein Stock, doch weder Geschoss noch Stecken. **14** «Är cha nid brämse, cha nid stüre, drum het är so mängi Büle.» – Christian Schenker & Grüvelli Tüüfeli **15** Die späterblühenden Körbchenblütler aus dem Heiland. **16** Statistisch als Textelement konsistent die Konjunktion mit der höchsten Okkurrenz. **17** Wo – nicht sehr subtil: ein Anagramm von unstabil – Erdogans Werdegang einst begann. **18** Der Trickstrick mit Schlingen, den die Kuhbuben schwingen. **19** Redensartlich wird dabei Brandrückstand aufs Haupt gestaubt. **22** Die einzige metropolitane Agglomeration der Kiwination. **25** Etwa in overseischen Seen, Weihern und Teichen die Eier in Laichen. **26** Schliesst jeweils einer mit drei seiner Steine so eine, verliert sein Gegner einen der seinen. **27** Englischer Geselle einer Revolution gegen die industrielle Revolution. **28** Selbst die süßen sind fabelhaft sauer, kommt man daran nicht heran. **29** Sprachlich ist der Schirmherrschaft Schirm eines Göttervaters Schild.

Senkrecht — **1** Wie lang man im Mittel effektiv mit Mitteln rechnen kann, gibt die an. **2** Worin sich Schläger mit Schlägern mit Schlägern mit Schlägern zum Schlagabtausch zusammenschliessen. **3** Vom Leben des Messias – nicht Marias, sondern Mandys Sohn – erzählt eine pythoneske Film-Produktion. **4** Der professionelle Jemand für einen professionellen Einband. **5** Gestaltlich sorgfaltgehaltlich evident insuffizient. **6** Weisen über den Gehörsinn auf Gefahr hin. **7** Wer dass hir schräiben tut, kan es nikt so gut. **8** Erleichtert um eintausend Kilogramm würde der Mann aus einem Kärntner Ort gerade stationär versorgt. **9** Als instrumentelle Klaviatur eine instrumentale Fuss-Armatur. **10** Wünscht man sich hinterm Berg auf dem Berg. **11** Die «Vortsetzung» zeigt die Vor- einer Geschichte. **13** Für dieses Einigermassen sind zwei Dermassen erforderlich. **20** Snorris war die Fibel der «alden» Skalden. **21** Was, wer nicht mehr, ist. **23** Sei nicht 21 Senkrecht! **24** Ist da, wo das now, Vogel oder Klosterfrau.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 729

Waagrecht — **6** LUFTLOECHER **10** MACHENSCHAFTEN **14** CHALET: Anagramm von «Achtel» **15** KALTE (Füsse kriegen) **16** ERL: Bridge-Piercing **17** WAKEBOARD **19** CORPUS (Delicti/Christi) **20** Les Mille et Une NUITS: franz. Tausendundeine Nacht **23** SHIN: engl. Schienbein **24** ROEMERIN: «Die spinnen, die Römer!» – Obelix **25** SAIGON: alter Name von Ho-Chi-Minh-Stadt **26** ERAMOS: span. wir waren (ser, nicht estar) **27** HEFEZOEPFE **28** BIM, bam

Senkrecht — **1** WUCHERHAFT **2** STELLUNG (beziehen) **3** POST: als Präfix mit der Bedeutung «nach» **4** Träume sind SCHAEUME (Redensart) **5** Das HEFT (Griff z.B. einer Waffe) in der Hand haben = das Sagen haben **6** LACROSSE **7** ECKKNEIPE **8** HALBIEREN **9** METRONOM **11** HARPIE: nach mythologischen Kreaturen benannte Greifvogelart **12** NEWSROOM **13** To read TEA leaves: engl. (sinngemäss) aus dem Kaffeesatz lesen **18** Home ALONE: Kevin – Allein zu Haus (der Film) **21** TRAB: rückwärts Bart **22** SIM: Steht für Subscriber Identity Module.

Lösungswort — **PLANWAGEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

BEAUTIFUL FAST CARS

NEW JAGUAR F-PACE HARD TO FORGET



Der neue Jaguar F-PACE ist jetzt noch begehrenswerter – mit einem wunderschön neu gestalteten Exterieur und einem völlig neuen Premium-Interieur, das beispielhaft für den Luxus von Jaguar steht. Jede Fahrt wird zu einem echten Erlebnis – HARD TO FORGET.

Jetzt Probe fahren!

jaguar.ch

